Dbl. zu Bd. 1987

BOSTON MEDICAL LIBRARY
in the Francis A. Countway
Library of Medicine ~ *Boston*

Bemerkungen
über die Krankheiten der Truppen in Jamaika,

und die beſten Mittel, die Geſundheit der Europäer in dem daſigen Klima zu erhalten,

durch

John Hunter,

der Arzneykunſt Doctor, Mitglied der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Feldarzt.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Leipzig
in der Weidmannſchen Buchhandlung
1792.

Vorrede des Verfaſſers.

Folgende Beobachtungen ſind unter der Zeit gemacht worden, da ich die Beſorgung und Oberaufſicht über die Soldatenhoſpitäler in der Inſel Jamaika von dem Anfang des Jahres 1781 bis in dem Monat May 1783 hatte.

Die ſchreckliche Sterblichkeit, die allemal mit den kriegeriſchen Unternehmungen in Weſtindien, zu Folge der unter den Truppen daſelbſt herrſchenden Krankheiten verknüpft geweſen iſt, muß nothwendig einen jeden Verſuch, die Urſachen dieſes unglücklichen Erfolges und die Mittel dagegen zu entdecken, zu einem der Aufmerkſamkeit des Publikums würdigen Gegenſtand machen.

Ich habe mich bey dieſer Unternehmung lediglich auf eine Nachricht und Erzählung von ſolchen Thatſachen und Umſtänden eingeſchränkt, die ich ſelbſt zu beobachten Gelegenheit hatte. Es geſchah dieſes nicht, um dadurch den Werth der Bemühungen andrer Aerzte und Schriftſteller, die auch von dieſem Gegenſtande gehandelt

haben, zu vermindern, ſondern blos aus der Ueberzeugung, daß ſo wie es in allen andern Theilen der Naturlehre der Fall iſt, alſo auch in der Arzneykunſt, ein Schriftſteller, der ſich auf die bloße Erzählung der Dinge einſchränkt, die er ſelbſt geſehen hat, hierdurch aller Wahrſcheinlichkeit nach weit mehr zu der Verbeſſerung und Erweiterung der Wiſſenſchaft beytragen wird, als wenn er ſich den Werth ſeiner Arbeiten dadurch zu erhöhen bemühet, daß er die Meynungen andrer über den nämlichen Gegenſtand ſammlet: indem er hierbey allemal Gefahr läuft dieſe Meynungen falſch zu verſtehen oder nicht gehörig vorzutragen.

Es findet ſich zwiſchen den Krankheiten aller warmen Himmelsgegenden eine große Aehnlichkeit, und es ſcheint vorzüglich das nachlaſſende Fieber diejenige Krankheit zu ſeyn, die am meiſten in allen dieſen Gegenden herrſchet. Die Fieber, die an der Küſte von Afrika*) und die, die

*) Man ſehe Robertſons Tagebuch über die auf dem Schiff, der Regenbogen, herrſchenden Krankheiten (Phyſical Journal kept on board his Majeſty's Ship Raiubow Part. I. Chap. 1. 2.)

die an den Ufern des Ganges herrſchen *), ſind nach den davon gegebenen Beſchreibungen zu urtheilen, mit den nachlaſſenden Fiebern in Jamaika faſt die nämlichen. Es iſt daher gleichfalls wahrſcheinlich, daß die nämliche Heilmethode die wir in Jamaika dienlich befunden haben, auch in dieſen und andern ähnlichen warmen Gegenden gleiche gute Dienſte leiſten würde: es kann aber dieſe Meynung blos durch die Erfahrung beſtätigt werden **).

*) Man ſehe Clarks Bemerkungen über die Reiſen nach Oſtindien (Obſervations on Voyages to the Eaſt Indies p. 165. Caſe VI. etc. des Originals.)

**) Unſer Verfaſſer iſt von dem Dr. John Hunter, der der jüngere Bruder des berühmten Dr. William Hunters iſt, verſchieden. Letzterer war vorher ein Wundarzt. Von unſerm Verfaſſer ſind in den Medical Transactions einige Abhandlungen befindlich. Ich erinnere dieſes deswegen, weil die Aehnlichkeit des Namens und Standes die Urſache iſt, daß in des Herrn Prof. Reuß Gelehrten England I Theil S. 203. beyde für eine Perſon gehalten werden. A. d. Ueb.

Inhalt.

Inhalt.

Bemerkungen über die Krankheiten der Truppen in Jamaika. = = Seite 1
Einleitung. = = = = 1
Von der Lage, Beſchaffenheit des Landes, dem Klima und den Produkten der Inſel Jamaika. = 1

Erſtes Hauptſtück.

Erſter Abſchnitt. Von den Urſachen der Krankheiten und der Sterblichkeit unter den Soldaten und andern Europäern in Jamaika. = = = 9
Zweyter Abſchnitt. Von der Vorſicht, die man bey Abſendung der Truppen nach Weſtindien zu beobachten hat; und von den Mitteln die Geſundheit derſelben in dem daſigen Klima zu erhalten. = 20

Zweytes Hauptſtück.

Von der Anzahl der Todten, welche die in Jamaika befindlichen Regimenter jährlich hatten, und von dem verſchiedenen Grad der Geſundheit der verſchiedenen Quartiere. = = = = = 29
Das erſte Batallion des ſechzigſten Regiments. = 31
Neun und ſiebenzigſtes Regiment. = = 34
Acht und achtzigſtes Regiment. = = 35
Fünf und achtzigſtes Regiment. = = 37
Zwey und neunzigſtes Regiment. = = 39
Drey und neunzigſtes Regiment. = = 40
Vier und neunzigſtes Regiment. = = = 41
Das

Das Regiment des Herzogs von Cumberland. S. 44
Vierzehntes Regiment. . . 45
Neunzehntes Regiment. . . 47
Das neun und neunzigſte Regiment. . . 50
Drittes, drey und ſechzigſtes, vier und ſechzigſtes und ein und ſiebenzigſtes Regiment. . . 51

Drittes Hauptſtück.

Von Fiebern. . . . 57
Erſter Abſchnitt. Von den Zufällen der nachlaſſenden Fieber. . . . 57
Zweyter Abſchnitt. Von der Behandlung der nachlaſſenden Fieber. . . . 79
Dritter Abſchnitt. Von der Natur und der Urſache des nachlaſſenden Fiebers. . . 117
Nachricht von dem, was man bey der Leichenöffnung von drey und zwanzig Soldaten und Officieren gefunden hat, die in Weſtindien an dem ſogenannten gelben Fieber verſtorben waren. . . 151
Vierter Abſchnitt. Von den Wechſelfiebern. 157
Fünfter Abſchnitt. Von der Heilung der Wechſelfieber. 157

Viertes Hauptſtück.

Von der Ruhr. . . . 164
Erſter Abſchnitt. Von den Zufällen der Ruhr. 164
Zweyter Abſchnitt. Von der Heilung der Ruhr. 168

Fünftes Hauptſtück.

Von der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen. (Dry-Belly-Ach.) . . 183
Erſter Abſchnitt. Von den Zufällen bey der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen. . . 183
Zweyter Abſchnitt. Von der Heilung der Colik oder des trocknen Bauchgrimmens. . . 187

Dritter

Dritter Abſchnitt. Von der Urſache dieſer Colik oder des trocknen Bauchgrimmens. . S. 197

Sechſtes Hauptſtück.

Von offenen Schäden und Geſchwüren. . 207

Siebentes Hauptſtück.

Von einigen andern Krankheiten, denen die Soldaten in Jamaika ausgeſetzt zu ſeyn pflegen. . 214
Erſter Abſchnitt. Von der veneriſchen Krankheit. 214
Zweyter Abſchnitt. Von einigen Beſchwerden, die von Inſekten entſtehen. . . 217
Dritter Abſchnitt. Von entzündungsartigen Krankheiten. . . . 222
Vierter Abſchnitt. Von der Abzehrung, dem Wahnſinn und dem Rothlauf von der Hitze. . . 226

Achtes Hauptſtück.

Bemerkungen über einige Krankheiten der Negern. 229

Neuntes Hauptſtück.

Von der beſten Weiſe, für die kranken Soldaten in Jamaika und auf den andern weſtindiſchen Inſeln Sorge zu tragen. . . . 237

Bemer=

Bemerkungen
über die
Krankheiten der Truppen in Jamaika.

Einleitung.

Von der Lage, Beſchaffenheit des Landes, dem Klima und den Produkten der Inſel Jamaika.

Die Inſel Jamaika liegt zwiſchen dem ſechzehnten Grad und ein vierzig Minuten, und dem achtzehnten Grad und vierzig Minuten nördlicher Breite, und zwiſchen dem ſechs und ſiebenzigſten und acht und ſiebenzigſten Grad dreyßig Minuten der Länge weſtwärts von London. Sie iſt von einer länglichtrunden Figur, und von Oſten bis Weſten faſt hundert und funfzig engliſche Meilen lang, und da wo ſie am breiteſten iſt, ohngefähr funfzig engliſche Meilen breit. Ich muß unterdeſſen doch erinnern, daß die Länge, Breite und Lage dieſer Inſel, nicht hinlänglich genau beſtimmt ſind, indem ſich zwiſchen den beſten Charten die wir von dieſer Inſel haben, eine Verſchiedenheit von zwanzig engliſchen Meilen findet *).

Dieſe

*) Man ſehe Craskell's Survey, Belli'ns Seeatlaß, Jeffery's weſtindiſchen Atlaß und Longs Geſchichte von Jamaika. A. d. Verf.

Dieſe Inſel iſt wie die meiſten weſtindiſchen Inſeln ſehr bergigt. Gegen die Seeküſte zu findet ſich faſt um die ganze Inſel herum flaches Land, allein es erſtrecket ſich ſolches ſelten mehr als einige Meilen weit in das Land hinein, und die Berge ſteigen auch ziemlich ſteil ſehr hoch in die Höhe. Es ſind dieſelben an den meiſten Orten bis zu ihrer Spitze mit Wald bedecket, und ſie bilden eine Kette, die ſich von einem Ende der Inſel bis an das andere erſtrecket. Sie haben ein ſonderbares Anſehen, indem ihre Seiten aus hervorragenden Erhabenheiten und darzwiſchen befindlichen tiefen Schlünden beſtehen, die durch die außerordentlich ſtarken Ströme von Waſſer verurſachet werden, die nach ſtarken Regengüſſen von dieſen Bergen herabfließen. Die Spitzen dieſer Berge ſind gemeiniglich mit Wolken bedecket, die oft bis auf die Hälfte ihrer Höhe herabhängen, und dadurch einen ſehr maleriſchen Anblick hervorbringen. Man pflegt dieſe Berge, nach dem öſtlichen Ende der Inſel zu, wo ſie am höchſten ſind, mit dem Namen der blauen **Berge** zu belegen. Bis jetzt iſt ihre Höhe noch durch keine genaue Meſſung beſtimmt worden. Unterdeſſen verſichert man doch, daß die höchſte Spitze der blauen Berge nach einer geometriſchen Meſſung, die man dem Herrn **Macfarlane** zuſchreibt, 7200 Fuß oder 2400 Ruthen über die Oberfläche der See betrüge. Die barometriſchen Beobachtungen des Dr. **Clerk** (ſiehe die Edinburgiſ. Medical Comment. auf das J. 1780. p. 248.) geben, wenn man ſie nach des General **Roys** ſeinen Tabellen, in Rückſicht auf die Ausdehnung (tables of allowance for expanſion) berechnet, 7431 Fuß; wir werden daher gewiß nicht irren, wenn wir ſagen, daß dieſe Berge über 7000 Fuß hoch ſind. Man kann ſich einige Begriffe von ihrer Höhe aus der Kälte machen, die man gegen ihrer Spitze empfindet. Auf der höchſten Spitze oder dem ſogenannten

ten Peak der blauen Berge, welches der höchſte Ort der ganzen Inſel iſt, ſtieg das Thermometer von 47 Grad (nach Fahrenheit) wie es um Sonnenaufgang ſtand, bis zu 58 Grad des beſagten Thermometers, und dieſes im Monat Auguſt. (Man ſehe die Medical Comment. am angef. Ort.)

Die Hitze iſt in den niedrig gelegenen Ländereyen längſt der Seeküſte, auf der Südſeite der Inſel am größten. Das Thermometer ſteht in den Monaten May, Junius, Julius, Auguſt und September, zwiſchen ein und zwey Uhr Nachmittags, welches die heißeſte Zeit des Tages iſt, zwiſchen fünf und achtzig bis neunzig Grad. In den andern Monaten des Jahrs iſt die Hitze den Tag über, ohngefähr um fünf Grad geringer; allein der Unterſchied in der Wärme der Luft, iſt zur Nachtzeit zwiſchen den vorigen Monaten und den letztern, weit beträchtlicher. Denn in den heißen Monaten fällt das Thermometer zur Nachtzeit ſelten unter den achtzigſten Grad; da es hingegen im December, Januar, Februar und März, welches die kälteſten Monate im Jahr ſind, oft des Nachts über bis auf ſiebenzig Grad herabſinkt. Ja ich ſahe es ſogar einmal bey Sonnenaufgang, welches die kälteſte Zeit in vier und zwanzig Stunden iſt, bis auf neun und ſechzig Grad, an einem von Ramsden verfertigten und nach Fahrenheit eingetheilten Thermometer, fallen. Dieſe letztern Beobachtungen ſind in der Stadt Kingſton gemacht. So wie man aber in den Bergen höher hinaufkömmt, nimmt die Wärme merklich ab. Zu Stoney-Hill, welches zehn engliſche Meilen von Kingſton, aber gar nicht hoch in den Gebirgen liegt, findet ſich ſchon in der Temperatur ein Unterſchied von faſt zehn Graden. Zu Cold Spring, welches nach Herrn Mac-Farlanes Schätzung, ohngefähr 1400 Ruthen über der Oberfläche der See liegt, beträgt

trägt der Unterſchied der Temperatur nicht weniger als zwanzig Grad. In den zwiſchen den hier genannten Orten befindlichen Gegenden, findet ſich eine ſolche höchſt angenehme Mannichfaltigkeit des Klima, daß wenige Länder dergleichen beſitzen werden; und die Luft iſt in den kleinen Thälern die zwiſchen den Bergen liegen, ſo temperirt, daß Aepfel, Stachelbeere und andre europäiſche Früchte, und auch die nämlichen Gewächſe, die man in den engliſchen Gärten zieht, mit beſtem Erfolg daſelbſt gebauet werden.

Die Winde wehen in den zwiſchen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wie bekannt iſt, ſo, daß ſie zwiſchen Oſten und Weſten dem Lauf der Sonne folgen. Den Tag über wehen ſie auf der Inſel Jamaika, auf dieſe Art, anhaltend fort, abgerechnet die Veränderungen die in ihrer Richtung durch die Geſtalt des Landes, deſſen Erhöhungen u. ſ. w. gemacht werden. Während der Nacht aber, dringt die auf der Spitze der Berge verdichtete Luft in das tiefer gelegene Land herab und machet das, was man hier zu Lande den Landwind (the land breeze) nennt. Im Monate November und December wehet der Nordwind, und dieſes zwar zuweilen verſchiedene Tage nach einander, und dieſer kömmt gänzlich von dem feſten Lande von Amerika. Man ſpürt ihn in einem ſtarken Grade auf der nördlichen Seite der Inſel, ja er geht ſogar über die hohen Berge herüber und wehet zuweilen verſchiedene Tage nach einander auf der Südſeite.

Man nennt die Monate Auguſt, September und October die Hurrican- oder Sturmmonate, weil ſich in denſelben heftige Windſtürme und Platzregen ereignen. Bey dergleichen Stürmen wehet der Wind nicht in einer Richtung, ſondern in heftigen Stößen und Wirbelwinden, die von allen Himmelsgegenden herkommen.

kommen. Und da die Laſt und Schwere des Waſſers die Geſchwindigkeit des Windes vermehret und ſeine Gewalt verſtärket, ſo berauben dieſe Stürme die Bäume ihrer Blüthen und Aeſte, ja ſie reiſſen oft ſolche mit den Wurzeln aus dem Erdboden heraus; ſie vernichten die Feldfrüchte, ſtürzen Häuſer über den Haufen und es bleibt nach einem ſolchen Sturm das Land in einer gleichförmigen Verheerung zurück. Es iſt faſt unglaublich, welche ſchwere und feſte Körper durch dergleichen Stürme auf eine ziemliche Strecke fortgeführt werden, und man hat ſolche Beyſpiele davon, daß die Erzählungen davon jedermann unglaublich ſcheinen würden, wenn ſie nicht durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe beſtätiget würden. Im Jahr 1780. wurde am dritten October das weſtliche Ende dieſer Inſel, durch einen ſolchen Hurrican, der hier von einer ungewöhnlichen Heftigkeit war, in den übrigen Theilen der Inſel aber, wenig oder gar keinen Schaden that, faſt zur Wüſten gemacht. Vor dieſer Zeit hatte die Inſel Jamaika ganzer ſechs und dreyßig Jahr lang, nicht erheblich von Stürmen gelitten; allein ſeit dieſem Jahr hat alle Jahre, das von 1782 ausgenommen, ein oder anderes Theil der Inſel, durch dergleichen heftige Stürme viel Schaden gehabt.

Das Jahr wird auf dieſer Inſel in die trockne und in die Regenzeit abgetheilet. Man erwartet gemeiniglich die Entſtehung der Regen im May und October, allein dieſe Ordnung leidet viel Ausnahmen. Von dem Regen, den wir jährlich auf dieſer Inſel haben, fällt der größte Theil in den ſechs Monaten, von der Mitte des May bis zu der Mitte des Novembers, und dieſe Menge macht wahrſcheinlicher Weiſe Dreyviertel von der Menge des Regens aus, der im ganzen Jahr fällt. Die ſtärkſten Regengüſſe kommen von der See, und ſie halten zuweilen ohne auszuſetzen, einen oder mehrere

Tage an, binnen welcher Zeit eine unglaubliche Menge von Waſſer aus den Wolken herabfällt. Die leichten Regen kommen von den Bergen her, und es pflegen ſolche viele Tage hinter einander faſt immer um die nämliche Stunde ſich wieder einzuſtellen. Ich muß jedoch erinnern, daß das, was ich hier ſage, hauptſächlich von Kingſton und der benachbarten Gegend gilt. Die Menge des Regens, der jährlich fällt, beläuft ſich auf ſechzig bis ſiebenzig Zoll. Die Entſtehung der von den Bergen kommenden Regen, rührt von den warmen Winden her, die von der See kommen, aber an die hohen auf der Inſel befindlichen Berge ſtoßen. Die Dünſte mit denen dieſe Winde beladen ſind, werden an den Bergen in Wolken verdickt, die nachdem ſie ſich einige Zeit angehäuft haben, ſodann nach den niedrig gelegenen Gegenden der Inſel hingeleitet werden und ſich in Regen herabgießen. Gemeiniglich pflegt dabey ein ſtarkes Donnerwetter mit verknüpft zu ſeyn. Es thut unterdeſſen doch der Bliß auf der Inſel ſelten viel Schaden, weil die hohen Berge als Ableiter zu wirken, und die elektriſche Materie nach der Erde herabzuführen ſcheinen. Die hoch gelegenen Gegenden leiden ſelten durch den Mangel des Regens, obgleich an der Seeküſte das Land oft dadurch ganz ausgedörrt wird.

Es giebt in Jamaika viele Flüſſe, die nach allen Richtungen von den Bergen herablaufen, es iſt aber unter ſolchen kein einziger ſchiffbar, als der ſo genannte ſchwarze Fluß (Black river). Alle dieſe Flüſſe ſind ſehr reiſſend und es ſchießt durch ſolche, wenn ſtarke Regen auf den Gebirgen fallen, eine außerordentlich große Menge von Waſſer herab. Einige derſelben verbergen ſich plötzlich unter die Erde, und brechen eben ſo plötzlich in kurzer Zeit wieder heraus; unterdeſſen giebt es aber doch einige unter denen ſich in die Erde verlierenden Flüſſen, deren fernerer Fortlauf nach ihrem Verſchwinden nicht

nicht wieder entdecket werden kann. Man hat auch Beyſpiele, daß ſtarke Ströme von Waſſer, gleich auf einmal aus der Erde hervorbrechen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es unter ſo hohen Bergen, als man auf dieſer Inſel findet, viele unterirrdiſche Gänge für das Waſſer giebt. Man findet in den tiefer gelegenen Gegenden oder dem platten Lande wenig Oerter, wohin man nicht fließendes Waſſer leiten könnte, allein man hat dieſes bis jetzt in der daſigen Landwirthſchaft noch nicht gethan, und an den meiſten Orten behilft man ſich zum häuslichen Gebrauch blos mit gegrabenen Brunnen oder mit Ciſternen.

Der Himmel iſt auf dieſer Inſel ſelten mit Wolken bedecket, die Regenzeit ausgenommen. Die Nächte ſind ungewöhnlich helle und der Mond und die Sterne ſcheinen mit einer Klarheit, die um vieles heller iſt, als es in Europa gewöhnlicher Weiſe geſchieht. Bey dem Aufgang und Untergang der Sonne, erſcheint der Himmel mit einer unbeſchreiblichen Pracht, und iſt mit den ſchönſten Farben vergoldet, wodurch er einen von den vortreflichſten Anblicken in der Natur darſtellet.

Der Boden iſt an den Stellen wo er nicht felſigt iſt, im Ganzen fruchtbar. Man trift überall eine rauhe, auf der Oberfläche durchlöcherte Felſenart an, die man Honigkuchenfels (honey-comb rock) nannte; das löcherichte und zellenförmige Anſehen dieſes Kalchſteins rühret davon her, daß die Luft und der Regen darauf gewirket und die weichen Theile aufgelöſet, die härtern aber übrig gelaſſen haben.

Es iſt dieſe Inſel mit allen Arten von Nahrungsmitteln gut verſehen, und man könnte noch weit mehr darinnen erziehen, als zur Ernährung der Einwohner nöthig iſt. Allein der Bau des Zuckerrohrs iſt ſo einträglich, daß jedermann ſich damit beſchäftiget, und es werden alſo viele Dinge von auswärts eingeführt, die man entweder auf der Inſel ſelbſt ziehen, oder doch

deren Stelle mit andern hier gewachſenen eben ſo gut erſe- tzen könnte. Das Rindfleiſch und Schöpſenfleiſch ſind gut, und das Schweinefleiſch vortreflich. Man hat auch grüne Gartengewächſe und eßbare Wurzeln von verſchiedener Art ſowohl häufig, als in großer Vollkommenheit. Diejenigen Obſtarten, die in denen zwiſchen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden gewöhnlicher Weiſe wachſen, kommen hier alle gut fort, und werden, wenn man nur ein wenig Sorgfalt darauf wendet, ſehr gut und von einem angenehmen Geſchmack *). Längſt der Küſte und in den Flüſſen, findet ſich eine große Menge von vortreflichen Fiſchen. Das Geflügel iſt von der beſten Art, und man hat zu beſondern Zeiten des Jahrs, auch wilde Vögel von verſchiedner Art in großer Menge.

*) Man ſehe eine Nachricht von den in Jamaika wachſenden Arzneypflanzen, worunter auch viel eßbare ſind, von Will. Wright in dem Lond. Med. Journ. Vol. VIII. ꝛc. und in den Samml. auserleſener Abhandlungen für praktiſche Aerzte. XIV B. S. 375. u. f.

Erſtes Hauptſtück.

Erſter Abſchnitt.

Von den Urſachen der Krankheiten und der Sterblichkeit unter den Soldaten und andern Europäern in Jamaika.

Von der erſten Entdeckung von Weſtindien an bis auf die gegenwärtige Zeit, ſind alle dahin geſchehene Kriegszüge und Auswanderungen immer mit einem großen Sterben unter den dahin neu angekommenen Europäern verknüpft geweſen. Schon Columbus und ſein Gefährte litten ſehr viel an Krankheiten, und die nachmals nach Weſtindien kommenden Europäer, die dort ihr Glück zu machen ſuchten, hatten kein beſſeres Schickſal. Der erſte Kriegszug von einiger Wichtigkeit, der von England nach Weſtindien geſchahe, erfolgte unter Oliver Cromwells Regierung; da aber der Anfall den man auf die Inſel Hiſpaniola machte, keinen glücklichen Erfolg hatte, ſo überfiel man Jamaika und eroberte ſolches. Unterdeſſen ſtarb doch der größte Theil von der auf der engliſchen Flotte befindlichen Mannſchaft daſelbſt an Krankheiten. Man erinnert ſich bey uns in England noch immer der unglücklichen Unternehmung gegen Carthagena, (unter dem Admiral Vernon im Jahr 1742) und dieſes mehr wegen der großen Anzahl von Menſchen, die dabey an Krankheiten umkam, als wegen des Mangels eines glücklichen Ausgangs der ganzen Unternehmung. Und obgleich die engliſche Nation in einem der folgenden Kriege bey ihren Unternehmungen auf Martinique, Guadaloupe und die Havanah glücklicher war, ſo wütheten doch die Krankheiten unter den Truppen und auf der Flotte ſo heftig, daß nach dieſen Siegen, nach einem halben

Jahre von den sieghaften Truppen wenig mehr am Leben waren.

Auch in dem letzten amerikaniſchen Krieg hat England aus ähnlichen Urſachen großen Verluſt, ſonderlich auf der Inſel St. Lucia, auf Jamaika und auf dem ſpaniſchen feſten Lande erlitten. Man ſendete im Jahr 1780. vier Regimenter von England nach Jamaika. Es langten dieſelbigen am erſten Auguſt auf dieſer Inſel an, allein vor dem Ende des Januars des folgenden Jahrs, und alſo ehe noch einmal ſechs Monate völlig verfloſſen waren, war ſchon die Hälfte von dieſen Truppen tod, und ein beträchtlicher Theil von den Uebrigen zum Soldatendienſt untüchtig. Es iſt in der That traurig, daß man bey uns in England, ohnerachtet dieſes wiederholten großen Verluſtes, und da Weſtindien in den letzten zwey Kriegen mit Frankreich der vornehmſte Schauplatz des Krieges geweſen iſt, und es wahrſcheinlicher Weiſe, wenn wiederum ein Krieg ausbrechen ſollte, auch wieder werden wird, daß, ſage ich, man ohnerachtet aller dieſer Umſtände, doch noch keine Mühe angewendet hat, in Zukunft eine ſo große Sterblichkeit zu verhüten. Wenigſtens iſt das was man gethan hat, der Wichtigkeit dieſer Sache keineswegs gemäß, und es ſind alſo die nützlichen Erfahrungen die man in dem einem Krieg gemacht hat, vor dem Anfang eines andern Kriegs ſchon wieder verloren gegangen. Es ſcheint bey dem Beſchluß eines Krieges die ſchicklichſte Zeit zu ſeyn, die nützlichen Erfahrungen, die wir leider ſo theuer erkauft haben, zu ſammeln, und aus ſolchen die beſten Regeln und Einrichtungen herzuleiten, durch die wir ins Künftige ein ähnliches Unglück verhüten können. Ich glaube aber, daß man die Mittel, durch welche man einen ſo wünſchenswerthen Endzweck erlangen kann, am beſten einſehen und am wirkſamſten in Ausübung wird bringen können,

können, wenn man vorher die gewöhnliche Urſache der häufigen Krankheiten und großen Sterblichkeit in Weſtindien einigermaßen hat kennen lernen.

Die Krankheiten die den Soldaten und überhaupt allen Europäern in Weſtindien ſo tödlich zu ſeyn pflegen, ſind von zweyerley Gattung, nämlich **Fieber** und **Bauchflüſſe**. Dieſe beyden Gattungen von Krankheiten, herrſchen bey allen Armeen in der Welt, allein in den zwiſchen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wüthen ſie mit einer beſondern Heftigkeit. Es ſcheint zwiſchen beyden Krankheitsgattungen eine innige Verbindung ſtatt zu finden, indem ſie oft zu gleicher Zeit mit einander vorhanden ſind, oft mit einander abwechſeln, und es ſich nur ſelten zuträgt, daß eine derſelben epidemiſch iſt, ohne daß man dieſes nämliche nicht auch in Anſehung der andern beobachtet. Wahrſcheinlich iſt es, daß beyde von der nämlichen Urſache herrühren, die vielleicht nur auf eine verſchiedene Art abgeändert iſt. Die in den heißen Himmelsſtrichen ſo tödlichen Fieber, ſind dem ſogenannten **Fieber moraſtiger Gegenden**, (Marsh feuers) oder dem **remittirenden Fieber** ähnlich; allein ſie ſind bey ihrem Anfang viel heftiger, haben einen weit ſchnellern Fortgang und ſind im Ganzen weit tödlicher, als man alles dieſes bey denen ihnen ähnlichen Fiebern in Europa beobachtet. Sie entſtehen von der nämlichen Urſache, nämlich von ſchädlichen Ausdünſtungen feuchter, tief gelegener und moraſtiger Gegenden. Daß dergleichen Ausdünſtungen eine Urſache der Fieber ſind, haben wiederholte Erfahrungen und Beobachtungen in allen Theilen der Welt beſtätiget.

Es ſcheint, daß zu der Hervorbringung ſolcher ſchädlichen Ausdünſtungen, vorzüglich die Zuſammenkunft und Verbindung von drey Umſtänden, nämlich der Hitze, Feuchtigkeit und verdorbnen vegetabiliſchen oder animaliſchen

ſchen Materien erfordert wird. Die Hitze der zwiſchen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden, wird zwar durchgängig als die Urſache ihrer Ungeſundheit angeſehen; allein es bringt doch ſolche nicht allein dergleichen ſchlimme Fieber hervor. Man ſieht dieſes aus dem Beyſpiele derer, die auf den Schiffen leben, die frey von Fiebern bleiben (wenn keine Anſteckung darzu kömmt); und eben dieſes zeigen die Bewohner gewiſſer trocknen ſandigen Stellen längſt der Küſte, an welchen die Hitze ungewöhnlich ſtark, der Aufenthalt aber doch geſund iſt, als z. B. Fort-Auguſta, Fort-Royal und andere mehr.

Auch die bloße Feuchtigkeit iſt, wenigſtens was die Entſtehung der Fieber betrift, unſchädlich. Die beyden zuletzt genannten Orte können hiervon einen Beweis geben, weil dieſelben faſt auf allen Seiten mit Waſſer umgeben ſind. Es iſt wahr, daß die Luft allda ungewöhnlich heiter iſt, allein es muß doch dieſelbige nothwendig mit Feuchtigkeit erfüllet ſeyn, weil die große Hitze der Sonne, auf das dieſe Oerter umgebende Waſſer wirkt *). Allein der aus dem Waſſer aufſteigende Dampf iſt unſchädlich, und dieſes auch ſogar alsdenn, wenn ſolcher unſern Sinnen dadurch merklich wird, daß er in Nebel und Wolken verdicket iſt. So iſt z. B. das Kirchſpiel von St. Thomas in dem Thal, (auf der Inſel Jamaika) alle Nächte mit einem dicken Nebel bedeckt. Es rührt dieſer von den Ausdünſtungen, der durch ſolches Thal gehenden Flüſſe her, welche Dünſte den Tag über durchſichtig und unſichtbar ſind. Allein gegen Abend werden ſie durch die kühle, von den benachbarten Bergen kommende Luft, verdichtet, und bleiben die ganze Nacht durch ſo lange ſichtbar, bis ſie am folgenden Tag die Sonne wieder zerthei-

*) Man ſehe auch die Medic. Transact. (Arzneykundige Abhandl.) Vol. II. p. 521.

zertheilet. Demohnerachtet aber ſind doch dieſe Nebel ganz unſchädlich.

Abgeſtorbene Vegetabilien und tode animaliſche Materien geben keine ſchädlichen Ausdünſtungen, wofern ſie nicht ſchon in einem Grad von Verderbniß ſich befinden, zu welchem ein gewiſſer Grad von Wärme ſowohl, als Feuchtigkeit erfordert wird. In den nach dem Nordpol zu gelegenen Ländern, iſt die Hitze nicht eher fähig ſchädliche Ausdünſtungen aus moraſtigen Gegenden zu erzeugen, als bis der Sommer eintritt; allein in Jamaika entſtehen dergleichen das ganze Jahr durch, aus feuchten und moraſtigen Gegenden. Dieſe Ausdünſtungen ſind auch allemal, ſo wie diejenigen Wohnplätze ungeſund, die unter dem Winde von ſolchen Moräſten liegen. Der trockne Theil der Inſel bleibt auch bey warmen Wetter geſund, er wird aber ungeſund ſo wie die Regenzeit eintritt. Nach ſtarken Regengüſſen, ſcheint jedes Stück des flachen Landes die nämlichen ſchädlichen Ausdünſtungen zu erzeugen, die ſonſt blos aus den Moräſten hervorſteigen. Denn es trift die Feuchtigkeit allemal eine hinlängliche Menge von abgeſtorbenen vegetabiliſchen und animaliſchen Materien an, die durch die vorhergehende Sonnenhitze eingetrocknet und aufbehalten worden ſind.

In trocknen ſandigen Gegenden, die die See in der Nähe rings um ſich herum haben, trift man wenig ſolche abgeſtorbene und tode vegetabiliſche und animaliſche Theile an. Es mangelt hier auch die Feuchtigkeit, weil der Regen, ſo wie er fällt, gleich von dem Sande wieder eingeſogen wird. Dieſes iſt die Urſache warum dergleichen Stellen geſund ſind, und hier faſt gar keine Fieber gefunden werden. Auch hoch gelegene und bergigte Wohnplätze ſind geſund, weil die daſelbſt befindlichen toden und verwelkten animaliſchen und vegetabiliſchen Dinge, von dem häufig daſelbſt

daſelbſt fallenden Regen, der nicht in das Erdreich hineindringet, wieder weggewaſchen werden, weil das abflieſsende Regenwaſſer alle leichte und lockere Materien mit ſich fortführet. Dieſe durch den Regen fortgeſpielten faulichten Theile aber, werden nun zwar häufig in denen am Fuße der Hügel gelegenen Thälern abgeſetzt; allein es ſind dieſe Thäler ſo klein, daß ihre Oberfläche nicht groß genug iſt, um daß aus ihr Dämpfe aufſteigen können, die nur in irgend einem Grade ſchädlich ſind. Hierzu kömmt noch, daß die Einwohner der Inſel Jamaika ſich nie in ſolche tiefgelegene Thäler und Schluchten anbauen, ſondern allezeit erhabene und frey gelegene Gegenden zu ihren Wohnungen ausleſen.

Wieviel es zu der Geſundheit beyträgt, wenn man ein wenig über die Ausdünſtungen der moraſtigen Gegenden erhaben wohnet, kann man daraus urtheilen, daß in dem flachen Theil der Inſel, ſolche Häuſer die mit dem Erdboden eine Höhe haben, oder nur wenig darüber erhaben ſtehen, gewöhnlicher Weiſe auch diejenigen ſind, in denen die meiſten Krankheiten herrſchen.

Sollte man noch irgend es bezweifeln, daß die Ausdünſtungen aus feuchten und moraſtigen Gegenden die Urſache der in Jamaika herrſchenden Fieber ſind, ſo werden dieſe Zweifel durch folgende Thatſachen nothwendig gehoben werden. Schiffe die im Hafen von Port-Royal liegen, und deren Mannſchaft ſich bey vollkommner Geſundheit befindet, werden, wenn ſie den Hafen höher hinauf ſegeln, und gegen Kingſton, Rock-Fort oder noch darüber hinauf ſich vor Anker legen und daſelbſt einige Zeit liegen bleiben, in wenig Tage viele Kranke bekommen. Es werden nämlich die auf denſelbigen befindlichen Matroſen mit Fiebern befallen, die von den niedrigen Moräſten die am Ufer und an der Spitze des Hafens befindlich ſind, entſtehen, von welcher letztern Gegend die Ausdünſtungen alle Morgen zu der

Zeit,

Zeit, wenn der in Jamaika regelmäßige Seewind an zu wehen fängt, gegen die Schiffe durch ſolchen zugeführet werden; eine Sache, die man aus dem übeln Geruch den dieſer Wind hat, deutlich erkennt. Im Jahr 1782. wurden zwey Fregatten, die an der Spitze des Hafens vor Anker lagen, und die Inſel gegen die feindlichen Angriffe auf dieſer Seite beſchützen ſollten, nach vierzehn Tagen genöthigt dieſen Ankerplatz deswegen zu verlaſſen, weil ſie ſo viele Kranke am Bord hatten, ob man gleich die ganze Zeit über nur wenig Leute von dem Schiffsvolk hatte an das Land gehen laſſen. Die Kriegsſchiffe gehen nicht ſo hoch hinauf um Waſſer einzunehmen, da aber die Gegend wo ſie dieſes thun, ſehr feucht und moraſtig iſt, ſo geſchieht es gemeiniglich, daß die Leute, welche das Waſſer in die Fäſſer füllen, entweder gleich oder doch wenig Tage darauf krank werden; ja man hat Beyſpiele, daß von ſechzig oder ſiebenzig Mann, die zu einer ſolchen Arbeit gebraucht wurden, nicht ein einziger vom Fieber verſchont geblieben iſt.

Es kommen jedoch in dieſem letztern Falle noch gewiſſe Umſtände hinzu, welche die Wirkung der urſprünglichen Urſachen verſtärken, worunter die vornehmſte das Betrinken im Rum iſt. Man hat die Ausſchweifungen in dieſem Getränke durch die Erfahrung ſo ſchädlich befunden, daß viele auf die Gedanken gekommen ſind, als ſey dieſes die vornehmſte Urſache, von der großen Anzahl von Kranken in Weſtindien. Allein es iſt dieſes ganz und gar nicht gegründet, indem der Rum keine ſpecifiſche Kraft beſitzt, remittirende Fieber oder Ruhren hervorzubringen, ja dieſes in keinem ſtärkern Grad als andere abgezogene ſpirituöſe Getränke thut, die von ſich ſelbſt, nie dieſe Krankheiten hervorbringen. (Man ſehe *Pringle* diſeaſ. of the Army p. 87.) Man muß ferner bemerken, daß

der

der Zuckerbrandwein oder Rum, ſo weit als es die Fieber betrift, ohne Schaden in allen denen Fällen getrunken wird, wo die oben genannten Urſachen nicht vorhanden ſind, oder die Perſon, die ſich in ſolchem Getränke berauſcht hat, denſelbigen nicht ausgeſetzt iſt. Die Leute die am Bord der beyden Fregatten waren, tranken eben ſoviel Rum, ſo lange die Schiffe zu Port-Royal vor Anker lagen, als ſie es zu der Zeit thaten, da die Schiffe an der Spitze des Hafens befindlich waren, und doch waren ſie auf dem erſten Ankerplatz geſund und in dem letzten viele, von ihnen krank. Man muß die ſchädliche Wirkung des Trinkens von Rum dem zuſchreiben, daß er die verdauenden Kräfte des Magens und die Leibesbeſchaffenheit überhaupt ſchwächet; noch mehr aber rühret dieſes davon her, daß der darauf folgende Rauſch die Leute zu Ausſchweifungen und einem unordentlichen Verhalten bewegt, indem ſie z. B. in der Sonnenhitze ſtark gehen oder laufen, ſich während der Hitze des Tages oder den Nebeln der Nacht in der freyen Luft hinlegen, und in dieſer Lage ſchlafen. Alle dieſe Dinge pflegen ſchon von ſich ſelbſt, wenn auch kein Betrinken vorher gegangen iſt, ſehr vieles beyzutragen, die Fieber ſowohl heftiger als häufiger zu machen.

Außer dem Rum, pflegen auch noch folgende Dinge eben ſo ſchädliche Wirkungen in Hervorbringung und Verſchlimmerung der Fieber zu haben; große Ermüdung, ſchwere Arbeit, ſchlechte oder ſehr ſparſame Nahrung, langes Faſten, und alle Arten von Kummer und Unruhe der Seele. Es ſcheint überhaupt eine jede Sache, die den Körper auf irgend eine Art ſchwächt und erſchöpft, auf das kräftigſte zur Verſtärkung der urſprünglichen Urſache des Fiebers beyzutragen. Man glaubt durchgehends in Jamaika, daß das Naßwerden durch den Regen eine

eine Urſache zur Entſtehung der Fieber ſey. Alle dieſe hier genannten Umſtände, oder doch wenigſtens der größte Theil derſelben, findet bey ſolchen Soldaten ſtatt, die wirkliche Dienſte thun. Ueberlegt man nun noch die Schwierigkeit, ja die ſogar oft vorhandene Unmöglichkeit, für die Kranken an ſolchen Orten und unter ſolchen Umſtänden gehörige Sorge zu tragen; ſo kann man ſich einige Vorſtellung von den Urſachen jener ſchrecklichen Sterblichkeit machen, die ſich bey allen in Oſt- und Weſtindien befindlichen Armeen von Europäern bisher gezeigt hat.

Man muß ferner bemerken, daß diejenigen, die eben aus einem kühlen und geſunden Klima nach Jamaika und andern ſolchen Gegenden ankommen, vorzüglich den Fiebern unterworfen ſind, wie dieſes die tägliche Erfahrung bey allen neuen Ankömmlingen zeiget. Ein europäiſches Regiment hat im erſten Jahr nach ſeiner Ankunft, verhältnißweiſe allezeit mehr Todte, als in den folgenden, wofern der Ort des Aufenthalts und der übrigen Umſtände ſich gleich bleiben. Die große und plötzliche Hitze, der die neu angekommenen Europäer in Weſtindien und andern ähnlichen Gegenden ausgeſetzet ſind, trägt, indem ſie den Körper ſchwächet und ermattet, ohne Zweifel hierzu vieles bey. Allein es iſt dieſe Verminderung der Sterblichkeit, von der ich eben geredet habe, doch hauptſächlich dem Umſtand zu zu ſchreiben, daß der menſchliche Körper durch die Gewohnheit das Vermögen erlangt, ſchädlichen auf ihn wirkenden Urſachen zu widerſtehen. Tägliche Beyſpiele hiervon geben der Gebrauch des Opiums, der ſpirituöſen Getränke und viele giftige Subſtanzen ab. Es pflegen daher die Europäer, nachdem ſie einige Jahre in Weſtindien geweſen ſind, und ſich an das dortige Klima und die auf ſie wirkenden ſchädlichen Dinge gewöhnt haben, von den Urſachen der Fieber weniger als bey ihrer erſten

Ankunft zu leiden. Man hat ſelbſt in England die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Perſonen, die ihren Wohnplatz verändern und aus einer geſunden Gegend dieſes Landes in eine niedrige und mit Moräſten angefüllte ziehen, weit mehr als die in der letztern Gegend Gebornen, leiden. Auch die Negerſklaven geben ein ſehr auffallendes Beyſpiel von der Gewalt, die der Körper durch die Gewohnheit erlangt, der Urſache der Fieber zu widerſtehen. Denn obgleich dieſelben von dieſen Krankheiten nicht gänzlich verſchont bleiben, ſo leiden ſie doch im Ganzen von ſolchen weit weniger, als die Europäer. Man ſahe dieſes ſehr deutlich an denenjenigen Negern, die man mit den europäiſchen Soldaten im letztern amerikaniſchen Kriege zu der Unternehmung gegen das Fort St. Juan auf dem feſten Lande in Amerika brauchte, denn von dieſen ſtarb kaum ein einziger an Krankheit, da hingegen von den europäiſchen Soldaten nur wenige oder vielmehr gar keiner zurückkam.

Man bemerkt durchgängig, daß zwiſchen den Graden der Geſundheit, der die Manns- und Frauensperſonen, nämlich die Europäer oder deren Nachkommen genießen, ſich in Weſtindien ein großer Unterſchied findet. Man kann auf das Leben einer Frauensperſon wenigſtens eben ſoviel, als auf das Leben zweyer Mannsperſonen rechnen, oder es iſt, wie diejenigen, die ſich mit ſolchen Berechnungen abgeben und Leibrenten darauf nehmen, zu ſagen pflegen, das Leben einer Frau wenigſtens ſo gut als das von zwey Männern. Die Urſache davon liegt darin, weil die europäiſchen Frauenzimmer in Weſtindien weit weniger als die Mannsperſonen ausgehen, und dieſes noch darzu nur in der Kühle des Morgens und Abends thun, und ſich auch alsdenn noch faſt immer eines Wagens bedienen. Hierzu kömmt noch, daß ſie ſich keine ſtarke Bewegung in der freyen Luft machen, wodurch ſie denn

den

den Urſachen der Fieber weniger, als die Männer ausgeſetzt ſind, wozu auch noch ihre übrige ordentliche und mäßige Lebensart beyträgt. Während des Kriegs gab es eine Klaſſe von Weibsperſonen, die es nicht in ihrer Gewalt hatten, von einigen der oben angeführten Vorſichtsregeln Gebrauch zu machen und andere vernachläßigten, ich meyne die Weiber der gemeinen Soldaten, und dieſe litten an Fiebern ſoviel als die Männer. Da die bey den Frauensperſonen gewöhnliche Mäßigkeit auf eine gewiſſe Art gegen die Fieber ſchützet, ſo wird man natürlicher Weiſe daraus ſchließen, daß die Unmäßigkeit und Ausſchweifungen im Trinken, bey den Männern dieſe Gattung von Krankheiten weit häufiger hervorbringen; und es verhält ſich auch dieſes wirklich ſo in der That. Unterdeſſen iſt doch eine Diät, bey der man ſich aller ſpirituöſen Getränke enthält, bey Mannsperſonen, die eine ſehr thätige Lebensart in Weſtindien führen müſſen, bey weitem kein Verhütungsmittel der in dieſen Gegenden gewöhnlichen Krankheiten. Man bemerkt vielmehr im Gegentheil, daß diejenigen Perſonen, die viele und gute Nahrungsmittel genießen, in Weſtindien die beſte Geſundheit verhältnißweiſe zu haben pflegen. Auch kann man wirklich es als eine allgemeine Regel feſtſetzen, daß Perſonen die in England keine Ausſchweifungen begangen und keine unmäßige Lebensart geführet haben, wenn ſie nach Weſtindien kommen, nothwendig daſelbſt keine ſtrengere Lebensart führen, ſondern ſogar die Menge von Wein, die ſie täglich zu trinken pflegen, noch um etwas verſtärken müſſen.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Vorſicht, die man bey Abſendung der Truppen nach Weſtindien zu beobachten hat; und von den Mitteln die Geſundheit derſelben in dem daſigen Klima zu erhalten.

Ich werde bey der Abhandlung der Mittel, durch welche die Geſundheit und das Leben der europäiſchen Soldaten in Weſtindien zu erhalten iſt, die hierauf abzweckenden Umſtände in derjenigen Ordnung anführen, in welcher ſolche, wenn man Truppen aus Europa nach Weſtindien ſchicket, vorzukommen pflegen.

1) Es müſſen die Truppen, die man dahin ſchicket, aus gut diſciplinirten und bereits abgerichteten Soldaten, nicht aber aus neu angeworbenen Leuten beſtehen. Denn da dieſe letztern im Ganzen immer unordentlicher als die alten Soldaten, und nicht zu der Lebensart eines Soldaten gewöhnt ſind, ſo leiden ſie von dem Klima in Weſtindien mehr, als die ſchon an das Soldatenleben und die Kriegszucht gewöhnten Leute. Man ſahe dieſes an allen den neuerrichteten Regimentern, die aus England nach Weſtindien geſchickt wurden. Außerdem iſt es faſt unmöglich, die jungen Soldaten in einem Lande an die Kriegszucht zu gewöhnen, in welchem dieſelben ſoviel Schwierigkeiten antreffen und zu bekämpfen haben, und wo man dieſelbigen auf freyem Felde nur eine kurze Zeit des Morgens und Abends in den Waffen üben kann. Man kann auch ſelbſt gegen das Exercieren des Abends beträchtliche Einwendungen machen, die ich in der Folge anführen werde.

2) Man muß die Truppen in England zu einer ſchicklichen Jahreszeit, das iſt, ohngefähr im Monat November einſchiffen, damit dieſelben in Weſtindien in den kühlſten und zugleich geſundeſten Monaten anlangen. Sie werden die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten,

rigkeiten, die nothwendiger Weiſe mit einer ſo beträchtlichen Veränderung ihres Aufenthalts verknüpft ſind, weit weniger empfinden, wenn dieſelbe zu einer geſunden Jahreszeit, als zu einer ſolchen erfolget, wo die Krankheiten ſehr häufig ſind. Beobachtet man dieſe Vorſicht, ſo werden die Truppen, im Fall man ſolche zur Beſatzung auf eine von den weſtindiſchen Inſeln brauchen will, an das Klima gewöhnt werden, ehe die ungeſunde Jahreszeit ihren Anfang nimmt. Hat aber die Regierung die Abſicht, ſich dieſer Truppen zu einer Unternehmung, z. B. den Angriff auf eine feindliche Beſitzung u. ſ. w. zu bedienen, ſo iſt es eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit, daß man ſie zur gehörigen Zeit von England abſendet. Sie müſſen ſodann gerade nach dem Ort ihrer Beſtimmung hinſchiffen, ohne auf dieſer Reiſe eine von unſern weſtindiſchen Inſeln zu berühren, weil ſonſt faſt ohne Ausnahme ſehr viel Krankheiten unter ihnen entſtehen werden. Iſt es aber durchaus nöthig, daß ſie ſich an einer oder der andern von unſern Inſeln aufhalten müſſen, um ſich mit Negern zur Schanzarbeit u. ſ. w. zu verſehen, oder aus andern Urſachen die der Dienſt erfordert, ſo muß man die Soldaten am Bord der Transportſchiffe bleiben laſſen. Dieſe Schiffe ſelbſt aber müſſen an einem geſunden Ort, das iſt, an einem ſolchen Ort vor Anker liegen, der von moraſtigen Gegenden entfernt, und nicht ſo beſchaffen liegt, daß der Wind von dergleichen zu ihnen ſtreichet. Durch die Vernachläßigung der hier angegebenen Vorſicht, ſind Unternehmungen, worzu der Plan ſonſt mit vieler Beurtheilungskraft entworfen war, blos wegen der großen Anzahl Kranke und daraus entſtehenden Todesfälle, bey wenig oder gar keinem Widerſtande von Seiten des Feindes, gänzlich mißlungen.

3) Wenn die Truppen in England eingeſchiffet ſind, welches auf geräumigen Transportſchiffen geſchehen muß, ſo

ſo müſſen die Officiers die ſtärkſte Aufmerkſamkeit anwenden, daß die größte Reinlichkeit ſowohl in Anſehung der Perſonen der Soldaten, als auch ihrer Schlafſtellen beobachtet wird. Dieſes wird dadurch bewerkſtelliget, wenn man aus ihnen zwey oder mehrere Abtheilungen oder ſo genannte Wachten machet, und jede derſelben täglich zu gewiſſen Stunden mit ihrem Bettzeug auf das Verdeck kommen läßt. Außerdem muß das Schiff zwiſchen den Verdecken alle Wochen zwey- oder dreymal gut ausgefegt, durchräuchert und gereiniget, und die Wäſche und das Bettzeug der Soldaten und Matroſen, eben ſo oft gewaſchen werden. Es ſind in den letztern Zeiten, durch den berühmten Weltumſeegler Cook, den königlichen Leibarzt Pringle, (ſiehe deſſen Rede über einige neuere Verbeſſerungen von denen Mitteln die Geſundheit der Seefahrenden zu erhalten) und andere, in der Erhaltung der Geſundheit der auf dem Schiffe befindlichen Perſonen, ſo viel Verbeſſerungen gemacht worden, und es iſt die Kentniß derſelben ſo allgemein verbreitet worden, daß wir anitzt ſelten mehr hören, daß ſo viel Perſonen auf unſern Schiffen und Flotten geſtorben ſind, als dieſes ehedem zu geſchehen pflegte. Unterdeſſen mangelte es doch auch ſelbſt in dem letztern amerikaniſchen Kriege, nicht an Beyſpielen von den ſchrecklichen Wirkungen, welche die Vernachläßigung der Reinlichkeit und anderer gehörigen Vorſichten auf Schiffen, zu haben pfleget. Es iſt, wenn man Truppen nach Weſtindien ſendet, kein kleiner Vortheil, wenn ſolche daſelbſt bey guter Geſundheit anlanden, und es wird dadurch die Hoffnung ſehr erhöhet, daß ſolche in dieſem Klima am Leben bleiben werden.

4) Sind endlich die Truppen in Weſtindien angelangt, ſo müſſen ſolche in Barraken einquartiert werden, deren Lage geſund iſt. Findet ſich in den Barraken kein hinreichender Platz für die Truppen, welches in Kriegszeiten faſt immer der Fall zu ſeyn pfleget, und kann man

keine

keine Häuſer miethen, die eine geſunde Lage haben, ſo muß man die Leute lieber am Bord der Transportſchiffe ſo lange bleiben laſſen, bis man einige Gebäude, die zu einem nur eine Zeitlang dauernden Aufenthalt geſchickt ſind, errichtet hat. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wird für ſie geſund ſeyn, weil die Seeluft rein und geſund iſt, und keine von den Krankheiten verurſachet, die der Aufenthalt auf dem Lande hervor zu bringen pflegt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es allemal ſehr ſchädlich iſt und viele Krankheiten und Todesfälle nach ſich zieht, wenn man in Weſtindien Truppen unter Gezelten kamprien läßt, und es ſollte dieſes nie anders als bey einem wirklichen Feldzug geſchehen.

Was die zur Errichtung der Barraken, in Rückſicht der geſunden Lage dienlichen Plätze anbelanget, ſo habe ich oben, da wo ich von den Urſachen der häufigen Krankheiten in Jamaika u. ſ. w. redete, derjenigen Orte Erwähnung zu thun, die eine vorzüglich geſunde Lage haben. In Jamaika ſind dieſe Stellen und Orte von zweyerley Art und wahrſcheinlicher Weiſe ſind ſie es auch auf allen übrigen weſtindiſchen Inſeln; nämlich erſtlich trockne ſandigte Halbinſeln und Inſeln an den Ufern, und zweytens erhabne, und hoch gelegene Gegenden in den Bergen; als Beyſpiele der erſten Art kann ich Port-Royal und Fort Auguſta anführen. Man hat den erſten Ort allemal für geſünder als Spaniſh-Town und Kingſton angeſehen, und es pflegen ſich daher aus den beyden letztgenannten Städten ſchwächliche und kränkliche Perſonen, die einer beſſern Luft genießen wollen, nach Port-Royal zu begeben. Was das Fort Auguſta anbetrift, ſo ſahe man von der Geſundheit des daſigen Aufenthalts im Jahr 1781 und 1782. einen deutlichen Beweis. Es lag nämlich in dieſen beyden Jahren ein Corps von ſolchen Amerikanern, die zu der königlichen Parthey gehörten, unter dem Befehl des Lords Carl Montagu, auf

dreyviertel Jahr daſelbſt im Quartier. Binnen dieſer Zeit ſtarben von allen dieſen Leuten nur zwey Mann, und ihre Kranken beliefen ſich ſelten bis auf zwanzig Mann. (Man ſehe das zweyte Hauptſtück.)

In Anſehung der hochgelegenen Oerter kann man bemerken, daß ſolche im Ganzen immer weit geſunder, als trockne und ſandige an der See gelegene Plätze zu ſeyn pflegen, weil die letztern oft durch die Nachbarſchaft moraſtiger Gegenden und ſtehender Wäſſer ungeſund gemacht werden. Ein Umſtand von dieſer Art verurſachte, daß bey den zu Fort Auguſta befindlichen Truppen im Jahr 1783. Fieber zu herrſchen anfiengen. Es ſtieg nämlich die See höher als es ſonſt gewöhnlich iſt, und überſchwemmte das ganze Stück Land, auf welchem das beſagte Fort ſteht, ſo daß an einigen Orten das Waſſer über einen Fuß hoch ſtand. Da ſodann die See wieder zurücke wich, ſo ließ ſie viel Schleim und Schlamm zurück. Einige Tage nachher wurden viele von den Soldaten mit Fiebern befallen. (Man ſehe das zweyte Hauptſtück). Die Heilſamkeit und geſunde Beſchaffenheit der Luft, nimmt ſchon bey einer nicht eben allzugroßen Höhe in den Bergen beträchtlich zu; eine Sache die man nicht blos der daſelbſt ſtatt findenden Verminderung der Hitze zuſchreiben kann, obgleich dieſelbige allerdings viel darzu beyträgt das Klima angenehmer zu machen. Die Quartiere, worinnen die engliſchen Truppen dieſes am meiſten erfahren haben, ſind die zu Stoney-Hill. Im Jahr 1782 und 1783. genoſſen das daſelbſt einquartierte neunzehnte und dreyßigſte Regiment einer Geſundheit, die wenig von derjenigen verſchieden war, die an irgend einem Orte von England ſtatt gefunden haben würde. (Man ſehe das zweyte Hauptſtück). Es waren von dieſen beyden Regimentern ſelten mehr als zwanzig Mann im Hoſpital,

tal, und das Verhältniß der Todten zu der Anzahl der Mannſchaft war ganz unbeträchtlich.

Da nun gewiſſe Stellen und Oerter auf unſern weſtindiſchen Inſeln ſo ſehr geſund ſind, ſo muß man ſich in der That wundern, daß die Sterblichkeit doch unter den engliſ. Truppen noch immer ſo groß geweſen iſt. Allein man muß bedenken, daß man in dem wirklichen Dienſt viele von den zur Erhaltung der Geſundheit nöthigen Vorſichtsregeln, gar nicht beobachten kann. Hierher gehört eine gehörige Auswahl des Bodens auf dem die Truppen kampiren, und die Vermeidung eines feuchten und naſſen Erdreichs; ob man gleich nach meiner Meynung in dieſem Stücke oft etwas mehr thun könnte, wenn man es nur verſuchen wollte. In allen Fällen, wo es dem Dienſt und der eigentlichen Abſicht, zu der man Truppen nach Weſtindien ſendet, nicht ganz zuwider iſt, würde man dadurch, daß man die Soldaten nicht an das Land ſetzte, ſondern auf den Transportſchiffen bleiben ließe, das Leben von Tauſenden erhalten. Einige Regimenter, die im letzten Kriege auf der Flotte dienten, litten wenig von Krankheiten, da hingegen andere, die am Ufer waren, durch die am Lande gewöhnlicher Weiſe herrſchenden Krankheiten, faſt gänzlich vernichtet wurden. So groß iſt der Unterſchied zwiſchen der Seeluft und der Landluft. Man hat in Friedenszeiten auf die Geſundheit der Soldaten, die man zu Unterſtützung der bürgerlichen Regierung und als eine Beſatzung zur Vertheidigung auf unſern weſtindiſchen Inſeln unterhält, zuverläßig nicht ſoviel Aufmerkſamkeit gewendet, als es dieſe Sache in Rückſicht auf zwey Geſichtspunkte verdient. Denn erſtlich würde man, wenn man dieſes gehörig thäte, der Nation eine große Summe Geldes erſparen, die jährlich auf das Recrutiren, Diſcipliniren und Hinſchaffen der Soldaten nach Weſtindien, zur Erſetzung der daſelbſt Verſtorbenen,

verwendet wird. Zweytens aber iſt alles was man zur Erhaltung des Lebens der Soldaten thun kann, auch das beſte Mittel in dieſem Theil der Welt jederzeit eine Anzahl Truppen zu haben, die an das daſige Klima gewöhnt ſind, und daher auch, wenn man ſich ihrer bedienen muß, einen weit größern Nutzen ſchaffen, als dieſes durch eine doppelte Anzahl friſch aus Europa dahin geſendeter Soldaten je geſchehen könnte.

Es wird oft zu Kriegszeiten der Fall eintreten, daß mehrere Truppen nach einer Inſel geſendet werden müſſen, als für ſolche Barraken darauf vorhanden ſind, oder ſie ſonſt gut untergebracht werden können. Es würde in dieſem Falle rathſam ſeyn, aus Europa das Zimmerwerk, zu hölzernen Hütten und Barraken mitzuſchicken, deren man ſich nur auf eine Zeitlang bedienen und ſolche an einer geſunden Stelle geſchwind aufſchlagen könnte. Sie würden, wenn man ſie aus Europa mitſchickte, nicht den dritten Theil von demjenigen koſten, was ſie, wenn man in den Inſeln ſelbſt ſie erſt zimmern ließe, koſten würden, da es in denſelben oft an Zimmerholz und Baumaterialien ſowohl, als an den darzu nöthigen Arbeitern fehlt.

5) Sobald man die Truppen auf die gehörige Weiſe in die Barraken einquartiert hat, ſo muß einem jedem Regiment eine Anzahl von Negern zugetheilt werden, oder man muß, welches noch beſſer ſeyn würde, zu jedem Regimente noch eine Compagnie von Negern und Mulatten errichten. Dieſe müſſen alle die Kriegsdienſte und ſchwere Arbeit thun, die in der Tageshitze geſchehen muß; weil dieſe Leute von derſelben nicht leiden, ob ſie gleich für die Europäer höchſt ſchädlich ſeyn würde. Man hat dieſe Einrichtung zum Theil während des letzten Kriegs in Jamaika befolgt, und einen ſehr großen Nutzen davon verſpürt.

6) Die

6) Die Regierung ſollte die Soldaten mit Nahrungsmitteln verſehen, denn wofern dieſes nicht geſchieht, ſo wird ihr Unterhalt in dieſen Gegenden immer ſehr ungewiß ſeyn; es ſind aber wenige Dinge der Geſundheit ſchädlicher, als eine zu ſparſame und unregelmäßige Koſt. Man muß die Soldaten, ſo wie es auf den Schiffen mit den Bootsleuten geſchieht, in Tiſchgeſellſchaften eintheilen, über deren jede ein Officier täglich die Aufſicht haben muß. Auch darf man den Soldaten nicht verſtatten, unter irgend einem Vorwand, die ihnen zugetheilten Proviſionen zu verkaufen, oder umzutauſchen, weil ſie dieſes darzu bringt, daß ſie ſolche für Rum vertauſchen, der den Soldaten unter allen das ſchädlichſte iſt.

7) Man muß die Soldaten oft im freyen Felde exerciren, und wenn dieſes des Morgens geſchieht und man es nicht zu lange fortſetzet, ſo wird es zu ihrer Geſundheit dienen. Es ſind zwar auch die Abende auf den weſtindiſchen Inſeln kühle, allein es giebt einen Umſtand der das Exerciren um dieſe Zeit verbietet, und den ich von einem Officier, der viel Erfahrung in dieſen Gegenden hatte, erſt gelernt habe. Es iſt nämlich in dieſen Ländern auch die allermäßigſte Bewegung ſchon mit einer ſtarken Ausdünſtung verknüpft, und wenn die Soldaten mit naſſen Hemden auf dem Körper ſich der kühlen Abendluft ausſetzen, ſo bekommen ſie leicht Catarrhe, rhevmatiſche Beſchwerden und andre Zufälle. Allein nach dem Exerciren des Morgens folget die Hitze des Tages, die alle üble Folgen von dieſer Art verhindert. Es iſt wahr, daß dergleichen verhütet werden könnte, wenn man die Soldaten nach dem Abendexerciren gleich trockne Wäſche anziehen ließe, allein es ſind dieſes die gemeinen Soldaten ſelten zu thun im Stande, und es würde doch auch, geſetzt

daß

daß ſie ſolches thun könnten, doch ziemlich ſchwer fallen, ihnen ſoviel Sorgfalt für ſich ſelbſt beyzubringen.

Von dem was die Beſorgung der Hoſpitäler, die Nahrung der Kranken und ihre mediciniſche Behandlung anbelangt, werde ich in der Folge zu handeln Gelegenheit haben.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Anzahl der Todten, welche die in Jamaika befindlichen Regimenter jährlich hatten, und von dem verſchiedenem Grad der Geſundheit der verſchiedenen Quartiere.

Eine kurze Ueberſicht des Verluſtes, den die in dem letzten amerikaniſchen Kriege auf der Inſel Jamaika befindlichen engliſchen Regimenter, durch die jährlich Verſtorbenen erlitten, und des verſchiedenen Grades von Geſundheit, den ſie nach Unterſchied ihrer Quartiere auf beſagter Inſel genoſſen, wird uns eine Anzahl von Thatſachen verſchaffen, aus denen wir viel nützliche Schlußfolgen ziehen können. Wir werden daraus die vornehmſten Urſachen der Sterblichkeit und die welche ſolche noch vermehren, kennen lernen, und es wird, welches noch weit wichtiger iſt, dieſes uns zeigen, wie und auf welche Weiſe dieſe Urſachen in einem großen Grad vermieden werden können. Außerdem aber werden die befehlshabenden Officier noch daraus zu beſtimmen lernen, was für eine Anzahl von Soldaten zur Verrichtung des Dienſtes in den geſundeſten und ungeſundeſten Jahreszeiten tüchtig ſeyn werden, und was für eine Verminderung ihrer Anzahl nach einer gewiſſen Zeit erwartet werden kann.

Die größte Anzahl von den Truppen, die auf der Inſel Jamaika ſich während des letzten Krieges befanden, waren in den drey Städten Kingſton, Spaniſh-Town und Port-Royal, in den kleinen Feſtungen, Fort-Auguſta, Rock-Fort und Caſtile-Fort, und in den Barraken einquartiert, die bey der Batterie, die den Namen der zwölf Apoſtel führet, befindlich waren. Außerdem waren auch noch Barraken zu Up-Park und

und Stoney-Hill. Alle dieſe Quartiere waren, die Stadt Spaniſh-Town und die Barraken zu Stoney-Hill ausgenommen, entweder am Rande des Ufers der großen Bay, die den Hafen von Kingſton ausmachet, und die mit einen Eingang, der wenig mehr als eine engliſche Meile beträgt, ohngefähr zehn engliſche Meilen lang, und an einigen Stellen vier bis fünf engliſche Meilen breit iſt, oder doch in einer geringen Entfernung davon gelegen. Die Stadt Spaniſh-Town aber, liegt ſechs oder ſieben Meilen weiter im Lande. Sie iſt zwar auf dem platten und niedrig gelegenen Theil der Inſel befindlich, allein es finden ſich doch in ihrer Nachbarſchaft keine Moräſte. Stoney-Hill hingegen liegt in den Gebirgen, ohngefähr zehn engliſche Meilen von Kingſton, wovon die letzten dreye immer der Weg ſehr ſteil aufſteigt, ob ihn gleich Wagen befahren können. Außer dieſen giebt es auch noch in den verſchiedenen Kirchſpielen Barraken; ich habe aber nicht hinreichende Nachrichten von den verſchiedenen Graden der Geſundheit derſelben, obgleich die Erfahrung überhaupt gezeigt hat, daß von einem Regiment, das man in kleine Haufen in die verſchiedenen, in den Kirchſpielen befindlichen Barraken vertheilte, allemal viel Leute ſtarben.

Die folgenden Beobachtungen ſchränken ſich auf die fünf Jahr von 1779 bis 1783. ein, in welchem letztern Jahre die Regimenter wieder auf den Fuß geſetzt wurden, den ſie in Friedenszeiten zu haben pflegen. Ich beſitze nicht hinlängliche Thatſachen genug, um dieſe Unterſuchung früher als mit dem Jahr 1779. anzufangen, welches anderthalb Jahr vor meiner Ankunft auf der Inſel Jamaika war.

Das

Das erſte Batallion des ſechzigſten Regiments.

Ich werde von den verſchiedenen Regimentern in der Ordnung reden, in welcher ſie aus England auf der Inſel Jamaika ankamen, und daher den Anfang mit dem erſten Batallion des ſechzigſten Regiments machen. Es war ſolches den erſten Februar 1780. 387 Mann ſtark und bekam während dieſes Jahres 243 Recruten. Von dieſer geſammten Anzahl ſtarben in dieſem Jahre ſo viel, daß das Verhältniß der Todten zu dieſer Anzahl drey Eilftheil des Ganzen, und die Anzahl derjenigen, die wegen ihrer Unfähigkeit zum fernern Dienſt den Abſchied erhielten, noch mehr als ein Neuntheil des Ganzen betrug. Ueberhaupt verlor dieſes Batallion binnen einem Jahr faſt zwey Fünftheil von der geſammten Anzahl der Soldaten. Dieſes Batallion hatte ſein Quartier zu Spanish-Town, war bereits einige Zeit auf der Inſel geweſen, und man konnte es als ſchon an das daſige Klima gewöhnt, anſehen. Der große Verluſt, den dieſes Batallion erlitte, rührte davon her, daß man zweyhundert Mann davon mit zu der Unternehmung gegen das ſpaniſche Fort St. Juan auf dem feſten Lande in Amerika nahm *), von welcher Unternehmung wenig oder vielmehr gar keine Leute wieder kamen.

Im zweyten Jahr belief ſich die Anzahl der Toden auf mehr denn ein Sechstheil, die von den Verabſchiedeten aber, ſtieg nicht ganz ſo hoch, und der geſammte Verluſt betrug ohngefähr den dritten Theil von der ganzen Anzahl, und es war die Größe deſſelben noch zum Theil den auf die obgedachte Unternehmung geſchickten Soldaten zu zu ſchreiben. Während des Jahres ſelbſt,

*) Man ſehe hiervon Moſeleys Abh. von den Krankh. zwiſchen den Wendezirkeln. S. 88. A. d. Ueb.

ſelbſt, betrug die Anzahl der Kranken zu den Geſunden, zwiſchen einem Sechstheil und einem Dreyzehntheil des Ganzen. Nie ſtieg ſolches Verhältniß über die erſte, und nie verminderte es ſich unter die letzte Anzahl. Ich begreiſe aber unter der Benennung von Kranken nicht nur die wirklich in dem Hoſpital vorhandenen Kranken, ſondern ſelbſt diejenigen, die noch in ihrer Wiederherſtellung beſindlich waren, wie auch alle ſolche die wegen kleiner Uebel nicht ihren Dienſt verrichten konnten.

Im dritten Jahr betrug die Anzahl der Todten ein Achttheil, der Verabſchiedeten faſt ein Viertheil und der Verluſt durch beydes faſt drey Achttheil des Ganzen. Von dem Beſchluß des dritten Jahres bis zu der Zeit wo das Regiment auf den Friedensfuß herabgeſetzt wurde, verfloſſen ſechs Monate, und wenn man das Verhältniß des Abgangs in dieſen letzten ſechs Monaten und den vorhergehenden ſechs Monaten gegen einander nimmt, welche mit den eben gedachten das letzte Jahr ausmachen, ſo iſt ſolches faſt gleich. Es beträgt nämlich die Anzahl der Verſtorbenen ein Achttheil bis ein Neuntheil, die der Verabſchiedeten aber über ein Viertheil des Ganzen. Die große Anzahl der als Invaliden nach Hauſe geſchickten rührt davon her, daß die Recruten, die man aus England nach Jamaika für dieſes Batallion ſandte, ſchlechte Leute waren, wie ſolches gegen das Ende eines Krieges unvermeidlich der Fall iſt; auch war es eine Art von Vorbereitung zur Verminderung des Regiments auf den Friedensfuß. Die Anzahl der Kranken machte zwiſchen einem Fünftheil bis einem Achtzehntheil des Ganzen im dritten Jahr, und in dem letzten zwiſchen einem Fünftheil bis Vierundzwanzigtheil des Ganzen aus.

Man wird aus den letzten Angaben von der Anzahl der Kranken ſehen, daß Spanish-Town kein ungeſunder

ſundes Quartier iſt. Die Anzahl der Todten beläuft ſich auf ein Achttheil des Ganzen, und man rechnet überhaupt, daß von den Einwohnern dieſes Ortes jährlich einer von zehnen ſtirbt. Der Unterſchied der ſich zwiſchen der Anzahl der Todten des Regiments in den erſten und den letzten Jahren findet, rührt zum Theil davon her, daß in den letztern die Kranken in den Hoſpitälern eine beſſere Nahrung bekamen, und ordentlicher und häufiger von den Aerzten beſucht wurden.

Der Verluſt, den ein Regiment in dem erſten Jahre, da es auf der Inſel iſt, erleidet, rührt gänzlich von den Verſtorbenen her. Im zweyten Jahre des Aufenthalts eines Regiments auf den weſtindiſchen Inſeln, nimmt die Anzahl der Todten beträchtlich ab, hingegen aber vermehrt ſich die Zahl derjenigen, die durch Krankheit geſchwächt und zum fernern Dienſt untüchtig gemacht worden ſind, und es machen daher die Verabſchiedeten einen großen Theil von der Anzahl dererjenigen Soldaten aus, die für den Dienſt verloren gehen.

Die Monate, in denen die Truppen die meiſten Kranken haben, hängen jederzeit von dem Regen ab, und es iſt daher die Anzahl der Patienten, während der Regenzeit am größten. Unterdeſſen pflegen doch zu derjenigen Zeit des Jahres, wo die meiſten Kranken ſind, keinesweges die meiſten Todesfälle zu geſchehen. Es ereignen ſich dieſelbigen vielmehr ein oder zwey Monate nach dieſer Zeit, wenn die Patienten durch wiederholte Anfälle der Fieber ganz entkräftet worden ſind, und der Krankheit nicht mehr widerſtehen können. Daher ſterben die meiſten Leute in den Monaten October und November, obgleich die Anzahl der Patienten im Auguſt und September am größten zu ſeyn pflegt.

Neun und ſiebenzigſtes Regiment.

Es kam dieſes Regiment in Jamaika im Monat Julius 1779. an, und war damals 1008 Mann ſtark. Es bekam ſeine Quartiere zu Kingſton. Im erſten Jahre ſtarben davon faſt zwey Siebentheile. Im zweyten Jahre verlor dieſes Regiment faſt vier Siebentheile, allein es waren darunter dreyhundert Soldaten, die mit zu der Unternehmung gegen das Fort Juan genommen wurden. Wenn man aber dieſe Anzahl abrechnet und ſodann das Verhältniß der Todten zu den übrigen berechnet, ſo ſtarben von achtzehn faſt fünfe, welche Anzahl nicht viel geringer, als die von denen im vorigen Jahr Verſtorbenen iſt. Die Soldaten, die in dieſem Jahr ihren Abſchied erhielten, machten faſt ein Sechstheil der ganzen Anzahl aus, und es giengen überhaupt für den Dienſt faſt vier Neuntheile verloren. Dieſe große Anzahl der Todten, war unter andern Urſachen, auch der Ungeſundheit der Quartiere zu zu ſchreiben. Das Verhältniß der Kranken zu den Geſunden, wechſelte von einer Hälfte bis zu einem Fünftheile des Ganzen ab.

Im dritten Jahre war dieſes Regiment ſehr ſchwach. Es ſtarb einer von eilfen, und einer von achten erhielt den Abſchied, ſo daß überhaupt durch die Todten und Verabſchiedeten, faſt drey Vierzehntheile der ganzen Mannſchaft verloren giengen. Die Anzahl der Kranken wechſelte zwiſchen zwey Siebentheilen und einem Sechstheil ab.

Im vierten Jahr wurde dieſes Regiment durch Soldaten verſtärkt, die man aus denenjenigen Regimentern ausgehoben hatte, die man nach England zurückſchickte. Es ſtarb in dieſem Jahr ein Viertheil und ein Sechstheil wurde, als zum fernern Dienſt untüchtig, verabſchiedet, ſo daß im Ganzen fünf Zwölftheile verloren giengen.

giengen. Die Anzahl der Kranken wechſelte von der Hälfte bis zu einem Fünftheil der ganzen Menge ab. Ein ſo großer Unterſchied zwiſchen dem Verhältniß der Todten zu den Lebenden, in dieſem und dem vorigen Jahre, da man in den Umſtänden, in denen ſich das Regiment in dieſen beyden Jahren befand, blos den Unterſchied bemerken kann, daß in dem erſten Jahr das Regiment ſehr ſchwach, in dem zweyten aber ſtark war, muß uns auf die Vermuthung bringen, daß die Quartiere, die Anzahl der Officiere und übrigen Umſtände, zur Verſorgung von dreyhundert und funfzig Menſchen, nicht aber für ſiebenhundert hinreichend waren.

Es ſtarben von dieſem Regiment binnen vier Jahren neunhundert und zehn Leute, diejenigen dreyhundert mit eingeſchloſſen, die bey der Unternehmung gegen das Fort St. Juan verloren giengen, und binnen dieſer Zeit wurden noch über zweyhundert verabſchiedet, ſo daß die Anzahl derjenigen, die von dieſem Regimente überhaupt abgiengen, auf hundert die erſte Stärke des Regiments oder ſeinen completen Zuſtand übertrift.

Acht und achtzigſtes Regiment.

Es kam dieſes Regiment im März 1780. in einem ganz vollſtändigen Zuſtand aus England an. Im erſten Jahr ſtarb ohngefähr ein Drittheil. Im folgenden Jahre belief ſich die Anzahl der Todten faſt auf ein Fünftheil und der Verabſchiedeten auf ein Siebentheil, und es gieng alſo von der ganzen Anzahl faſt ein Drittheil verloren. Die Anzahl der Patienten änderte ſich im erſten Jahre von einem Drittheil bis zu einem Siebentheil, und in dem zweyten von drey Siebentheilen bis zu einem Sechstheil ab. Das Regiment blieb vier Monate nach dem Beſchluſſe des nächſten Jahres noch auf der Inſel, bis endlich daſſelbige

heimgeſchift, vorher aber Leute aus demſelben zur Ergänzung der andern Regimenter ausgehoben wurden. Binnen dieſer Zeit ſtarb der eilfte Theil, und der zwölfte davon wurde verabſchiedet.

Während dieſer zwey Jahre und vier Monate ſtarben ohngefähr ſieben aus ſechzehen, und der Abgang betrug im Ganzen 550 Mann, von 791, welche leztere Zahl die urſprüngliche Stärke des Regiments und auch die Recruten in ſich begreift.

Die große Anzahl der Todten, welche das Regiment in dem erſten Jahre hatte, rührt davon her, daß ſolches zu Rock-Fort und Caſtile-Fort lag, welches die zwey ungeſundeſten Garniſonen auf Jamaika ſind. Nachdem das Regiment einige Zeit da gelegen hatte, wurde es nach Fort-Auguſta verlegt, es blieb aber ein Detaſchement davon in dem alten Quartiere zurück, durch welches die Anzahl der Kranken und Todten noch immer ſehr vermehrt wurde. Man muß auch bemerken, daß dieſes ein neu errichtetes Regiment war, dergleichen allemal mehr als alte Regimenter leiden. Im erſten Jahr beſtand der Verluſt faſt ganz aus Geſtorbenen; im zweyten Jahre aber, war die Hälfte des Abgangs an verabſchiedeten Soldaten.

Wenn man die Verhältniſſe in den leztenzwölf Monaten nimmt, während welchen der vornehmſte Theil dieſes Regiments zu Kingſton, und einen Theil dieſer Zeit eine Parthie davon noch zu Port-Royal befindlich war, ſo ſtarb von fünf Mann einer, von ſieben mußte einer verabſchiedet werden, und der Abgang, den das Regiment erlitte, betrug überhaupt ein Drittheil des Ganzen. Man ſieht, wenn man die Liſten des Abgangs des ſechzigſten Regiments mit den ähnlichen Liſten von den beyden lezten Regimentern vergleichet, daß Kingſton eine weit ungeſundere Garniſon als Spaniſh-Town iſt.

Das

Das fünf und achtzigſte, ingleichen das zwey, drey und vier und neunzigſte Regiment, wurden alle zu Plymouth faſt um die nämliche Zeit eingeſchiffet, und ſie langten ſämmtlich zu Jamaika um das Ende des Julius oder zu Anfang des Auguſts 1780. an. Es waren alles neu errichtete Regimenter, und es waren von der Zeit ihrer Einſchiffung bis zu ihrer Landung in Jamaika, ohngefähr ſechs Monate verfloſſen. Sie kamen auf dieſer Inſel zu der aller ungeſundeſten Zeit des Jahres an, und es fanden ſich auf derſelben keine Quartiere für die Geſunden, noch ſchickliche Hoſpitäler für die Kranken. Es war daher auch die Anzahl der Todten, die dieſe Regimenter hatten, indem ſich die hier gedachten Urſachen mit der ungeſunden Beſchaffenheit des Klima verbanden, außerordentlich ſtark.

Fünf und achtzigſtes Regiment.

Es ſtand daſſelbe eine kurze Zeit nach ſeiner Ankunft im Lager, zum Theil aber wurde es zu Rock-Fort einquartiert. Nachher wurde es in Barraken verlegt, die man zu Up-Park errichtet hatte. Dieſes Regiment verlor, ſo lange es am Bord der Transportſchiffe befindlich war, ſehr wenig Leute, dieſes rührte von der Aufmerkſamkeit her, die man darauf verwendete die Leute reinlich zu erhalten. Unterdeſſen waren doch die Soldaten bey ihrer Ankunft kränklich, und viele waren mit dem Scorbut befallen, weil ſie ſo lange Zeit auf der See zugebracht hatten. Es ſtarben in dem erſten Jahre fünf Zwölftheile von der geſammten Anzahl der Soldaten und der Abgang, den dieſes Regiment binnen Jahresfriſt mit Einſchluß der verabſchiedeten Soldaten erlitte, betrug faſt die Hälfte der ganzen Mannſchaft. Die Anzahl der Patienten betrug zwiſchen zwey Neuntheil und der Hälfte der geſammten Mannſchaft.

Im folgenden Jahr oder vielmehr in den nächſt folgenden eilf Monaten, denn es wurde, ehe das ganze Jahr verfloſſen war, das Regiment größtentheils untergeſteckt, belief ſich die Anzahl der Todten zu der Anzahl der Mannſchaft wie 1 zu 8, und der Verabſchiedeten, wie 1 zu 14. Der Abgang betrug zuſammen durch beydes faſt ein Fünftheil. Die Kranken machten von einem Viertheil bis zu einem Achttheil des Ganzen aus.

Man muß die Urſache des Unterſchieds der ſich zwiſchen dem Abgang des erſten und zweyten Jahres findet, darinnen ſuchen, daß ſich die Leute nun an das hieſige Klima gewöhnet hatten, daß ſie anjezt in guten Barraken lagen, und daß man die gehörigen Einrichtungen zur Beſorgung der Kranken getroffen hatte.

Es kann als eine ausgemachte Sache angenommen werden, daß man keine Truppen, wenn es auch nur wenig Wochen dauert, in den niedrigen und flachen Gegenden der weſtindiſchen Inſeln unter Gezelten ohne größten Nachtheil ſtehen laſſen kann.

Die Quartiere zu Up-Park ſind, wie die hier erzählten Thatſachen beweiſen, kaum in etwas geſunder als die zu Kingſton.

Es verdient eine Urſache der großen Anzahl von Kranken, die dieſes Regiment hatte, noch erwähnt zu werden, weil auch die übrigen Regimenter derſelben nach der Reihe ausgeſezt waren, und dieſes iſt zwar die Wache, die die Soldaten bey den Kriegsgefangenen thun mußten. Es wurden zu verſchiedenen Zeiten durch die engliſchen Kriegsſchiffe eine große Anzahl von Kriegsgefangenen nach Jamaika eingebracht, und es wurde zu ihrer Bewachung nothwendig eine Anzahl von Soldaten erfordert. Der Ort, wo dieſe Kriegsgefangenen aufbewahrt wurden, war zwey engliſche Meilen von dem Quartiere des fünf und achtzigſten

Regiments entlegen, und es hatte ſolcher eine ſehr niedrige Lage, indem er nicht weit vom Ufer befindlich war. Man fand, daß von den Soldaten, die die Wache bey den Kriegsgefangenen thaten, eine große Anzahl mit Fiebern befallen wurde.

Zwey und neunzigſtes Regiment.

Dieſes Regiment hatte ſeine Quartiere zu Spanish-Town. Die Soldaten lagen in ihren Quartieren ſehr enge, und es mangelte den Kranken in dem Hoſpital an allen ihnen nöthigen Dingen. Im erſten Jahr ſtarben von zwölf Mann faſt fünfe; die Zahl der Verabſchiedeten belief ſich zu der Anzahl der geſammten Mannſchaft wie 1 zu 25, und der Abgang durch beydes betrug zuſammen ohngefähr eilf Fünf- und zwanzigtheile. Die Anzahl der Kranken war ſehr verſchieden, indem dieſelbe bald die Hälfte der geſammten Mannſchaft, zuweilen aber auch nur den acht und zwanzigſten Theil ausmachte.

Im zweyten Jahre oder vielmehr in dem nächſt folgenden Monate, ehe das Regiment zum Theil untergeſteckt wurde, war die Zahl der Verſtorbenen zur ganzen Mannſchaft nicht ganz wie 1 zu 12, die der Verabſchiedeten aber wie 1 zu 14. Der ganze Abgang belief ſich auf ein Sechstheil bis Siebentheil des Ganzen. Die Anzahl der Kranken ſtand zwiſchen einem Zwölftheile bis einem Acht- und Dreyßigtheile der geſammten Mannſchaft. Man ſieht hieraus, daß dieſes Regiment einer beſſern Geſundheit als das fünf und achtzigſte Regiment genoß, welches zu Up-Park befindlich war. Es können allerdings auch andre Umſtände hierzu beygetragen haben, allein es hängt doch wohl dieſes vorzüglich davon ab, daß die Quartiere zu Spanish-Town geſunder als die zu Up-Park ſind.

Man ſahe dieſes auch daraus, daß, während daß das Regiment zu Up Park lag, die Anzahl der Patienten die in das Hoſpital kam, weit größer als während ſeines Aufenthalts zu Spanish-Town war.

Zu der Zeit, da das drey und achtzigſte und zwey und neunzigſte Regiment untergeſteckt wurden, waren von dem erſten 219 und von dem letzten 277 Mann noch zum Dienſte tüchtig. Das fünf und achtzigſte Regiment hatte 148 und das zwey und neunzigſte 41 Recruten hier in Jamaika erhalten, und beyde Regimenter waren, da ſie auf der Inſel zuerſt anlangten, jedes faſt 600 Mann ſtark. Von dem fünf und achtzigſten Regiment blieben von den Leuten, die zuerſt auf die Inſel mit angelangt waren, blos 71 übrig, nachdem ein Jahr und eilf Monate nach der Ankunft des Regiments auf Jamaika verfloſſen waren, von dem zwey und neunzigſten aber 236. Man muß bemerken, daß das letztgedachte Regiment bey ſeiner Ankunft in Jamaika, viel Kranke hatte. Es rührte dieſes davon her, daß es ſo lange am Bord der Transportſchiffe geweſen war. Unterdeſſen waren doch von dieſem Regimente auf der Herreiſe von England nur ſehr wenig Leute geſtorben. Dieſes war eine Folge der großen Sorgfalt, mit der man die Soldaten und Schiffe reinlich zu erhalten geſucht hatte.

Drey und neunzigſtes Regiment.

Es hatte daſſelbe ſein Quartier zu Kingſton. Auf der Reiſe von England nach Jamaika, hatte es viel Kranke und verlor auch viel Leute. Selbſt bey der Landung hatten ſie viel Kranke, und die Anzahl der ganzen Mannſchaft belief ſich auf 404. Es ſtarb binnen einem halben Jahr über die Hälfte, und es waren zum Dienſt nach dieſer Zeit nur noch 71 dienlich, die

in

in ein andres Regiment untergeſteckt wurden. Im Ganzen belief ſich nach Verlauf eines halben Jahres, der ganze Abgang durch Todte und ſolche die zum Dienſt untüchtig waren, auf neun Eilftheil von der geſammten Mannſchaft.

Die Urſache einer ſo großen Sterblichkeit bey dieſem Regiment, iſt darinne zu ſuchen, daß daſſelbe neu errichtet war, und aus lauter undiſciplinirten Leuten beſtand. Sie waren am Bord der Transportſchiffe kränklich und mit dem Scorbut behaftet; kamen auf der Inſel zu der ungeſundeſten Zeit des Jahres an, hatten ſchlechte Quartiere, und eine für die große Anzahl von Kranken nicht zureichende Verpflegung.

Vier und neunzigſtes Regiment.

Auch dieſes Regiment hatte am Bord der Transportſchiffe viel Kranke, und es ſtarben ſogar einige Leute unterwegens. Bey der Landung betrug die Anzahl der geſammten Mannſchaft 531, und ſie wurde ſogleich in kleinen Haufen in verſchiedene Quartiere auf dem Lande vertheilet. Zu Ende des erſten Jahres war bereits die Hälfte davon todt, und im folgenden Jahre ſtarben von dem Ueberreſt wieder zwey Siebentheile. Nach zwey Jahren und vier Monaten war von der geſammten Anzahl, nur noch der ſiebende Theil zum Dienſte tüchtig, der unter ein anderes Regiment geſteckt wurde. Es giengen alſo für den Dienſt binnen zwey Jahren und vier Monaten, ſechs Siebentheil von der ganzen Mannſchaft ab.

Von den vier letzt gedachten Regimentern ſtarben binnen den erſten ſechs Monaten nach ihrer Landung, mehr als zwey Fünftheil.

Man kann nicht anders als mit Schrecken ſehen, wie unſre Mitmenſchen ſo zu Tauſenden den Abwechſe-

lungen und Veränderungen des Klima, die noch mit andern Urſachen der Sterblichkeit verbunden ſind, aufgeopfert werden. Wenn aber dieſes auf unſern eigenen weſtindiſchen Inſeln geſchieht, wo dieſelben mit keinem Feinde zu kämpfen haben, und wo die übeln Folgen des Klima, nicht durch die Ermüdung und ſchwere Arbeit vermehret werden, die bey dem wirklichen Dienſt im Felde gegen die Feinde unvermeidlich ſind, ſo kann man ſich einige Vorſtellung von der ſchrecklichen Verwüſtung machen, die unter europäiſchen Truppen in dieſem Klima alsdenn entſtehen müſſen, wenn alle dieſe Urſachen mit einander verbunden ſind.

Die erſte Unternehmung von einiger Wichtigkeit, die man von England aus gegen die Spanier und Franzoſen in Weſtindien machte, war die, welche unter Cromwels Regierung gegen Hiſpaniola geſchah. Die dahin abgeſendeten Truppen waren, wie bekannt, in ihrer Unternehmung gegen dieſe Inſel unglücklich, allein ſie überfielen nachher Jamaika, wo ſie ſehr wenig Widerſtand fanden. Man brauchte zu dieſer Unternehmung ohngefähr zehntauſend Mann Landtruppen. Man findet aber doch in den Papieren, die im Archiv noch aufbehalten werden (Letters in the public offices), daß die Anführer faſt gleich nachdem ſie von der Inſel Beſitz genommen hatten, um Verſtärkung anſuchten, und in kurzer Zeit darauf der Regierung den Schaden vorſtellten, der daraus entſtand, daß man ihnen nur neu angeworbene Leute ſchickte.

Bey der unglücklichen Unternehmung gegen Carthagena (1742) betrug der Verluſt, den die an das Land geſetzten Truppen erlitten, die nur zehn Tage am Lande blieben, einen Viertheil von der geſammten Anzahl, von welchen der größte Theil ein Opfer des daſigen ungeſunden Klima wurde. Da ſie wieder eingeſchifft

wurden,

wurden, verhielten ſich die Kranken zu der Anzahl der Geſunden, wie zweye zu fünfe.

Es giebt noch viel Perſonen, bey denen die große Anzahl von Geſtorbenen, die die engliſchen Truppen bey den glücklichen Unternehmungen gegen Martinique, Guadaloupe und der Havanah, in dem vorletzten franzöſiſchen Kriege hatten, im friſchen Angedenken iſt. Es iſt ſchon hinreichend, wenn ich ſage, daß nur ein ſehr kleiner Theil von den ſiegreichen Truppen, drey Monat nach dieſen Eroberungen noch am Leben war.

In dem letzten amerikaniſchen Kriege nahmen fünftauſend Mann der tapferſten Truppen in der Welt, die Inſel St. Lucia ein. Der Verluſt den dieſelben in den verſchiedenen, der Anzahl der Streitenden nach ſehr ungleichen und äußerſt heftigen Anfällen, die von dem Feind auf ſie geſchahen, erlitten, war nicht wichtig. Allein es war nach dem Verlauf eines Jahres von der urſprünglichen Anzahl, kaum noch ein Mann mehr übrig. Dieſe große Sterblichkeit dauerte, unter den auf dieſer Inſel befindlichen engliſchen Truppen, auch in den folgenden Jahren in einem eben ſo hohen Grade fort. Vom erſten May 1780. bis zu dem erſten May 1781. belief ſich die Anzahl der Verſtorbenen eben ſo hoch, als ohngefähr die Stärke der ganzen Garniſon in dieſem Jahr betrug. Von denen zu der Unternehmung auf das ſpaniſche Fort St. Juan, von Jamaika aus geſchickten Soldaten, kam faſt kein Mann wieder zurück.

Man bebt mit Schrecken zurück, wenn man ſolche Auftritte der Vernichtung des menſchlichen Geſchlechts betrachtet. Ich kehre daher auch ſogleich zu meinen Betrachtungen über den Geſundheitszuſtand der engliſchen Truppen auf der Inſel Jamaika zurück, wobey ſich der tröſtliche Umſtand findet, daß hier kein Beyſpiel von einer ſo außerordentlich ſtarken Sterblichkeit vor-

vorkömmt, als es die oben angeführten waren. Ueberdieſes geben uns auch die bey dieſer Ueberſicht vorkommenden Thatſachen die Mittel an die Hand, durch welche ein ſo großes Unglück in Zukunft verhindert werden kann.

Das Regiment des Herzogs von Cumberland.

Es war dieſes ein Provinzialregiment, das aus eingebornen Amerikanern, in den ſüdlichen Provinzen von Nordamerika errichtet worden war. Seine Ankunft auf der Inſel Jamaika erfolgte im Jahre 1781. Dieſes Regiment wurde in das Fort-Auguſta einquartiert und blieb ganzer Dreyvierteljahr allda, binnen welcher Zeit ſich die Anzahl der Todten zu den Lebenden, blos wie 1 zu 52 verhielt. Von dem ganzen Regiment wurde auch nur ein einziger Mann, als zum fernern Dienſt untüchtig, erlaſſen, und die Anzahl der Kranken zu den Geſunden, ſtand zwiſchen 1 zu 12 und 1 zu 30. Man kann nicht erwarten, daß irgend in einem Lande Soldaten einer beſſern Geſundheit genießen ſollten, als es von dieſen Truppen in Jamaika geſchah. Man glaubte, daß dieſes davon herrührte, weil die Leute, aus denen es beſtand, ſchon in ihren Geburtsörtern an eine Hitze gewohnt wären, die von der, die zwiſchen den Wendezirkeln herrſcht, nicht ſehr verſchieden iſt, und daß daher dieſelben auch den Krankheiten, welche die Folgen des Klima in Weſtindien ſind, nicht ſo ſehr unterworfen ſeyn müßten. Allein es war dieſes falſch, wie man aus dem ſahe, was alsdenn erfolgte, da dieſes Regiment zu Ende des Monats April ſeine Quartiere veränderte. Es wurde nach Stoney-Hill verlegt, wo es vier Monate blieb, und binnen dieſer Zeit ſechs Mann an Todten und viere

an

an wegen Krankheit Verabſchiedeten verlor. Das Verhältniß der Todten zu den Lebenden war im Ganzen binnen dreyzehn Monaten, wie 2 zu 67, der Verabſchiedeten zu der geſammten Mannſchaft, wie 1 zu 108, und der geſammte Verluſt betrug durch beydes ein Sechsundzwanzigtheil, welches auf ein volles Jahr gerechnet, nicht mehr als den acht und zwanzigſten Theil der ganzen Mannſchaft ausmachet.

Im folgenden Jahr ſtand dieſes Regiment zu Kingſton. Es ſtarben über zwey Dreyzehntheile, der ſechzigſte Theil wurde verabſchiedet, und der Verluſt durch beydes, war im Verhältniß gegen die Stärke des Regiments, wie 4 zu 23, das iſt, über ein Sechstheil des Ganzen. Die Anzahl der Kranken änderte von einem Siebentheil bis zu der Hälfte der Mannſchaft ab.

So groß auch die Sterblichkeit bey dieſem Regimente war, ſo war ſie doch geringer, als diejenige, die andre Regimenter in dem nämlichen Quartiere erlitten. Dieſes rührte vorzüglich von zwey Urſachen her. Es waren nämlich erſtlich die Leute, aus denen das Regiment beſtand, an das warme Klima gewöhnet; zweytens aber, waren die Amerikaner von einer weit ordentlichern Lebensart und ſchweiften in ſtarken Getränken nicht ſo aus, als es von denen aus England herüber gekommenen Soldaten geſchah. Die meiſten Todtesfälle erfolgten bey dieſem Regimente in den beyden letzten Monaten des Jahres, obgleich die Anzahl der Kranken in einem von den letztgedachten vorhergehenden Monaten am ſtärkſten zu ſeyn pflegte.

Vierzehntes Regiment.

Es kam ſolches in Jamaika im April 1782. an. Es wurden fünf Compagnien davon nach Spanish-Town

Town und fünfe nach Fort-Auguſta einquartiert. Allein nach einem Vierteljahr wurden dieſe leztern auch nach Spanish-Town verlegt, wo ſodann das ganze Regiment beyſammen blieb. In dem erſten Jahr ſtarb davon faſt der ſechſte Theil, der zehnte Theil aber wurde verabſchiedet, und der durch beydes verurſachte Abgang betrug faſt vier Funfzehntheile oder mehr als ein Viertheil von der ganzen Mannſchaft. Die Urſache, warum die Anzahl der bereits in dem erſten Jahr zum Dienſt untüchtig gewordenen und deswegen verabſchiedeten Soldaten gröſſer war, als ſie es ſonſt in dem erſten Jahr gewöhnlicher Weiſe zu ſeyn pfleget, liegt darinnen, daß das Regiment von ſeiner Einſchiffung in den Barraken zu häufig gelegen hatte, da denn vieler Soldaten Geſundheit ſehr durch Fieber litte, die durch die ungeſunde Beſchaffenheit der Quartiere daſelbſt verurſachet wurden.

Dieſes Regiment hatte gewiß die meiſten Vortheile, die ein Regiment das man aus England nach Jamaika ſchickt, nur haben kann. Es war ſolches ein altes und gut diſciplinirtes Regiment, und kam zu einer geſunden Jahreszeit in Jamaika an. Seine Quartiere zu Spanish-Town hielten das Mittel zwiſchen ſehr geſunden und ſehr ungeſunden. Die Kranken waren mit Hoſpitälern, Proviſion und gehöriger Wartung und Pflege ſehr gut verſehen. Ihre Zahl war zwiſchen ein und zwiſchen zwey Siebentheile der geſammten Mannſchaft. Aller dieſer Vortheile ohnerachtet, war doch die Sterblichkeit groß; ſie iſt aber doch ganz unbeträchtlich, wenn man ſie mit derjenigen Anzahl von Todten vergleicht, die das zwey und neunzigſte Regiment (ſ. oben S. 39.) in dem erſten Jahr nach ſeiner Ankunft in den nämlichen Quartieren hatte. Von dieſem letzten ſtarben auf fünf Zwölftheile, da das erſtere blos den ſechſten Theil ſeiner Leute verlor. Es iſt ein

Umſtand noch hier zu erwähnen, weil ſolcher den Grad der Geſundheit der Quartiere zu Spanis-Town erläutert. Es rührte nämlich eine große Anzahl von den Todten und Kranken, die das vierzehnte Regiment und das erſte Bataillon des ſechzigſten Regiments in dem letzten Jahre hatten, von einem Poſten her, der acht oder neun engliſche Meilen von Spanish-Town entlegen war, und wohin dieſe beyden Regimenter kleine Haufen abſchickten. Es beſtand ſolcher allemal aus wenig Leuten, demohngeachtet aber war der Aufenthalt an dem gedachten Orte ſo ungeſund, daß faſt alle Soldaten, die darzu beſtimmt waren, in das Hoſpital und viele darunter mit Fiebern von der allerſchlimmſten Art gebracht wurden.

In dieſem nämlichen Quartier büßte das vierzehnte Regiment durch die Verſtorbenen den ſechſten, und das ſechzigſte Regiment den achten Theil von ſeinen Leuten ein. Dieſer Unterſchied rührt davon her, daß das letztere Regiment ſchon an das Klima gewöhnt war. Man muß aber doch noch bey dieſer Vergleichung darauf mit Rückſicht nehmen, daß das ſechzigſte Regiment eine große Anzahl von Recruten aus England erhielt, wodurch die Sterblichkeit ſehr vermehrt wurde. Das zwey und neunzigſte Regiment büßte in dem nämlichen Quartier in dem Jahr den eilften Theil von ſeinen Leuten ein, und man kann daraus mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit den Schluß machen, daß unter ähnlichen Umſtänden die Sterblichkeit in dem erſten Jahr zweymal ſo groß als in dem zweyten ſeyn würde.

Neunzehntes und dreyßigſtes Regiment.

Es kamen ſieben Compagnien von dem neunzehnten und dreyßigſten Regiment im Julius 1782. zu Jamaika an, und wurden auf Stoney-Hill einquartiert.

tiert. Sie verloren in den ſechs folgenden Monaten, welche diejenige Jahreszeit in ſich begreifen, worinnen die meiſten Krankheiten in dieſen Gegenden herrſchen, von ſechs und zwanzigen nur einen Mann.

Der Reſt des neunzehnten Regiments kam im Januar 1783. auf der Inſel an, und wurde in die nämlichen Quartiere gelegt, wo ſie acht Monate länger und zwar ſo lange blieben, bis das Regiment auf dem Friedensfuß geſetzet wurde. Binnen dieſer Zeit ſtarb von ſieben und zwanzig Mann nur einer.

Die zurückgebliebenen Compagnien des dreyßigſten Regiments, kamen mit dem Reſt des neunzehnten Regiments zu gleicher Zeit an, wurden in die nämlichen Quartiere gelegt und blieben auch acht Monate länger, als die zuerſt angekommenen Compagnien zu Stoney-Hill, binnen welcher Zeit von vier und dreyßig Mann nur einer ſtarb. Das Verhältniß der Todten zu der geſammten Mannſchaft belief ſich binnen einem Jahre faſt auf 1 zu 17.

Binnen den erſten ſechs Monaten war die Anzahl der Leute, die von den ſieben erſten Compagnien des neunzehnten Regiments verabſchiedet wurden, zu der Anzahl der geſammten Mannſchaft, wie 1 zu 94.

Während den folgenden acht Monaten aber, wurde der Neunzehnte von dem neunzehnten, und der zwey und Dreyßigſte von dem dreyßigſten Regimente verabſchiedet, ſo daß im Ganzen gerechnet, faſt der ein und zwanzigſte Mann binnen Jahresfriſt verabſchiedet wurde. Es ſteigt daher, wenn man den Abgang durch Todte und durch die zum Dienſt durch Krankheit untüchtig gewordene zuſammenrechnet, der Verluſt den dieſe Regimenter erlitten, auf etwas mehr als den zehnten Theil. So klein als dieſer Verluſt uns auch ſcheinen muß, wenn man ihn mit der Sterblichkeit vergleichet, die andre Regimenter erlitten, und wovon ich oben

Bey-

Beyſpiele angeführet habe, ſo ſind doch noch überdieſes verſchiedene andre Umſtände zu bemerken, die die Geſundheit der Quartiere auf Stoney-Hill noch ſtärker zu beweiſen, dienen. Es ſtarben nicht alle die Leute, die in den Todtenliſten, aus denen ich hier die Auszüge angeführet habe, befindlich ſind, wirklich zu Stoney-Hill. Verſchiedene davon ſtarben vorher, ehe der Hauptſtamm der beyden Regimenter zu den ſieben Compagnien ſtieße, die zuerſt angelanget waren. Die Anzahl der Todten in den Liſten, die die bey den Truppen befindlichen Wundärzte, eingereichet haben, beträgt nicht viel über die Hälfte von der Anzahl der Todten, die in den Hauptliſten eingezeichnet ſind, in welchen Liſten alle diejenigen Verſtorbenen zuſammen befindlich ſind, die das Regiment ſowohl zu Jamaika, als an andern Orten verloren hat. Von denjenigen Leuten die zu Stoney-Hill ſtarben, wurden einige entweder zu Kingſton, wo ſie auf Urlaub waren, oder unter Weges bey ihrer Rückkehr nach den Barraken zu Stoney-Hill, krank.

Das neunzehnte und dreyßigſte Regiment, waren nicht an das hieſige Klima gewöhnt, und kamen auch gerade zu und kurz vor der Zeit an, wo die häufigſten Krankheiten auf der Inſel zu herrſchen pflegen. Unterdeſſen war aber doch ihr Verluſt um ein Beträchtliches geringer, als derjenige, den die Regimenter erlitten, die zu Spanish-Town einquartiert waren, obgleich dieſe letztern Regimenter ſchon an das hieſige Klima gewöhnt waren, und alle mögliche Sorgfalt daſelbſt, ſowohl für die Geſunden als Kranken getragen wurde. So groß iſt der Vorzug den der Aufenthalt auf Stoney-Hill vor dem zu Spanish-Town u. ſ. w. hat. Die Anzahl der Patienten betrug zwiſchen dem ſechſten und zehnten Theil der geſammten Mannſchaft, allein die meiſten darunter hatten leichte Geſchwüre, und wurden gar nicht in das Hoſpital aufgenommen. Die

Anzahl der in dem Hoſpital befindlichen Kranken, betrug zwiſchen dem zwey und zwanzigſten bis ſechs und dreyßigſten Theil der geſammten Mannſchaft.

Das neun und neunzigſte Regiment.

Es hatte dieſes Regiment das Unglück, daß es bey ſeiner Reiſe von England nach Jamaika unterweges faſt ganz vom Feinde aufgefangen wurde. Es kamen blos drey Compagnien davon im Jahr 1781. an, die man auf das Land in die Quartiere ſchickte, und das Regiment wurde nicht eher, als bis im Julius 1782. recht formirt, da es ganz nach Fort Auguſta einrückte. Es blieb daſelbſt verſchiedene Monate lang ſtehen, und ſchickte Detaſchements nach Port-Royal und nach den ſogenannten zwölf Apoſteln (ſ. oben); auch wurde eine beträchtliche Anzahl davon auf den Kriegsſchiffen eingeſchiffet, um als Seeſoldaten zu dienen. Nachher wurden ſie auf den ſogenannten Palliſaden einquartiert, wo man für ſie Barraken, nur auf einige Zeit errichtet hatte. Man belegt mit dem Namen der Palliſaden, eine lange Sandbank, die den Hafen von Kingſton von der See abſondert. Die Lage kömmt mit der vom Fort Auguſta überein. Binnen Jahresfriſt verlor dieſes Regiment ein Eilftheil ſeiner Leute durch den Tod, und zwey Eilftheile durch die Verabſchiedeten, und alſo durch beydes im Ganzen drey Eilftheile. Man kann dieſes für einen großen Verluſt anſehen, weil die Leute geſunde Quartiere hatten; allein es waren die Soldaten, die aus den verſchiedenen, in den Kirchſpielen vertheilten Barraken kamen, kränklich und von Strapazen ſehr mitgenommen, daher denn durch ſie die Anzahl der Todten und Verabſchiedeten, vorzüglich aber der letztern, ſehr vermehrt wurde. Hierzu kam, daß die Recruten, aus denen

denen zum Theil das Regiment beſtand, keine guten Leute waren, wie dieſes allemal gegen das Ende eines Krieges der Fall ſeyn muß.

Drittes, drey und ſechzigſtes, vier und ſechzigſtes und ein und ſiebenzigſtes Regiment.

Dieſe Regimenter, oder vielmehr die Ueberbleibſel davon, kamen im Januar 1783. von Charlestown in Südcarolina auf Jamaika an, und betrugen zuſammen in allen nur ohngefähr achthundert Mann.

Man quartierte das dritte und drey und ſechzigſte Regiment zu Fort Auguſta ein. Von dem dritten ſtarb binnen acht Monaten, der drey und zwanzigſte Mann. Die Leute waren bey ihrer Ankunft ſehr kränklich, und viele Soldaten waren durch die Fieber, die ſie in Südcarolina ausgeſtanden hatten, ſehr geſchwächet. Das Verhältniß der Kranken zu den Geſunden, änderte ſich zwiſchen 1 zu 5, und 1 zu 29 ab. Da das Regiment ankam, ſo betrug die Anzahl der Kranken den fünften Theil, und faſt eben ſo ſtark war die Anzahl der Patienten, da das Regiment das Fort verließ, weil die See zu einer ungewöhnlichen Höhe geſtiegen war, und das Fort überſchwemmt hatte. Es blieb daher, da die See wieder fiel, viel ſtehendes Waſſer zurück, wodurch ſowohl bey dieſem, als bey dem drey und ſechzigſten Regiment, ſehr viel Fieber entſtanden.

Das drey und ſechzigſte Regiment hatte auch bey ſeiner Ankunft viel Kranke, und es betrug die Anzahl derſelben zwey Siebentheile der geſammten Mannſchaft. Die Todten machten in den acht erſten Monaten faſt den zehnten Theil der ganzen Mannſchaft aus. Kurze Zeit darauf verminderte ſich die Anzahl der Patienten ſo, daß ſolche nur den dreyzehnten Theil aus-

machten und ſie blieben auch in dieſem Verhältniß ſo lange, bis die oben gemeldeten Ueberſchwemmungen ſie wieder vermehrten.

Das vier und ſechzigſte Regiment wurde zu Port-Royal einquartiert, und verlor in acht Monaten an Todten, den drey und zwanzigſten Mann *). Die Krankenanzahl wechſelte zwiſchen den achten und ſechzehnten Theil der geſammten Mannſchaft ab. Port-Royal liegt auf einer Sandbank, ſo wie Fort Auguſta, und iſt ein geſundes Quartier. Es würde es aber noch mehr ſeyn, wenn die Stadt reinlicher gehalten würde, und es weniger Häuſer daſelbſt gäbe, worinnen man ſpirituöſe Getränke verkauft.

Das ein und ſiebenzigſte Regiment war in den Barraken, bey den ſogenannten zwölf Apoſteln, einquartiert. Dieſer Ort liegt auf einen Felſen und iſt auch ein geſundes Quartier. In acht Monaten ſtarb daſelbſt von fünf und ſechzig Soldaten nur einer. Die Kranken aber machten zwiſchen zwey Neuntheil und einem Siebentheil der geſammten Mannſchaft aus.

Wenn man die Anzahl der Kranken, die dieſe Regimenter in viertehalb Jahren hatten, zuſammen rechnet, und auch die, die in der Wiedergeneſung begriffen, darzu zählet, ſo ſieht man, daß zu der Zeit, wo die meiſten Kranken waren, ein Drittheil, und zu der, wo die wenigſten waren, ein Achttheil von der geſammten Truppenmenge zum Dienſt untüchtig war. Die Summe der Verſtorbenen beläuft ſich im Ganzen jähr-

*) Im Original ſteht der hundert und drey und zwanzigſte. Vermuthlich aber iſt ſolches, wenn man die Anzahl der Kranken überlegt, ein Druckfehler. A. d. Ueb.

jährlich faſt auf das Viertel, und die von den Verabſchiedeten auf das achte Theil der geſammten Mannſchaft, ſo daß zuſammen der Abgang drey Achttheil ausmachet.

Es ſtarben binnen noch nicht ganz vier Jahren auf der Inſel Jamaika dreytauſend fünfhundert Soldaten, und es wurden Krankheits- und Schwächlichkeits wegen, ohngefähr noch halb ſoviel verabſchiedet; ſo daß in dieſer kurzen Zeit von den daſelbſt befindlichen Truppen fünftauſend zweyhundert und funfzig Mann, durch die Wirkung des Klima und anderer Urſachen der Sterblichkeit, verloren giengen, ohne daß ein einziger Mann darunter von der Hand der Feinde getödtet worden wäre.

Alles dasjenige, was ich aus den Todtenliſten der neu errichteten Regimenter angeführet habe, zeigt ſehr deutlich wieviel Schaden es bringt, wenn neu angeworbene Leute aus England nach Weſtindien geſchickt werden. Oefters iſt auch die Anzahl der Todesfälle noch ſehr dadurch vermehret worden, daß die Truppen England in einer unſchicklichen Jahreszeit verließen, und nach Weſtindien gerade in denenjenigen Monaten kamen, wo daſelbſt die meiſten Krankheiten herrſchen. Vor allen Dingen aber die auf die Geſundheit der Soldaten in dieſen Klima wirken können, zeigt keins eine ſtärkere Wirkung als die Beſchaffenheit ihrer Quartiere. Kingſton und Up-Park ſind beydes in Rückſicht ihrer ungeſunden Beſchaffenheit ſehr ſchlechte Quartiere. Rock-Fort aber iſt, wegen der moraſtigen Gegenden, die in ſeiner Nachbarſchaft liegen, und auf welchen es ſteht, noch ein weit ungeſunder Aufenthalt. Spaniſh-Town iſt beſſer als Kingſton, obgleich es bey weiten noch Fort Auguſta oder Stoney-Hill nachſtehet. Dieſe beyden letzten Quartiere würde man in keinem Theile der Welt für ungeſund halten.

Man findet unterdeſſen ähnlich gelegene Plätze noch in allen Theilen von Jamaika, und wie ich nicht zweifle, auch in den meiſten, wo nicht in allen übrigen weſtindiſchen Inſeln. Diejenigen Stellen, die als ein geſunder Aufenthalt angeſehen werden können, ſind von zweyerley Art, nämlich trockne Sandbänke, die ganz oder zum Theil von der See umgeben ſind, wohin aber doch keine ſchädlichen Winde kommen, die die Ausdünſtungen von feuchten und moraſtigen Gegenden dahin bringen, und zweytens Oerter die hoch in Bergen gelegen ſind. In ſolchen Gegenden und an ſolchen Orten, werden die Wirkungen der nachlaſſenden Fieber kaum verſpüret.

Wenn wir annehmen, daß man an ſolche Oerter die neu angelangten Truppen einquartiert hätte, ſo würden von den 5250 Mann, die für den Dienſt, wie ich eben geſagt habe, binnen vierthalb Jahren verloren giengen, nach Verlauf von dieſer Zeit noch 3500 zum Dienſt übrig geweſen ſeyn. Ich ſetze hierbey voraus, daß die Truppen zu Stoney-Hill einquartiert geweſen wären, und den Verluſt erlitten hätten, den ſie hier an dieſem Orte je erlitten haben.

Es kann keine mediciniſche Beſorgung, noch andre Sorgfalt und Wartung der Patienten, die übeln Wirkungen verhindern, die von der ungeſunden Beſchaffenheit derjenigen Quartiere entſtehen, in welche man bis jetzt die Truppen auf Jamaika zu legen gewohnt geweſen iſt. Zwar kann durch die Sorgfalt des Arztes und ſeinen Fleiß, das Leben eines Patienten oft noch erhalten werden; allein es iſt ſolcher doch als Soldat für das Vaterland dahin, und die zum Beſten des Vaterlandes abzweckende Abſicht, um derentwillen dieſelben aus England nach dieſen entfernten Gegenden gebracht worden ſind, gehen durch den Verluſt ſeiner Geſundheit eben ſo gut verloren, als es ſelbſt durch ſeinen

Tod

Tod geſchehen ſeyn würde. Es nimmt in dem gegenwärtigen Fall, an den ſo häufigen Todtesfällen unſrer nach Weſtindien geſchickten Soldaten, nicht blos unſre Menſchenliebe Antheil, ohnerachtet die Sache allerdings von einer ſo großen Wichtigkeit iſt, daß dieſes durchaus geſchehen ſollte; ſondern es kömmt auch hierbey noch auf die Sicherheit unſrer Weſtindiſchen Beſitzungen und darauf an, daß, wenn man dieſe große Sterblichkeit verhüten könnte, dadurch der Regierung und Nation erſtaunlich ſtarke Summen erſpart werden würden. Sterben die zu der Vertheidigung unſrer Inſeln aus England abgeſchickten Truppen ſo weg, als es in den von mir eben angeführten Fällen geſchahe, ſo kann das Mutterland nicht lange einen ſo unaufhörlichen Abgang, während eines Krieges erſetzen. Ueberdieſes erfolgen zuweilen bey den Soldaten auf den Inſeln die Todtesfälle ſo geſchwinde und ſo zahlreich, daß es an hinlänglicher Zeit mangelt, dieſen großen Abgang nach England zu melden und zur gehörigen Zeit wieder die nöthige Verſtärkung von daher zu erhalten. Im April 1782. waren zu einer Zeit, wo man einen feindlichen Angriff auf Jamaika befürchtete, von ohngefähr ſiebentauſend aus England, binnen den drey vorhergehenden Jahren, nach dieſer Inſel abgeſchickten Soldaten, nicht über zweytauſend Mann wirklich zum Dienſte tüchtig.

Man erlaube mir noch einen andern und zwar nicht unbeträchtlichen Vortheil anzuführen, der daraus entſtehen würde, wenn man auf der Inſel Jamaika, die Truppen in die oben gemeldeten geſunden Quartiere verlegte. Es würde die Nation dadurch zu allen Zeiten eine gute Anzahl an das daſige Klima gewöhnte Truppen, in Weſtindien haben, dergleichen bey kriegeriſchen Unternehmungen, ſie möchten nun zum Angriffe oder zur Vertheidigung abzwecken, in dieſem Theil der Welt, von einem größern Werth als eine doppelt ſo

ſtarke Anzahl von Truppen ſeyn würde, die man aus England dahin ſenden könnte. Dieſes iſt allerdings als eine ſehr wichtige Sache anzuſehen; da die weſtindiſchen Inſeln in den beyden letzten Kriegen, ein ſehr vorzüglicher Kriegsſchauplatz geweſen ſind, und es wahrſcheinlicher Weiſe auch in künftigen Kriegen wieder werden können.

Mit einem Worte, es ſtimmen der Vortheil der Regierung, die Sicherheit unſerer weſtindiſchen Beſitzungen und endlich die Stimme der Menſchenliebe alle darinnen überein, daß es ſo nöthig als nützlich iſt, die Truppen auf den Inſeln in ſolche Quartiere zu vertheilen, die eine geſunde Lage haben. Daß es in Jamaika ſolche Stellen wirklich giebt, dieſes iſt durch hinreichende und öftere Erfahrungen beſtärkt worden. Die Auswahl dieſer Quartiere wird durch den Umſtand noch mehr empfohlen, daß ſolche gemeiniglich eine ſehr gute Lage zur Vertheidigung der Inſel gegen feindliche Angriffe haben. Stoney-Hill, ein Ort deſſen ich ſo oft Erwähnung gethan habe, würde durch die Generale Dalling und Campbell, die beyde ſehr einſichtsvolle und erfahrne Officier ſind, für einen ſehr vortheilhaften Poſten zur Vertheidigung von Jamaika gehalten.

Drit-

Drittes Hauptſtück.
Von Fiebern.

Die auf der Inſel Jamaika herrſchenden Fieber, gehören entweder zu dem Wechſel- oder zu den nachlaſſenden Fiebern. Von den Wechſelfiebern kommen, dreytägige, viertägige und alltägige Fieber, und dieſes in alle den verſchiedenen Geſtalten vor, welche die Wechſelfieber anzunehmen pflegen. Allein es ſind doch die nachlaſſenden Fieber diejenigen, die ſich am häufigſten zeigen und auch die größte Verwüſtung anrichten. Unterdeſſen ſcheint aber doch zwiſchen den Wechſel- und den nachlaſſenden Fiebern eine genaue Verbindung ſtatt zu finden, indem ſich die Wechſelfieber oft in nachlaſſende und dieſe letztern zuweilen dagegen wieder in Wechſelfieber verwandeln. Dieſer Umſtand macht es glaublich, daß beyde Arten von Fiebern im Grunde von der nämlichen Urſache entſtehen, die aber zu verſchiedenen Zeiten mit einer größern oder geringern Heftigkeit wirket. Denn es pflegen in Jamaika in den geſunden Zeiten des Jahres, die Fieber vorzüglich zu der Gattung der Wechſelfieber, in den ungeſundeſten Monaten aber, zu der der nachlaſſenden Fieber zu gehören.

Erſter Abſchnitt.

Von den Zufällen der nachlaſſenden Fieber.

Es ſind Perſonen von einem jeden Alter, von Kindern bis Greiſen, den nachlaſſenden Fiebern unterworfen. Unterdeſſen werden doch davon im Ganzen die Mannsperſonen öfterer als die Frauenzimmer befallen. Auch ſind Kinder vor dem dritten und vierten Jahr, dieſen Fiebern weit weniger, als in einem größern Al-

ter unterworfen, und alte Leute leiden davon ſeltener, als Perſonen von einem mittlern Alter. Es rührt dieſes nicht ſowohl davon her, daß in dem Alter der Kinder und Greiſe, oder in dem Geſchlecht der Frauenzimmer etwas liegen ſollte, welches dem Fieber widerſteht, ſondern es iſt vielmehr eine Folge davon, daß Kinder, Alte und Frauensperſonen den Urſachen dieſer nachlaſſenden Fieber weniger ausgeſetzt ſind. Am heftigſten und gefährlichſten ſind dieſe Fieber bey denen Europäern, die erſt kürzlich auf dieſer Inſel angelangt ſind, und es pflegen dieſelben bey ihrer erſten Ankunft ſolchen mehr, als nachmals ausgeſetzt zu ſeyn.

Die gewöhnlichſte Art, auf welcher ſich dieſe Fieber zu zeigen pflegen, iſt folgende. Die Perſon klagt über eine unangenehme Empfindung und Mattigkeit, worauf die Empfindung von einem Fröſteln oder ein Schaudern folget. Bald hernach entſtehet eine große Hitze, ſonderlich in der Fläche der Hände und Stirne; Kopfſchmerzen; ein großer Verluſt der Kräfte; Uebelkeiten im Magen und zuweilen heftiges Erbrechen. Hierbey geht zuerſt bloßer Schleim, oder das was der Patiente bey der letzten Mahlzeit genoſſen hat und zwar unverändert weg, nachher aber eine gelbe oder grünlichte Galle. Der Puls iſt geſchwind und zuerſt klein, er wird aber bald voll, iſt aber ſelten hart. Die Kranken verſpüren ſehr oft einen ſtarken Schmerz im Kreuze, oder eine unangenehme Empfindung und ſtumpfen Schmerz in einem Gliede, der ſich zuweilen über den ganzen Körper verbreitet, gleich als ob man geſchlagen oder geſtoßen worden wäre. Eine heftige Unruhe und Schlafloſigkeit, große Angſt, Beklemmung auf der Bruſt und ein öfteres Seufzen, ſind alles gewöhnliche Zufälle, die zuweilen zu einer ſolchen Höhe ſteigen, daß die Patienten blos mit vieler Mühe

Athem

Athem zu holen ſcheinen. Man kann unterdeſſen dieſe Zufälle ſehr leicht von einem ſolchen beſchwerlichen Athemholen unterſcheiden, das von einer lokalen Krankheit der Lungen herrührt. Im leztern Falle iſt die Schwierigkeit bey dem Athemholen gleichförmig und es dauert ſolche in einem fort, da hingegen in dem erſten Falle, das Einathmen ſowohl als das Ausathmen, zwey- oder dreymal hinter einander ganz natürlich und leicht zu geſchehen pflegt, unmittelbar darauf aber beſchwerlich und ungleich wird. Dieſes dauert ſo abwechſelnd fort. Das Erbrechen iſt zuweilen anhaltend und heftig, beſonders in den ſchlimmſten Arten dieſer Fieber, und da das Blut auch öfters bey dieſen Fiebern ſich in einem aufgelöſten Zuſtand befindet, ſo wird ſolches in dem Magen mit Gewalt getrieben, und ſodann wieder weggebrochen, wodurch denn dasjenige hervorgebracht wird, was die Spanier das **ſchwarze Erbrechen** (vomito prieto) zu nennen pflegen. Man behauptet, daß bey dieſen Krankheiten das Blut zuweilen den Urin und Speichel färbe, ja aus den Schweißlöchern der Haut herausdränge. Ich habe unterdeſſen nie eine von dieſen Erſcheinungen geſehen, ohnerachtet man verſichert, daß ſolche Zufälle ſich in den aller ungeſundeſten Gegenden von denjenigen Ländern, die zwiſchen den Wendezirkeln gelegen ſind, alsdenn beſonders und dieſes gar nicht ſelten zu ereignen pflegt, wenn die Krankheiten noch durch die Ermüdungen und Beſchwerlichkeiten verſtärket werden, denen die im Felde und wirklichen Dienſt befindlichen Truppen ausgeſezt zu ſeyn pflegen. — So wie die Hitze zunimmt, wird das Geſicht auch roth, die Sinne und ihre Werkzeuge leiden noch mehr, und der Patiente fängt entweder an heftig zu phantaſiren und zu raſen, oder es wird derſelbige ganz betäubt und ſchlafſüchtig. Auf alle dieſe Zufälle folgt, nachdem dieſelbigen eine Zeitlang gedauert haben, ein Schweiß, der

oft heftig iſt und nach und nach eine Verminderung des Fiebers herbeybringt.

Die Zeit des Anfalls iſt von einer verſchiedenen Länge. Zuweilen endigt ſich derſelbige ſchon nach ſechs oder ſieben Stunden, ohnerachtet derſelbe in den meiſten Fällen von funfzehn bis zu vier und zwanzig Stunden zu dauern pflegt. Ja es erſtreckt ſich derſelbige ſogar zuweilen auf ſechs und dreyßig bis acht und vierzig Stunden, und ich ſahe wirklich einmal einen Patienten, bey welchen ein ſolcher Anfall ganzer drey Tage, ohne das geringſte Merkmahl einer Remiſſion anhielt. Auch die verſchiedenen Perioden des Anfalls, welche man gemeiniglich mit dem Namen der kalten Periode oder des Fieberfroſtes, der Zeit der Fieberhitze und der Zeit des Schweißes zu unterſcheiden pfleget, ſind von einer ſehr verſchiedenen Dauer. Die Kälte oder der Froſt iſt meiſtentheils ſehr ſchwach, und oft wird gar nichts dergleichen bemerket, welches aber, wie ich glaube, blos zum Theil von der Wärme des Klima herrührt; denn ich habe beobachtet, daß das Schaudern und der Froſt in den kältern Monaten ſtärker, als in den heißen waren. Unterdeſſen habe ich doch bey einigen Patienten den Froſt über eine halbe Stunde mit einem heftigen Schaudern über den ganzen Körper dauern ſehen. Die Periode der Hitze macht bey weitem den längſten Theil des ganzen Anfalls aus, und endigt ſich gemeiniglich durch einen Schweiß. Es iſt unterdeſſen dieſes nicht immer der Fall, denn das Fieber läßt zuweilen allmählich nach, ohne daß die Ausdünſtung ſich dabey auf eine merkliche Weiſe vermehret. Unterdeſſen iſt doch nicht jeder Schweiß, der während der Fieberhitze ausbricht, wenn er gleich ſtark iſt, in Rückſicht auf eine Remiſſion kritiſch, oder bewirkt dergleichen. Denn es wird zuweilen eine ſtarke Ausdünſtung eine oder mehrere Stunden anhalten und doch hernach verſchwin-

verſchwinden, ohne daß die Zufälle dadurch nur im Geringſten erleichtert werden.

Die Zunge iſt im Anfange weiß, und wenn das Fieber heftig iſt und aus zwey oder drey Anfällen beſteht, ſo wird die Zunge braun und trocken, ja ſogar voller Spalten und Riſſe. Der Durſt iſt gemeiniglich groß, ob es gleich auch Patienten giebt, bey welchen derſelbige ſich gar nicht vermehret. Der Urin wird durch das Fieber ſehr wenig verändert, weil derſelbe in den warmen Himmelsgegenden allemal ſehr dunkel gefärbt zu ſeyn pflegt. Zu der Zeit wenn das Geſichte roth wird, werden auch oft die Augen trübe, ja ſogar roth, als wenn ſie entzündet wären und dieſe Röthe ſteht mit dem Fortgange des Fiebers in einem ſolchen Verhältniß, daß dieſelbe, wenn das Fieber am ſtärkſten iſt, auch am ſtärkſten zu ſeyn pflegt, und wiederum, ſo wie die Remiſſion ſich einſtellt, nach und nach abnimmt.

Man wird aus dieſer Erzählung des Verlaufs der nachlaſſenden Fieber auf dieſer Inſel ſehen, daß ſolche bis auf dieſen Zeitpunkt von den nachlaſſenden Fiebern in andern Ländern nicht ſehr verſchieden ſind. Allein die Heftigkeit der nachfolgenden Zufälle, als nämlich ein plötzlicher und faſt gänzlicher Verluſt der Kräfte, ein großer Grad von Betäubung und ſogar eine gänzliche Beraubung des Gefühls, auf welches ein Hüpfen und Zucken der Flechſen, ja ſelbſt der Todt erfolget, alles dieſes giebt einen außerordentlichen Grad der Heftigkeit der Krankheit zu erkennen, und wird in den Fiebern andrer Gegenden in einem ſo frühen Zeitpunkt ſelten beobachtet. Denn es pflegt ſich alles dieſes zuweilen bey dem erſten Anfall des Fiebers, ja ſogar, ſchon binnen zwölf Stunden zu ereignen. Einer der heftigſten Zufälle, der öfters bey den nachlaſſenden Fiebern auf dieſer Inſel beobachtet wird, iſt ein unaufhörliches

liches Würgen und Erbrechen, das mit einem heftigen Schmerz in der Herzgrube oder Gegend des Magens verknüpft zu ſeyn pflegt. Hierdurch wird der Patiente nicht nur ſehr gequält und geſchwächt, ſondern es iſt auch dieſer Zufall mit einer ſehr großen Gefahr verknüpft, weil er den Gebrauch aller Arzneymittel verhindert, durch die man das Fieber unmittelbar erleichtern, oder die Wiederkehr deſſelben verhindern kann.

Die Remiſſionen ſind in Anſehung ihrer Dauer ſehr verſchieden; zuweilen währen die Remiſſionen nicht länger als ein oder zwey Stunden, ob ſie gleich weit öfterer zehn oder funfzehn, ja in einigen Fällen dreyßig oder gar ſechs und dreyßig Stunden anhalten. Bey einigen Patienten nimmt das Fieber die Geſtalt eines alltägigen an, und es bekömmt der Kranke alle Tage und dieſes faſt um die nämliche Stunde eine Exacerbation; gemeiniglich aber beobachtet doch das Fieber, in Anſehung der Zeit des Anfalls oder der Remiſſion keine Regelmäßigkeit. Die Nachlaſſungen ſind mehr oder weniger vollkommen. Zuweilen läßt das Fieber ſo nach, daß faſt eine völlige Intermiſſion oder gänzliche Abweſenheit des Fiebers vorhanden iſt, obgleich in den meiſten Fällen blos eine Nachlaſſung der Zufälle ſtatt findet. Der Puls wird langſamer, die Haut kühler und der Kopfſchmerz, die Unruhe und Schlafloſigkeit und Uebelkeiten vermindern ſich, oder verſchwinden gänzlich. Unterdeſſen giebt es doch auch wieder Fälle, wo die Remiſſion ſich nicht ſo ſtark auszeichnet, ſondern wo ſolche blos aus einer Verminderung des Kopfſchmerzes und der Unruhe, und einer Verminderung der Geſchwindigkeit des Pulſes, und der Wärme der Haut erkannt werden kann. Wenn man von der Hitze der Haut urtheilen will, ſo kann man ſich nicht blos auf das Anfühlen der Hand des Patientens verlaſſen. Denn da die Ausdünſtung in Menge aus einem jeden

Schweiß-

Schweißloch der Haut in Geſtalt eines Dampfes aufſteigt, ſo erhält die Hand hierdurch eine gewiſſe Kühle, die zu einem Irrthum Gelegenheit geben kann. Weit beſſer kann man den Grad der Wärme beurtheilen, wenn man die Backen und vornehmlich die Stirne anfühlet.

Während der Remiſſion iſt der Schlaf ſehr unruhig und verſchaffet den Kranken nur wenig Erquickung.

Der zweyte Anfall iſt bey dieſen Fiebern allemal viel heftiger als der erſte, wofern man nichts, um den Fortgang des Fiebers zu verhindern, gethan hat. Gemeiniglich iſt bey demſelben keine Kälte, ja nicht einmal ein gelindes Fröſteln vorhanden. Hingegen werden alle Zufälle bey dieſem Anfall ſtärker als ſie es bey dem erſten waren; die Haut iſt wärmer, der Puls geſchwinder, der Kopfſchmerz ſtärker, die Sinne ſind in einer ſtärkern Verwirrung, der Durſt iſt oft äußerſt ſtark, und es erfolgt ein Phantaſiren oder ein ſchlafſüchtiger Zuſtand in einer größern Geſchwindigkeit oder mit einer größern Heftigkeit, die ſich zuweilen mit Zuckungen oder gar dem Todte des Patientens endiget.

Wenn ſich das Phantaſiren nähert, ſo ſehen die Augen des Patienten wild, die Stimme deſſelben wird geſchwinder und verändert ſich von ihrem natürlichen Ton zu einem ſchärfern. Der Kranke verrichtet dabey eine jede Bewegung mit einer gewiſſen Haſtigkeit, und wirft ſich im Bette beſtändig herum und verändert ſeine Lage. Es folgt darauf bald bey dem Kranken eine heftige Einbildung von einer ihm drohenden Gefahr, oder von einem wichtigen Geſchäfte, das den Augenblick ausgerichtet werden muß, und zu Folge derſelben macht der Kranke Bewegungen, die oft ſehr heftig ſind, und ſtrengt ſich an, dieſe Gefahr, die er ſich vorſtellt, abzuwehren, oder das Geſchäft, welches er aus-

führen zu müſſen ſich einbildet, zu verrichten. Indem die Patienten dieſes zu thun unternehmen, werden ſie dabey gewaltthätig und beleidigen die Umſtehenden, und werden durch öftere Zuckungen erſchüttert. Nach und nach aber ſinken ſie aus dieſem Zuſtand einer übermäßigen Reizung, in welcher ſie ſich die Perſonen und Dinge die um ſie ſind, nur in einer ſehr großen Verwirrung bewußt und erinnerlich ſind, in eine Art von Betäubung. Das Sprechen wird ihnen ſchwer, die Stimme wird ſtammelnd, und ſie murmeln ſtatt zu reden nur etwas vor ſich hin. Man kann ſie nicht ſo ermuntern, daß ſie eine gehörige Antwort gäben, und das Zittern und Zucken der Flechſen, dauert immer fort. Troß aller dieſer Zufälle aber, und ohnerachtet der Puls bis auf hundert und zwanzig Schläge in einer Minute ſteiget, läßt doch zuweilen das Fieber nach, der Patiente kömmt wieder zu ſich, und wenn der Arzt dieſe Remiſſion recht benutzet, ſo kann das Leben des Patientens doch oft noch gerettet werden.

Zuweilen ſinken die Patienten aber auch in einen gänzlichen ſchlafſüchtigen Zuſtand, ohne daß bey ihnen ein Phantaſiren vorhergeht. Man kann ſie daraus nur mit vieler Schwierigkeit ermuntern, und blos dazu bringen, daß ſie die einfachſten Fragen beantworten, worauf ſie denn ſogleich in einen Zuſtand von Gefühlloſigkeit wieder zurückfallen. Sie können weder das, was ſie während des Anfalls empfunden haben, noch die Art und Weiſe wie ſie die Krankheit befallen hat, beſchreiben, und ſie haben überhaupt nicht die geringſte Erinnerung, auch ſelbſt nicht wie im Traum, von irgend einer Perſon oder Sache, die, ſo lange ſie ſich in dieſem Zuſtande befanden, bey ihnen gegenwärtig geweſen iſt.

Es iſt unterdeſſen doch zu bemerken, daß obgleich das Phantaſiren und der ſchlafſüchtige Zuſtand beyde bey denen mit dieſen nachlaſſenden Fiebern behafteten Patien-

Patienten vorkommen, doch ſolche nicht zu dieſem Fieber weſentlich nothwendig ſind, da ſolches oft in aller ſeiner Heftigkeit vorhanden iſt, und ſogar in kurzer Zeit den Tod verurſachet, ohne daß der Verſtand und die Sinne des Patientens dabey weſentlich leiden. Es giebt in der That eine gewiſſe Art, auf welche ſich dieſes Fieber mit dem Todte endiget, die aber oft ſich, ohne daß man ſolches im Geringſten vermuthet, zu ereignen pfleget. Es fängt nämlich die Heftigkeit des Fiebers an, ſich nach und nach zu vermindern, die Haut wird kühler, der Puls langſamer, und wenn der Patiente vorher nicht bey ſeinem völligen Verſtande war, ſo kömmt er nunmehr wieder zu ſich und hat deutlichere und beſtimmtere Vorſtellungen. Alles dieſes ſind Erſcheinungen die den Umſtehenden die größte Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang machen, und man befürchtet in dieſem Zuſtand faſt kaum irgend eine Gefahr. Hat unterdeſſen der Patiente ſeine Kräfte verloren, ſind ſeine Geſichtszüge matt und geſunken, und iſt er gegen alle Speiſe und Nahrung, wenn er ſie auch gleich nicht verwirft, doch völlig gleichgültig: hat er eine Abneigung, gegen alle auch ſogar die kleinſte Ausübung ſeiner körperlichen oder geiſtigen Kräfte, und iſt der Puls indem ſolcher langſamer wird, auch zu gleicher Zeit ſchwächer; ſo nähert ſich der Kranke, wenn er ſich auch im übrigen nicht über das Geringſte beklagt, doch ſeinem Ende ziemlich geſchwinde, und es ſtirbt derſelbe binnen wenig Stunden. Unterdeſſen giebt doch die Beſchaffenheit des Pulſes nicht die geringſte Gefahr ſo lange zu erkennen, bis derſelbe durch den eintretenden Todteskampf gereizt wird. Iſt der Patiente ſo ziemlich bey ſich, welches bey dieſen Umſtänden oft zu geſchehen pflegt, ſo iſt derſelbe oft der erſte, der die Umſtehenden von der Annäherung der Gefahr, aus gewiſſen Gefühlen einer innerlichen Schwäche benachrich-

nachrichtiget, die er empfindet. Wenn das Fieber einen ſolchen Ausgang nimmt, ſo ereignet ſich dieſes gemeiniglich nach dem zweyten oder dritten Anfall. Es geſchieht ſolches vornehmlich wenn das Fieber ſehr heftig iſt und ſolches Perſonen befällt, die erſt vor Kurzem auf dieſer Inſel angelangt ſind.

Iſt das Fieber von einer ſolchen Heftigkeit, ſo bemerket man oft dabey einen gewiſſen Zufall, davon man der Krankheit einen eigenen Namen gegeben hat, als ob ſie eine ganz beſondere Krankheit wäre. Es iſt dieſes eine gewiſſe gelbe Farbe der Augen und der Haut, daher man dieſe Krankheit mit dem Namen des gelben Fiebers (Yellow-fever), beleget hat. Dieſer Zufall wird vorzüglich bey erſt kürzlich angekommenen Europäern bemerkt, weil bey dieſen die nachlaſſenden Fieber am ſchlimmſten ſind. Unterdeſſen ſchränket er ſich doch nicht blos auf ſolche ein, weil er ſich auch zuweilen bey den Eingebornen von Jamaika, oder auch bey ſolchen Perſonen zeiget, die ſich bereits verſchiedene Jahre auf dieſer Inſel aufgehalten haben. Dieſe gelbe Farbe der Augen und Haut rührt davon her, daß eine Gelbſucht zu den andern Zufällen des nachlaſſenden Fiebers noch hinzu kömmt. Ich nenne es deswegen eine Gelbſucht, weil die gelbe Farbe der Augen und Haut bey dieſem Fieber, nie in keinem Stücke von derjenigen verſchieden zu ſeyn ſcheint, welche gewöhnlicher Weiſe die Gelbſucht begleitet. Man bemerkt ſie zuerſt in den Augen, nachmals werden der Hals und die Schultern gelb gefärbt, und endlich geſchieht dieſes mit dem ganzen Körper. Der Urin iſt auch, bey dem ſo genannten gelben Fieber, von einer ſehr dunkeln Farbe, und wenn man in denſelben einen leinewandnen Lappen hängt, ſo wird ſolcher auf eben die Weiſe gelb gefärbt, als dieſes in der Gelbſucht geſchieht. Ich finde keine Urſache anzunehmen, daß die

gelbe Farbe der Augen und Haut bey dieſen Fiebern, von einer Auflöſung des Blutes herrühre; denn es wurde dieſer Zufall oft bey ſolchen Patienten bemerkt, wo keine Kennzeichen einer ſolchen Auflöſung vorhanden ſind, und in Fällen wo dergleichen wirklich zugegen waren, waren ſie doch nicht nothwendig mit einer gelben Farbe der Haut verbunden. Beydes kam mir niemals bey dem nämlichen Patienten vor. Ich will aber nicht hieraus behaupten, daß ſie niemals mit einander zugleich vorhanden geweſen ſind, ſondern ich mache nur daraus den Schluß, daß ſie nicht mit einander als Urſache und Wirkung verbunden ſind. Das Fieber war allezeit ſehr heftig, und gemeiniglich mit einem Schmerz in der Gegend der Herzgrube und heftigem Würgen und Erbrechen verbunden. Es wurde die Natur dieſes Fiebers, und daß ſolches zu den remittirenden gehörte, durch die gewöhnliche Exacerbation und Remiſſion bezeichnet, und es war bey demſelben kein beſonderer Zufall, die gelbe Farbe der Augen und Haut ausgenommen, vorhanden, der uns berechtigen konnte, die Krankheit als eine eigene Krankheitsgattung anzuſehen.

Dieſe Veränderung der Farbe der Haut, iſt, ob ſie gleich bey den in Weſtindien herrſchenden Fiebern ſehr gemein iſt, doch nicht auf dieſelben eingeſchränket, indem man ſie auch oft bey den Fiebern in andern warmen Gegenden bemerkt. Man hat Beyſpiele, daß in England mit den Anfällen der Wechſelfieber dieſelbe verknüpft iſt, und ich habe zwey mit dem Hoſpital- oder Gefängnißfieber behaftete Patienten geſehen, die zu gleicher Zeit eine Gelbſucht hätten. Auch Haller (Oper. min. Vol. III. p. 374.) beſchreibt ein epidemiſches Fieber bey welchem der Körper der Patienten gelb wurde. Es zeigt ſich bey dem ſo genannten gelben Fieber die gelbe Farbe der Augen zuweilen gegen das Ende

des erſten Anfalls, doch gemeiniglich nach dem zweyten oder dritten; und jener unerwartete und tödtliche Ausgang des Fiebers, deſſen ich oben (S. 65.) erwähnt habe, ereignet ſich ſowohl wenn dieſer Zufall zugegen iſt, als wenn derſelbige mangelt.

Ich will unterdeſſen doch die Entſtehung und Natur dieſes Zufalls nicht zu erklären wagen, da ich die Abſicht habe, mich hier auf eine bloße Erzählung der Thatſachen einzuſchränken, hingegen aber alles das, was bloße Meynungen und Hypotheſen anbetrifft, auf eine andre Gelegenheit verſparen will.

Sollte der Kranke auch noch den dritten oder vierten Anfall überleben, ſo iſt derſelbe doch ſeiner Kräfte gänzlich beraubt, und es erwarten ihn ſodann andre Uebel, als z. B. ein Anfall der Ruhr, die oft ſolchen Patienten tödtlich iſt, die vorher durch das Fieber ſehr geſchwächt worden ſind. Ich muß bemerken, daß es nichts ungewöhnliches iſt, daß bey dieſen Fiebern die Kranken ein Schneiden in den Gedärmen und Purgiren bekommen, womit oft blutige Ausleerungen verknüpft ſind. Es ſcheint als ob dieſe Verbindung der Ruhr mit dem nachlaſſenden Fieber, von einer beſondern Beſchaffenheit der Jahreszeit abhängt, da dieſelbe in einem Jahr ſehr gewöhnlich iſt, im andern aber das Gegentheil davon geſchieht. Unterdeſſen pflegen doch zu allen Zeiten die nachlaſſenden Fieber, wenn ſolche vernachläßiget oder übel behandelt werden, ſich, und dieſes zwar vorzüglich bey Soldaten, in eine Ruhr zu endigen.

Diejenigen die in der Geneſung von dieſem Fieber befindlich ſind, ſind den Rückfällen ſehr unterworfen, die ſich überhaupt nach dieſem Fieber öfters ereignen, und nicht weniger gefährlich als die erſten Anfälle ſelbſt ſind. Dieſe Rückfälle ſind in denenjenigen Monaten des Jahres, wo die Krank-

heiten

heiten am meiſten herrſchen, auch am häufigſten, und werden leicht durch eine ſtarke Ermüdung, wenn man ſich der Hitze der Sonne ausſetzet oder ſonſt eine Ausſchweifung machet, hervorgebracht. Zuweilen kommen ſie nach verſchiedenen Zwiſchenräumen, als nach ſechs oder ſieben, funfzehen oder ſechzehen, oder fünf und zwanzig und dreyßig Tagen zurück; und dieſes zwar eine lange Zeit hinter einander, doch allemal ohne eine große Genauigkeit in ihren Perioden. Jeder Rückfall aber beſteht gemeiniglich aus einen, zwey oder mehrern Fieberanfällen. Bey dieſen Umſtänden verwandelt ſich die Krankheit oft in eine Waſſerſucht mit einer Geſchwulſt der Leber oder Milz, die ſich ſehr oft mit dem Tod des Patienten endigen.

Dieſe ſo heftigen Zufälle und große Gefahr, deren ich hier erwähnt habe, ereignen ſich vorzüglich bey denenjenigen Europäern, die nur vor Kurzem in den zwiſchen den Wendezirkeln gelegenen Gegenden angelangt ſind, und zu der Jahreszeit, wo gemeiniglich die meiſten Krankheiten zu herrſchen pflegen. Bey den zu Jamaika ſelbſt Gebornen, und auch bey denenjenigen Europäern, die bereits einige Zeit auf dieſer Inſel zugebracht haben, iſt dieſes Fieber gar nicht ſo ſchreckhaft, indem es weder bey ſeinem erſten Anfang ſo heftig iſt, noch einen ſo geſchwinden Fortgang hat. Es fängt ſich die Krankheit bey dergleichen Perſonen mit leichten fieberhaften Anfällen an, von denen einer oder zwey vorübergehen, ohne daß der Patient ſehr darauf Acht hat. Bey dem dritten oder vierten aber, ſind die Zufälle faſt eben ſo heftig, als ich es oben beſchrieben habe. Das Fieber fängt ſich zuweilen als ein regelmäßiges Wechſelfieber an, welches ſich in ein nachlaſſendes Fieber verwandelt, indem die Anfälle

nach und nach immer heftiger werden, und allmählich in einander laufen.

Ob nun gleich dieſe Fieber ſich bey den Einwohnern und denen die ſchon lange Zeit in Jamaika ſich aufgehalten haben, weit mehr nur nach und nach nähern, ſo währet es doch, wenn bey dergleichen Perſon das Fieber einmal zu einem gewiſſen Grade geſtiegen iſt, weit länger bis ſich ſolche erholen und die andern übeln Folgen der Krankheit überſtehen, als dieſes ſelbſt bey denenjenigen der Fall iſt, die erſt vor Kurzem nach Jamaika gekommen ſind. Die Eingebornen und ſolche Europäer, die ſich bereits eine lange Zeit in Jamaika aufgehalten haben, ſind auch mehr Rückfällen nach verſchiedenen Zeiten, als z. B. nach zwey oder drey Wochen oder eben ſoviel Monaten unterworfen. Unterdeſſen ſind doch dieſe Rückfälle bey ihnen nicht ſo heftig, als ſie es bey denen erſt kürzlich auf der Inſel angelangten, zu ſeyn pflegen. Gemeiniglich beſtehen dieſe Rückfälle aus einem oder zwey Fieberanfällen, die mit Uebelkeiten, Würgen und oft einer häufigen Ausleerung von Galle verknüpft ſind. Man pflegt daher gemeiniglich von ſolchen Patienten zu ſagen: daß ſie Gallenfieber hätten, weil man annimmt, daß die (zu häufig vorhandene oder ſcharf gewordene) Galle, bey ihnen die Urſache der Krankheit ſey. Vor dieſen Anfällen gehen gemeiniglich ein Verluſt des Appetits, ſchlechte Verdauung und Blähungen in dem Magen und Gedärmen vorher. In den Zwiſchenzeiten zwiſchen dieſen Anfällen, genießen ſolche Perſonen jedoch gemeiniglich eine mäßig gute Geſundheit, und dieſes zuweilen Jahre nach einander. Unterdeſſen ereignet es ſich doch weit öfterer, daß durch wiederholte Fieberanfälle die Verdauungskraft des Magens geſchwächet, und eine beträchtliche Abnahme des Fleiſches und der Kräfte hervorgebracht wird. Die Geſichtsfarbe wird blaß, fahl und ſogar

ganz hellgelb, das Weiße in Augen aber ſieht heller aus, als gewöhnlich. Bey dieſen Umſtänden pflegt zuweilen ein Anfall, der aber heftiger als die vorhergehenden iſt, die Krankheit und das Leben des Patientens zu gleicher Zeit zu endigen. Dieſes iſt die gewöhnlichſte Art, auf welcher die auf der Inſel Gebornen, und diejenigen Bewohner derſelben, die ſich ſchon geraume Zeit darauf aufgehalten, an dieſer Krankheit zu ſterben pflegen. Unterdeſſen wird aber doch ſolche auch oft, ſowohl bey den Eingebornen und åltern Einwohnern der Inſel, als auch bey den neuern Ankömmlingen in kurzer Zeit nach zwey oder drey Anfällen gehoben, da denn der Patiente auch bald ſeine gewöhnliche Geſundheit vollkommen wieder erhält.

Es verdienet bemerkt zu werden, daß dieſes Fieber auch oft ſich nur auf eine ſehr leichte Art mit Mattigkeit, Verluſt des Appetits, etwas Kopfſchmerz, unruhigem Schlaf und einer weißen Zunge zu zeigen pflegt, wobey denn der Patiente die ganze Zeit ausgehen und ſeine gewöhnlichen Geſchäfte verrichten kann. Man erkennet bey ſo gemäßigten Zufällen faſt kaum die Gegenwart eines Fiebers, obgleich die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich dieſe Zufälle zu einer ſchweren Krankheit, bey dem geringſten Diätfehler oder irgend einem Kummer und Unruhe des Gemüths zu verwandeln pflegen, die wahre Natur dieſer Fieber außer allen Zweifel ſetzet.

Bey leichten fieberhaften Zufällen entſtehen noch zuweilen kleine ſchmerzhafte Geſchwülſte in der Haut, die man auf der Inſel Katzenſchwäre (Cat-boils) zu nennen pflegt. Es ſcheinen ſolche wirklich kleine Carbunkeln zu ſeyn. Der Patiente empfindet zuerſt einen Schmerz in der Haut, vornämlich wenn ſolche an dem Ort, wo der Carbunkel entſtehen will, berühret wird, worauf bald eine kleine Geſchwulſt zu entſtehen

ſtehen pflegt, die einem gewöhnlichen Blüthchen (Pimple) ähnlich iſt. Zuweilen ſind ſolche ſo groß als eine Wälſchenuß und ſind außerordentlich ſchmerzhaft, ſonderlich wenn ſie gedrückt werden oder nahe an einem Gelenke liegen, das häufig bewegt wird. Sie gehen nicht in eine rechte Vereiterung über, ſondern bilden eine Art von zäher Materie, die aus der kleinen Geſchwulſt durch ein oder mehrere Löcher ausgeleeret wird. Eine jede Gewalt die dieſer Geſchwulſt angethan wird, als z. B. wenn man die Materie aus ihnen, wie aus einem gewöhnlichen kleinen Geſchwüre ausdrücken will, giebt zu der Entſtehung einer großen Geſchwulſt und eines heftigen Schmerzes in den dieſe Carbunkeln umgebenden Theilen Gelegenheit. Man pflegt die Entſtehung dieſer Geſchwulſt als einen ſehr günſtigen Zufall anzuſehen, weil man gemeiniglich in der Meynung ſteht, daß dieſelben die Entſtehung des Fiebers verhindern. Allein es beweiſen meine Erfahrungen das Gegentheil. Denn ich habe viel Perſonen geſehen, die eine Zeitlang mit dergleichen Geſchwülſten beſchweret waren, und doch hernach, noch ehe ſie von ihnen völlig befreyet waren, wirklich von einem Fieber befallen wurden. Das Fieber war in ſolchen Fällen nicht von der allerheftigſten Art, ob es gleich nicht völlig gewiß war, daß daſſelbe von den kleinen Schwären herrührte. Mit mehrerer Gewißheit konnte man aus dem Daſeyn dieſer Geſchwüre ſchließen, daß in der Leibesbeſchaffenheit der Perſon die ſolche bekam, eine Neigung zum Fieber zu derſelben Zeit vorhanden war. In Anſehung dieſer Schwären fand die nämliche Beobachtung ſtatt, die ich oben in Rückſicht der Ruhr und anderer Krankheiten der Gedärme gemacht habe: daß nämlich dieſelbigen zu gewiſſen Jahreszeiten häufiger als zu andern herrſchten.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe von den mehr gewöhnlichen Erſcheinungen und Zufällen bey dieſen nachlaſſenden Fiebern geredet habe, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, auch von denenjenigen Zufällen eine Nachricht zu geben, die ſeltner bey denſelben vorzukommen pflegten.

Zuweilen fängt ſich dieſes nachlaſſende Fieber mit Zuckungen an, die denenjenigen ähnlich ſind, die ſich bey Kindern bey dem Ausbruch der Blattern zu ereignen pflegen. Ich ſahe dieſen Zufall blos bey Kindern, ob ich gleich glaube, daß derſelbe auch bey erwachſenen Perſonen ſich zu ereignen pflegt. Bey einem Officier fieng ſich bey der Unternehmung auf das feſte Land im ſpaniſchen Amerika, dieſe Krankheit mit einer Ohnmacht an. Man hat an dem ſo genannten Gefängnißfieber (Jail-fever) gleichfalls die Bemerkung gemachet, daß daſſelbe bey Kindern mit Zuckungen ſeinen Anfang zu nehmen pflegt. Dieſer Zufall iſt, wenn er ſich bey Kinder ereignete, oft die Urſache geweſen, daß man bey ſolchen auf die Gegenwart von Würmern geſchloſſen, und die Krankheit dieſer Meynung zu Folge mit nicht geringer Gefahr der Patienten behandelt hat. Denn diejenigen Mittel die die Würmer auszutreiben pflegen, werden bey dem nachlaſſenden Fieber nicht nur keinen Nutzen ſchaffen, ſondern vielmehr Schaden anrichten.

Zuweilen empfindet der Patiente während der Periode der Hitze, und indem der ganze übrige Körper von derſelben gleichſam ausgedörret iſt, in einem gewiſſen Theile, als z. B. in den Schenkeln eine große Kälte, die mit einer Art von ſchmerzhaftem Gefühl verknüpfet iſt. Eine ſolche unangenehme Empfindung vermehrt die Fieberangſt und Unruhe des Kranken um ein Beträchtliches.

Andere Kranke empfinden einen außerordentlich heftigen Schmerz, der ſich an einer Stelle des Körpers feſtſetzet, und ſo wie das Fieber ſich vermehrt oder abnimmt, auch immer mit ſolchem ſtärker oder ſchwächer wird. Wenn dieſer Schmerz einige Zeit angehalten hat, ſo pflegt an der ſchmerzhaften Stelle der kalte Brand zu entſtehen. Ich habe dieſes an dem Hodenſack, wo, wie ich glaube, dieſer Zufall immer tödtlich iſt, und auch an dem Fuß geſehen.

In dieſem Falle, war der Brand mit einer unangenehmen Empfindung von Kälte in der kranken Stelle verbunden, und es wurde dadurch der Verluſt einer Zehe verurſachet.

In zwey oder drey andern Fällen klagte der Kranke über die Empfindung einer Betäubung, die zuweilen von dem Kopfe, zuweilen aber von dem Magen kam, ſich über den ganzen Körper verbreitete, und ſo lange ſie anhielt, eine außerordentliche Unruhe verurſachte.

Man kann unter die Zufälle, die bey dieſer Krankheit ſelten vorkommen, noch den Tetanus und die Ergießung und Anhäufung von Waſſer in den Gehirnhölen rechnen. Der Tetanus iſt von zweyerley Art. Bey der einen iſt er eine urſprüngliche Krankheit, bey der andern aber blos ein Zufall des Fiebers. Ich werde hier nur von der letztern Art reden. Ich habe nur bey wenig Patienten dergleichen geſehen. Bey dem einen entſtand der Tetanus erſt nachdem das Fieber ſchon völlig ausgebildet war, bey einem andern aber gleich bey dem erſten Anfall. Es war bey dieſem Kranken eine krampfhafte Verſchließung der Kinnlade vorhanden, und alle Gelenke waren ſteif, ſo daß der Patiente, wenn man ihn auf die Füße ſtellte, eben ſo ohne alle Bewegung als eine Bildſäule war. Die Zuſammenziehungen der Muskeln ſind nicht zu allen Zeiten gleich und einförmig, denn

denn ob ſie gleich nie gänzlich erſchlaffet ſind, ſo iſt doch die Zuſammenziehung von Zeit zu Zeit und Anfallsweiſe bald ſtärker bald ſchwächer. Wenn die Zuſammenziehung verſtärkt iſt, ſo leiden die Patienten viel Schmerzen. Die Haut iſt heiß, der Puls geſchwind, und die Zunge, wenn der Mund ſoweit geöffnet zu werden vermag, daß man ſolche ſehen kann, weiß. Daneben empfindet der Patiente viel Schmerzen in der Herzgrube oder Gegend des Magens, er iſt einigermaßen betäubt, und hat ſtarke Schweiße, die ſonderlich im Geſichte ausbrechen.

In einem Fall, wo ein ſolches Fieber ſich auf die gewöhnliche Art anfieng, (ausgenommen, daß der Kopfſchmerz dabey ſtärker war, als er es ſonſt gemeiniglich zu ſeyn pflegt, und welcher Kopfſchmerz davon herzurühren ſchien, daß der Patiente ſich mit unbedecktem Haupt dem Sonnenſchein ausgeſetzet hatte,) wurde der Kranke nachdem zwey oder drey Exacrebationen ſchon vorbey waren mit einer Betäubung befallen. Die Pupille wurde erweitert und war gegen den Eindruck des Lichts faſt ganz unempfindlich. Der Kranke drehete den Kopf immer ſehr herum, und griff oft mit der Hand darnach, ſeufzte auch dabey öfters. Der Puls that ohngefähr neunzig Schläge in der Minute, und war dabey ſchwach. Der Kranke brachte verſchiedene Tage in dieſem Zuſtande zu, ehe er ſtarb. Man öffnete den Kopf und fand ohngefähr ſechs Unzen von einem hellen Waſſer in der Hirnhöle *). Die Eingeweide der Bruſthöle und des Unterleibes aber, waren in einem natürlichen Zuſtande.

Außer

*) Es wäre zu wünſchen, daß der Verfaſſer auch geſagt hätte, wie die Hirnhäute beſchaffen waren, die oft bey ſolchen Zufällen entzündet ſind. A. d. Ueb.

Außer den hier erzählten Zufällen, die ſich bey dieſem Fieber etwas ſeltener als andere zu ereignen pflegen, giebt es noch einige die auf dieſes Fieber folgen, und die doch, ob ſie gleich nicht oft vorkommen, hier angeführt zu werden verdienen. Zuweilen entſtehen nach dieſem Fieber Geſchwülſte und Vereiterungen der am Ohr liegenden Speicheldrüſen, ingleichen Eiterſammlungen am Hintern oder an andern Theilen des Körpers. Die Patienten empfinden manchmal eine Art von Betäubung im Arme, die eine oder zwey Wochen nach dem Fieber anhält; auch verſpüren ſie zuweilen durch den ganzen Körper herumziehende Schmerzen, die den rheumatiſchen ähnlich ſind. Es mangelt endlich nicht an Beyſpielen, daß bey den Patienten der Geſchmack und Geruch ſehr geſchwächet werden, und in dieſem Zuſtande verſchiedene Monate verbleiben.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß noch viele andere weit mehr ſonderbare und ungewöhnliche Zufälle bey dieſem Fieber, außer denen von mir hier angegebenen, vorkommen, als ich bey meinen Patienten geſehen und hier angeführet habe. Allein man wird es mir doch zugeſtehen müſſen, daß die Quellen aus denen ich meine Erfahrungen ſchöpfete, in den zwey Jahren und vier Monaten, die ich mit den engliſchen Truppen zu Jamaika zubrachte, und die daſigen Soldaten-Hoſpitäler beſorgte, in der That ſehr zahlreich und ausgebreitet waren.

Es iſt in der Geſchichte einer ſo gefährlichen und traurigen Krankheit ein doch noch tröſtlicher Umſtand, daß man mit Gewißheit behaupten kann, wie dieſelbe gar nicht anſteckend ſey. Die mit Fiebern behafteten Patienten, die in den Militärſpitälern aufgenommen wurden, machten über Dreyviertel von der geſammten Anzahl der Kranken aus, und es lagen die Patienten oft ſehr enge und haufenweis beyſammen. Demohnerachtet

erachtet aber hatte man nicht die geringſte Urſache zu glauben, daß ein mit einer andern Krankheit befallener Patiente, jemals mit einem Fieber in dem Hoſpital angeſteckt worden wäre. Auch hatte man kein Beyſpiel, daß das ſogenannte gelbe Fieber anſteckender, als das in ſeiner gewöhnlichern Geſtalt ſich zeigende nachlaſſende Fieber, das mit keiner Veränderung der Farbe der Haut verknüpft war, geweſen wäre.

Ich glaube es wird nicht unſchicklich ſeyn, wenn ich hier die Bemerkung mache, daß ich die ganze Zeit über, da ich mich in Jamaika aufgehalten habe, keinen einzigen mit dem gewöhnlichen Hoſpital- oder Gefängnißfieber behafteten Patienten geſehen habe, obgleich viele von den Soldatenkrankenhäuſern ſehr enge waren, und einige derſelben, die unter die beſten gehörten, blos zwey Böden hatten, auf denen die Patienten ſo nahe an einander lagen, als ſie es nur konnten. Man kann das remittirende Fieber, von dem ich hier eigentlich rede, von dem anſteckenden Hoſpitalfieber leicht unterſcheiden. Die Neigung zur Remiſſion, die in dem zu Jamaika herrſchenden Fiebern, es mag nun bey denenſelben die Haut gelb ſeyn oder nicht, vorhanden iſt, und welche ſich mit nur ſehr wenig Ausnahmen binnen ſechs und dreyßig oder acht und vierzig Stunden zeiget, iſt allein ſchon hinlänglich, daſſelbige von dem Gefängniß- oder Hoſpitalfieber zu unterſcheiden. Dieſes letztere Fieber hingegen geht, wenn es einmal ausgebildet iſt, ſeinen ganzen Umlauf mit einer großen Einförmigkeit durch, und es zeigt ſich bey ſolchem viele Tage hintereinander, nicht das Geringſte was einer Verdoppelung oder Nachlaſſung ähnlich wäre. Die Urſache, warum das ſo genannte Hoſpitalfieber, oder anſteckende Faulfieber in den Hoſpitälern zu Jamaika niemals entſtand, fiel ſehr deutlich in die Augen. Es ſind nämlich alle Häuſer in dieſer Inſel ſo gebauet, daß

ſoviel Luft als möglich in ſolche eindringen kann; eine Bauart welche die große Hitze des daſigen Klima nöthig machet. Dieſer Umſtand verurſachet, daß die Luft beſtändig durch die Häuſer ſtreicht; es wird alſo auch die Luft welche die Kranken einathmen, alle Augenblicke verändert, und es erlanget dieſelbige niemals dadurch, daß ſie ſtocket und an einem Orte eingeſchloſſen iſt, diejenigen ſchädlichen Eigenſchaften welche die Urſache des Hoſpitalfiebers werden.

Ich zweifle nicht, daß man bey fernerer Unterſuchung dieſer Materie finden wird: daß, ſo wie ein warmes Klima, indem es die Veränderung und das Durchſtreichen der Luft angenehm und erquickend machet; hierdurch die Entſtehung der anſteckenden Faul- oder ſogenannten Hoſpitalfieber verhindert: auch auf der andern Seite ein kaltes Klima, dadurch, daß es uns nothwendig macht, die Luft künſtlich zu erwärmen, wobey dieſelbige bis zu einen gewiſſen Grad allemal eingeſchloſſen ſeyn muß, ſolches zu der Entſtehung der anſteckenden Faulfieber, die wir mit dem Namen der Hoſpital- oder Gefängnißfieber belegen, die Urſache wird. Die Erfahrung zeigt, daß dieſe Fieber nie von einer andern Urſache, als davon, wenn Menſchen die nämliche und eingeſchloſſene Luft eine Zeitlang einathmen müſſen, (man ſehe die Medical Tranſact. Vol. III. p. 345.) oder auch durch ſolche Kleidungsſtücke hervorgebracht werde, welche das auf die erſtere Art erzeugte anſteckende Gift einige Zeit bey ſich behalten. Man hat keine Urſache zu glauben, daß die Erzeugung dieſes Giftes, durch die Hitze oder Kälte des verſchiedenen Klima, irgend weiter als blos nur in ſo fern befördert oder verhindert wird, als dieſe Wärme oder Kälte, eine Urſache der Verhütung des Eindringens der äußerlichen Luft oder der Erneuung der Luft und Durchlüftung in

den

den Zimmern der Patienten oder anderer in einem Zimmer eingeſchloſſenen Perſonen iſt.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Behandlung der nachlaſſenden Fieber.

Ich werde, indem ich von der Behandlung und Heilung der nachlaſſenden Fieber rede, hierbey der Mittel, deren ich mich dagegen bediente, in derjenigen Ordnung erwähnen, in welcher dieſelben alsdenn gebraucht wurden, wenn ſich dieſes Fieber in ſeiner gewöhnlichſten Geſtalt zeiget. Hierauf will ich diejenigen Mittel erzählen, die zu Hebung oder Milderung gewiſſer beſondern bey dieſen Fiebern vorkommenden Zufälle dienlich befunden wurden, und endlich werde ich noch einige Bemerkungen über verſchiedene Mittel hinzufügen, die entweder von andern Aerzten ſehr gegen dieſe Uebel empfohlen worden ſind, oder deren man ſich faſt durchgängig zu bedienen pflegt.

Es iſt bey keiner Krankheit die Hülfe des Arztes ſo geſchwind als bey dieſen Fiebern nöthig, weil die Wirkſamkeit der angewendeten Mittel größtentheils davon abhängt, daß dieſelbigen frühzeitig genug gegeben werden. Die Krankheit wird durch die Wiederholung der Anfälle immer ſtärker, und wenn man dieſelbige ſich ſelbſt überläßt, ſo verurſachet ſie oft den Tod des Kranken. Sie ſchwächt allemal die Kräfte des Patientens in einem ſehr hohen Grade und oft zerrüttet ſie die ganze Leibesbeſchaffenheit deſſelben auf eine ſehr beträchtliche Weiſe. Man bemerkt bey dieſem Fieber keinen regelmäßigen Fortgang und es würde die Zeit unwiederbringlich verloren gehen, wenn man eine Art von Criſis, bey dieſer Krankheit erwarten wollte.

Wenn

Wenn ich einen Patienten, der dieſes Fieber bekömmt gleich bey dem erſten Anfall ſehe, ſo laſſe ich eine Unze Glauberſches Salz (Natum vitriolatum Pharm. Lond. 1788.) oder die nämlichen Menge von Bitterſalz (Magneſia vitriolata) dieſes nämlichen Apotheckerbuchs in einem halben Nöſel Waſſer auflöſen. — Hierzu werden zwey Tropfen Pfeffermünzenöl hinzugeſetzt. Von dieſer Auflöſung laſſe ich alle halbe Stunden, ſo lange bis es wirket, oder die ganze Portion verbrauchet iſt, vier Eßlöffel voll nehmen. Ich gebe von dieſem Mittel deswegen nur immer eine kleine Doſis auf einmal, weil ich befürchte daß es ſonſt, da immer bey dergleichen Patienten viel Uebelkeiten und Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, Erbrechen erregen könnte. Das zu der Auflöſung geſetzte weſentliche Oel verbirgt zum Theil den Geſchmack des Salzes, und macht daß ſolches dem Magen weniger zuwider iſt.

Es ſcheint wahrſcheinlicher Weiſe wenig darauf anzukommen, was für eine Gattung von Purgiermitteln dem Patienten gegeben wird, wofern daſſelbige nur wirkſam und ſtark genug wirket. Man kann auflöslichen oder tartariſirten Weinſtein (Kali tartariſatum Ph. Lond. ed. 1788.) Seignetteſalz (Sal rupellenſe oder das Natron tartariſatum Ph. Lond.) Sennesblätter, vitrioliſirten Weinſtein (Kali vitriolatum Ph. Lond.) und Rhabarber oder auch Weinſteinſäure und Rhabarber zuſammen geben, wenn man aus der Erfahrung weis, daß dieſes oder jenes davon dem gegenwärtigen Patienten ſonſt gut zu bekommen pfleget. Ich habe den oben erwähnten zwey Purgierſalzen, dem Glauberſchen und Bitterſalz, deswegen gemeiniglich den Vorzug gegeben, weil ſie gewiß, geſchwind und ohne Beſchwerde des Patientens wirken. Das Glauberſche Salz hält ſich in einem ſo warmen und feuchten Klima als

das

das von Jamaika iſt, am beſten. Das Bitterſalz zieht die Feuchtigkeit an ſich und zerfließt. Es läßt ſich daher nicht gut aufbehalten und man kann auch die Doſis davon nicht recht beſtimmen.

Der Kranke findet ſich gemeiniglich, wenn man durch dieſes Purgiermittel ihm einige Stuhlgänge verſchaffet hat, dadurch ſehr erleichtert und es erfolgt oft eine Remiſſion. Man muß auf ſolche genau Acht geben und dieſelbe ja nicht ungenützt vorbey ſtreichen laſſen, ſondern dem Kranken ſogleich die Fieberrinde geben. Die gewöhnliche Doſis dieſes Mittels iſt ein Quentchen, und es kann dieſelbe alle zwey Stunden wiederholt werden. Dieſes iſt, wenn man es als eine allgemeine Regel zu dem Gebrauch der Chinarinde beteachtet, vielleicht die beſte. Allein man muß doch oft die Doſis ſowohl, als die Zeiten des Gebrauchs und wie oft ſolche gegeben werden muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände abändern. Zuweilen wird der Magen weder eine ſo große Doſis von der Fieberrinde, als die hier angegebene iſt, noch eine ſo öftere Wiederholung derſelben vertragen; man muß daher um die Entſtehung von Uebelkeiten und Erbrechen zu vermeiden, die Doſis bis auf zwey Scrupel oder gar ein halbes Quentchen vermindern, und man kann dieſe ſo verminderte Doſis vielleicht auch nicht öfter als alle drey Stunden geben. Auf der andern Seite aber, kann man auch in ſehr dringenden Fällen, wenn der vorhergegangene Anfall ſehr heftig geweſen iſt, und man Urſache zu fürchten hat, daß der nächſt folgende Anfall noch ſtärker ſeyn wird, und wenn man zu gleicher Zeit ſich nicht mit Gewißheit darauf verlaſſen kann, daß die jetzige Nachlaſſung des Fiebers ſehr lange dauern wird, die Doſis der Fieberrinde von einem halben Quentchen bis auf zweye vermehren, und dieſe alle Stunden geben. Unterdeſſen wird es doch nur wenig Patienten

 geben,

geben, deren Magen eine ſo ſtarke Doſis von dieſer Rinde verträgt, ja es giebt ſogar Fälle, wo man die Fieberrinde gar nicht in Subſtanz geben kann. Man muß ſodann ſeine Zuflucht zu der Abkochung der Fieberrinde nehmen, oder den Aufguß gebrauchen. Ich ziehe den letztern der erſtern vor; da aber die Abkochung zu ihrer Bereitung weniger Zeit erfordert, ſo pflege ich mich ſolcher ſo lange zu bedienen, bis der Aufguß verfertiget iſt. Ich laſſe denſelbigen mit zwey Unzen von der beſten Fieberrinde zubereiten, die man pülvert und vier und zwanzig Unzen kaltes Waſſer darauf gießt. Man muß die Flaſche von Zeit zu Zeit umſchütteln, und das Waſſer zehn bis zwölf Stunden darüber ſtehen laſſen, wenn der Aufguß die gehörige Stärke erhalten ſoll. Man läßt den Patienten von dieſem Aufguß alle zwey Stunden, oder ſo oft als es ſein Magen vertragen kann, zwey bis drey Unzen nehmen. In einigen Fällen hat ſich dieſer Aufguß, wenn er in Menge genommen wurde, mir wirkſamer als das Pulver der Fieberrinde ſelbſt gezeigt; er verhinderte nämlich einen Rückfall des Fiebers, da im Gegentheil die in Pulver gegebene Fieberrinde, ſelbſt bey der nämlichen Perſon, nachmals keinesweges ſo gute Dienſte leiſtete. Ich muß geſtehen, daß ich dieſen Umſtand nicht leicht erklären kann. Unterdeſſen vermuthe ich doch, daß nach einem oder zwey heftigen Anfällen des Fiebers, der Magen zuweilen ſo geſchwächet iſt, daß derſelbige auf die Fieberrinde, wenn ſolche in Subſtanz genommen wird, gar nicht, oder doch wenigſtens nicht mit einer hinlänglichen Kraft zu wirken vermag, da hingegen der Aufguß der Fieberrinde leichter in die Maſſe der ſich durch die Gefäße bewegenden Säfte kommen kann. Der Aufguß der Fieberrinde iſt dem Magen weniger zuwider, als die Abkochung derſelben, und meiſtens auch, wenn man nach dem Ge-

ſchmack

ſchmack urtheilen kann, ſtärker. Es werden auch bey dem kalten Aufguß der Fieberrinde die Beſtandtheile derſelben nicht zerſetzt, welches hingegen bey der Abkochung gar nicht vermieden werden kann. Eine ſolche Zerſetzung der Beſtandtheile, ſchwächet, wie es aus den von Pringle angeſtellten Verſuchen erhellet, die Kräfte dieſes Arzneymittels gar ſehr; denn dieſer fand daß das Extract der Fieberrinde nicht ſo ſtark als das Pulver derſelben war, wenn beyde dem Patienten in der nämlichen Menge gegeben wurden.

Bey ſehr heftigen Anfällen der nachlaſſenden Fieber, bey denen es durchaus nothwendig iſt, genau auf die Zeit der Remiſſion Acht zu geben und ſolche ja ſoviel als möglich zu nutzen, kann man gleich, ſobald als der Puls nur ein wenig langſamer wird und die Hitze anfängt ſich zu vermindern, ein- oder zweymal eine Doſis von dem Aufguß der Fieberrinde geben, und das Pulver hernachmals ſobald hinzuſetzen, als es nur der Magen vertragen will. Ich habe durch die Erfahrung gefunden, daß dieſes die ſicherſte Art iſt, auf welche der zukünftige Anfall gemäßiget oder gar verhindert werden kann.

In vielen Fällen muß man die Gattung der Flüßigkeit, in welcher man die Fieberrinde nehmen läßt, nach der Beſchaffenheit des Magens und darnach einrichten, wie der Kranke ſolche am beſten bey ſich behält. Zuweilen kann ſolche der Magen gut vertragen, wenn man ſie in Kaffee nehmen läßt; zu andrer Zeit geſchieht dieſes am beſten, wenn man ſie in einer Miſchung von Wein und Waſſer, oder auch, wenn die Nachlaſſung des Fiebers beträchtlich iſt, in bloßem Wein darreicht. Andern Patienten bekömmt ſie am beſten, wenn man ſie ihnen in Milch, oder auch in einem ſchwachen Aufguß von Camillenblumen giebt. Wenn man ſich dieſes Verfahrens bedient, ſo machet

man daß der Magen ſich an die Fieberrinde gewöhnen lernt, und man machet ihn geſchickt eine größere Menge davon zu nehmen, und ſolche beſſer bey ſich zu behalten. Wenn man nicht aus vorhergehenden Erfahrungen ſchon weis, in welcher Flüßigkeit der Patiente die Fieberrinde am beſten nehmen kann, ſo laſſe ich gemeiniglich ihn den Anfang mit dem Aufguß der Fieberrinde machen, weil dieſer die kräftigſte und wirkſamſte Bereitung iſt. Iſt aber ſolcher dem Magen des Patientens zuwider, ſo verſuche ich nachher andere Flüßigkeiten und dieſes ſo lange, bis mir die Erfahrung zeiget, welche darunter die beſte iſt.

Es ereignet ſich zuweilen daß die Fieberrinde die Patienten ſtark purgiret, und durch den Canal der erſten Wege faſt unverändert durch und aus dem Körper abgehet. Unterdeſſen iſt doch dieſes eben kein ſchlimmer Zufall, dem man auch leicht abhelfen kann. Man braucht nur zu jeder Doſis der Fieberrinde drey oder vier Tropfen von der ſogenannten thebaiſchen Tinktur (Tinctura thebaica oder Tinctura opii Pharmac. Lond. Edit. 1788.) zu ſetzen, ſo wird der Durchfall bald gehemmet werden.

Wenn man die hier beſchriebene Heilmethode gleich vom Anfang der Krankheit an, ſorgfältig in Ausübung bringt, ſo wird man hierdurch in vielen Fällen die Wiederkunft des Fiebers verhüten. Man kann unterdeſſen gemeiniglich doch nicht während der erſten Remiſſion, eine hinreichende Menge von der Fieberrinde geben, und es iſt auch nicht Zeit genug, daß ſolche ihre Wirkungen auf eine ſolche Art auf den Körper thun kann, daß dadurch ein zweyter Anfall verhindert wird.

Die Hitze, Unruhe, Aengſtlichkeit, und überhaupt alle die Zufälle, die gewöhnlicher Weiſe bey dem zweyten Anfall vorhanden zu ſeyn pflegen, ſind weit heftiger als bey dem erſten Anfall, wofern man in der Re-

miſſion

miſſion nichts gethan hat, den Fortgang des Fiebers aufzuhalten. Hat aber die Länge der Remiſſion und der Zuſtand des Magens, einen ſtarken und hinlänglichen Gebrauch der Fieberrinde verſtattet, ſo bringt dieſes eine beträchtliche Wirkung auf den nachfolgenden Anfall hervor. Es ſteigen zwar ſodann die Zufälle auch zu einen beträchtlichen Grad, allein es ſcheinen doch die Kräfte der Natur zu einem gehörigen Widerſtand mehr geſchickt zu ſeyn. Der Anfall iſt heftig aber von einer kurzen Dauer, und die darauf folgende Remiſſion von der vollkommenſten Art.

Unter allen von mir verſuchten Arzneymitteln erleichtert, wie meine Erfahrungen mir zeigten, keines die Zufälle während des Anfalls mehr, als das ſogenannte Jamespulver *). Man giebt es in kleinerer Doſis, ſelten über fünf Gran auf einmal, und es wird daſſelbige aller drey bis vier Stunden wiederholt. Iſt der Magen in einem reizbaren Zuſtand, ſo darf man oft nicht mehr, als nur die Hälfte von der oben angezeigten Doſis geben. Denn es verurſacht, wie ich bereits bemerket habe, bey dieſem Fieber kein Zufall mehr Beſchwerde oder iſt gefährlicher, als das unaufhörliche Erbrechen. Man muß daher bey der Behandlung dieſer Krankheit alle Sorgfalt anwenden, alles zu vermeiden, was uns irgend eine Neigung zum Erbrechen hervorbringen, oder ſolche vermehren kann. Das Uebel, welches das Würgen und Erbrechen hervorbringt, ſchränket ſich nicht blos auf das Leiden und die Beſchwerden ein, die dem Patienten dadurch verurſachet werden, ſondern es ſchadet daſſelbe vorzüglich

*) Siehe die Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch prakt. Aerzte, 5 B. S. 202. und das allgemeine Diſpenſator. 3 B. S. 315. Es kömmt mit dem Pulvis antimonialis der neuern Engliſchen Apothekerbücher überein. A. d. Ueb.

dadurch, daß es den Gebrauch derjenigen Mittel, durch welche der Fortgang der Krankheit gehemmet werden kann, und vorzüglich der Fieberrinde verhütet. Am beſten wirket das Jamespulver alsdenn, wenn es einen Schweiß hervorbringt, oder den Leib gelinde öffnet. Man hat ſelten Gelegenheit das Jamespulver gleich bey dem erſten Paroxismus zu geben, weil hier das Purgiermittel gebraucht werden muß. Wofern aber der Anfall länger, als zum Beyſpiel acht und vierzig Stunden lang dauert, und wofern das Purgiermittel gegeben worden iſt, auch ſolches ſeine völlige Wirkung hervorgebracht hat, und doch ſich noch keine Remiſſion zeigen will, ſo kann man das Jamespulver auf die oben angezeigte Weiſe geben. Es pfleget ſolches ſodann, indem es entweder einen Schweiß erreget, oder noch mehr gelinde Oefnung machet, die Remiſſion des Fiebers zu befördern.

Man muß von der zweyten Remiſſion eben ſo wie von der erſten, den Gebrauch machen, daß man in ſolcher die Fieberrinde in beträchtlicher Menge giebt. Beobachtet man das, was ich oben von der Art ihres Gebrauchs geſagt habe, ſo kann man gemeiniglich dem Patienten zwey Unzen der Fieberrinde vor der Rückkunft des Fiebers beybringen. Dieſe Menge wird in den meiſten Fällen hinreichend ſeyn, den Anfall entweder gänzlich zu verhindern, oder doch die Gewalt deſſelben ſo zu ſchwächen, daß derſelbe mit keiner Gefahr mehr verknüpft iſt. Dieſes nämliche Verfahren muß man auch in den nächſtfolgenden Fieberanfällen beobachten; man muß nämlich kleine Doſis des Jamespulver während des Anfalls, und die Fieberrinde während der Remiſſion geben.

Hält das Jamespulver den Leib nicht gehörig offen, welches es aber doch gemeiniglich zu thun pflegt, ſo muß man ſich laxirender Clyſtiere bedienen; denn es

iſt

iſt überhaupt zu bemerken, daß es bey dieſer Krankheit dem Patienten viel Erleichterung ſchaffet und die guten Wirkungen der Fieberrinde befördert, wenn der Kranke binnen vier und zwanzig Stunden ein- oder zweymal offenen Leib hat. Dieſes iſt beſonders bey denenjenigen Fiebern der Fall, welche auf die Regenzeit im September und October folgen, und gemeiniglich von der ſchlimmſten Art zu ſeyn pflegen. Es leiſtet bey denſelben oft gute Dienſte, wenn man zu jeder Doſis der Fieberrinde noch vier oder fünf Gran Rhabarber ſetzet, damit der Kranke dadurch zwey- oder dreymal des Tages hinlängliche Oeffnung bekömmt.

Ich habe in dem Vorhergehenden bereits einigemal die Bemerkung gemacht, daß bey dieſen Fiebern kein Zufall gefährlicher iſt, als das unaufhörliche Würgen und Erbrechen; ich muß aber hier noch hinzuſetzen, daß nichts mehr Schaden anrichten kann, als wenn man bey ſolchen Umſtänden ſich der Brechmittel bedienet. Hat der Patiente gleich bey dem erſten Anfang der Krankheit Uebelkeiten und Erbrechen, ſo iſt es zur Reinigung des Magens ſchon hinreichend, wenn man nur dem Kranken Camillenthee oder warmes Waſſer trinken läßt. Wenn aber das Erbrechen oder Würgen auch nach dem Gebrauch dieſer Mittel noch immer anhält, welches oft zu geſchehen pflegt, und ſolche den Patienten auch ſogar in der Zeit beſchweren, wo die andern Zufälle nachlaſſen, ſo werden Salztränkchen, d. i. eine Vermiſchung eines vegetabiliſchen Alkali mit Citronenſaft, die man während des Aufbrauſens nehmen läßt, und ſolche alle Stunden oder auch noch öfter wiederholt, in ſehr vielen Fällen dieſen ſo beſchwerlichen Zufall heben. Es wird auch der Magen ſehr erleichtert, wenn man dem Patienten Oeffnung verſchaffet, welches ebenfalls zur Hemmung des Erbrechens ſehr viel beyträgt; da aber der Patiente die ihm

gegebenen Purgiermittel ſogleich wieder wegbrechen würde, ſo kann man ſich um ſolchem den Leib zu öffnen, blos purgierender Clyſtiere bedienen, und es iſt zuweilen nöthig dieſelben verſchiedenemal zu wiederholen. Auf dieſe Art wird oft das Erbrechen geſtillt, und der Patiente in den Stand geſetzt, die Fieberrinde bey ſich zu behalten.

Es trägt ſich jedoch zuweilen bey den ſchlimmſten Fiebern dieſer Art zu, daß das Würgen nicht durch die während des Aufbrauſens genommene Salztränkchen geſtillt wird, ſondern daß ſelbſt ſolche wieder weggebrochen werde. Ich habe in ſolchen Fällen gemeiniglich meine Zuflucht zu dem Gebrauch der Opiate, und dieſes meiſtentheils mit einem glücklichen Erfolg, genommen. Man kann von funfzehn bis zwanzig Tropfen von der thebaiſchen Tinctur (Tinctura opii Ph. Lond.) zu einem im Aufbrauſen zu nehmenden Salztränkchen ſetzen, oder ſolche Tinktur in ein wenig Briſtolerwaſſer (das auch viel fixe Luft enthält) geben, und dieſes Mittel, nach Beſchaffenheit und Heftigkeit der Zufälle, aller zwey oder drey Stunden wiederholen. Es pflegt bey einer ſolchen großen Reizbarkeit des Magens, das allein genommene oder mit Rheinwein oder einem leichten franzöſiſchen Wein vermiſchte Briſtolerwaſſer, oft alsdenn von dem Patienten bey ſich behalten und nicht weggebrochen zu werden, wenn dieſes mit dem ordentlichen Waſſer nicht geſchehen würde. Einige ertheilen auch den Rath, daß man, wenn die hier angegebenen Mittel fehlſchlagen, ein Blaſenpflaſter auf die Gegend des Magens legen ſoll. Allein ich habe niemals darzu meine Zuflucht genommen, weil in meinen Erfahrungen jederzeit das Erbrechen durch die im Aufbrauſen genommene Salztränkchen oder die Opiate geſtillt wurde. Man wird leicht einſehen, daß dieſer gefährliche Zufall, durch alle diejenigen Heilarten die-

ſer

ſer Fieber, bey denen man von den Brechmitteln mit Gebrauch zu machen pflegt, oft hervorgebracht, oder doch wenigſtens jederzeit ſehr verſtärkt werden muß. Sobald man das Erbrechen geſtillet hat, muß man gleich mit gehörigem Fleiß die Fieberrinde geben. Man muß jedoch dabey mit Behutſamkeit verfahren, und den Anfang blos mit dem Aufguß oder der Abkochung derſelben machen, hernachmals aber, ſo wie der Magen ſelbige verträgt, auch das Pulver derſelben noch hinzuſetzen.

Es iſt während des Anfalls oder der Verdoppelung des Fiebers, allezeit mehr oder weniger von Kopfſchmerzen vorhanden, die zuweilen ſehr heftig werden, und dem Patienten viel Beſchwerde erregen. Ein zwiſchen den Schultern gelegtes Blaſenpflaſter, pflegt faſt immer oder eigentlich allezeit, dieſen Kopfſchmerz entweder zu erleichtern oder gänzlich zu heben.

In der großen Schwäche, die wie ich bereits oben geſagt habe, zuweilen nach heftigen Anfällen, ſonderlich bey denenjenigen Fiebern, die mit einer gelben Farbe der Haut verknüpft ſind, zu folgen pfleget, leiſtete mir nichts ſo gute Dienſte, als herzſtärkende Mittel. Denn ob ich gleich alsdenn den Gebrauch der Fieberrinde nicht gänzlich ausſetzte, ſo war doch die Doſis derſelben, die bey dieſen Umſtänden der Magen unter irgend einer Geſtalt bey ſich behielt, ſo klein, daß man ſich von derſelbigen wenig Nutzen verſprechen konnte. Hierbey zeigten ſich der Wein und gute Nahrungsmittel als die beſten herzſtärkenden Mittel, und ſie übertrafen in ihren Kräften alle diejenigen weit, die uns die Apotheken darbieten konnten. Unter den Weinen war ein leichter rother franzöſiſcher Wein und der Rheinwein den Patienten am angenehmſten, und wurde von ſolchen gemeiniglich andern Arten vorgezogen. Unterdeſſen gab man den Kranken, wenn ſie es verlangten,

auch Maderawein, und es war dieſes die einzige Sorte, die man den gemeinen Soldaten in dieſem Klima verſchaffen konnte. Es wurde derſelbe von der Art, wie man ihn behandelte, nicht ſauer, da ſolche doch ſo beſchaffen war, daß ein jeder anderer Wein es dadurch gewiß geworden wäre.

Es wird bey dieſer Gelegenheit nicht unſchicklich ſeyn, noch einiges von der Nahrung zu erinnern, die man den Patienten während der ganzen Krankheit geben muß. Die Kranken pflegen gemeiniglich gleich bey dem erſten Anfall einen großen Eckel und Abſcheu gegen die Speiſen und den Wein zu bekommen. Unterdeſſen fällt dieſes doch während der Remiſſion weg, und es werden ſowohl die Speiſen als der Wein zur Unterſtützung der Kräfte des Patienten nothwendig. Hünerbrühe, Panade, Sago, Salab, dünner Haber- und Gerſtenſchleim und Thee in welchen man weiß Brod eingeweichet hat, ſind diejenigen Arten von Nahrungsmitteln, die ſich für die Beſchaffenheit des Magens der Patienten und der Krankheit ſelbſt am beſten ſchicken. Man kann zu allen dieſen Dingen, nur den Thee ausgenommen, noch Wein mit Zucker und etwas Muskatennuß oder mit irgend einem andern Gewürz ſetzen, daß dem Patienten noch angenehmer iſt. Den Wein kann man nur ſelten vor ſich allein geben, ſondern man muß denſelben mit Waſſer vermiſchen. Es iſt ſolcher faſt in allen Fällen, vornehmlich aber wenn die Krankheit heftig und der Patiente durch ſolche ſchon ſehr mitgenommen worden iſt, den Kranken ſehr angenehm und zeigt ſehr große ſtärkende Kräfte. Jedoch iſt es bey dem Gebrauch der Nahrungsmittel ſowohl, als des Weins, äußerſt wichtig, daß ſolche oft wiederholt werden, und daß man davon auf einmal blos ein wenig nehmen läßt; denn es würde, wenn der Patiente irgend zuviel davon genießt, der Magen leicht überladen

laden und zum Erbrechen gereizet werden. Die Erfahrung hat gezeiget, daß es, wenn das Fieber anfängt nachzulaſſen, nützlich ſey, die Fieberrinde nicht eher zu geben, als bis der Patiente ſchon etwas Nahrung zu ſich genommen hat, und man thut am beſten, wenn man es dem Patienten überläßt von den Dingen, die ich eben hier angeführt habe, oder andern ihnen ähnlichen, diejenigen zu wählen, die ihm die angenehmſten ſind. Wenn man dieſes beobachtet, ſo verträgt der Magen die Fieberrinde leichter, und die Patienten können beſſer mit dem Gebrauch derſelben fortfahren. Man erreicht die nämliche Abſicht, wenn man etwas Speiſe oder ein wenig Wein und Waſſer zwiſchen jeder Doſis der Fieberrinde giebt, und es werden auch hierdurch die Kräfte des Patientens unterſtützet.

Sind die Kranken, nachdem ſie zwey oder drey Anfälle des Fiebers ausgeſtanden haben, dadurch ſehr geſchwächt, ſo ſind ihnen ſodann der Wein und Nahrungsmittel nöthiger, als alle Arzneyen; denn es ſchaft in ſolchen Fällen ſelbſt die Fieberrinde ſo lange wenig oder gar keinen Nutzen, bis die Lebenskräfte auf eine gewiſſe Art wieder erſetzt ſind. Wofern man auch den Gebrauch der Fieberrinde nicht gänzlich ausſetzt, ſo muß man ſolche doch nur in dem kalten wäſſerichten Aufguß und dieſes zwar zu drey oder vier Eßlöffeln auch nur aller zwey oder drey Stunden geben. Das Pulver der Fieberrinde muß man nachmals, und ſo wie es die Kranken vertragen lernen, und auf eine ſolche Weiſe geben, daß man den Magen nicht damit beſchweret oder ihn überfüllt, welches den Gebrauch des Weins und der Nahrungsmittel verhindern würde. Es iſt eine Sache von der größten Wichtigkeit, daß man den Kranken auf dieſe Art von Zeit zu Zeit eine ſchickliche Nahrung reichet; denn wenn ſie auch gleich ſelbſt kein großes Verlangen darnach empfinden, ſo

werden

werden ſie doch, wofern man nur eine kurze Zeit ihnen nichts dergleichen reichet, nach und nach immer ſchwächer und ſchwächer, obgleich der Puls keine Wiederkunft des Fiebers zeiget, und ſie ſterben endlich, gleich als wenn die ganze Lebenskraft durch den vorhergehenden Anfall bey ihnen erſchöpft worden wäre.

Man könnte die Frage aufwerfen: in welcher Menge denn der Wein zu geben ſey? Es iſt ſchwer dieſes beſtimmt zu beantworten; ſoviel aber iſt gewiß, daß die Menge deſſelben mit ſeinen Wirkungen in einem Verhältniß ſtehen muß, und ich habe mich dabey gemeiniglich nach folgenden Umſtänden gerichtet. Iſt der Wein dem Patienten nicht angenehm, ſondern im Gegentheil zuwider, ſo wird er ihm ſelten Nutzen ſchaffen. Es wird derſelbige auch keine beſſern Dienſte leiſten, wofern er die Hitze, die Unruhe und das Phantaſiren bey den Kranken vermehret. Bekam er hingegen dem Patienten wohl und konnte derſelbe ihn gut vertragen, ſo fand ich gemeiniglich, daß diejenige Menge deſſelben, die die beſten Dienſte leiſtete, weit geringer war, als ſie oft empfohlen wird. Ich habe ſelten über ein Nöſel davon (nämlich vom Maderawein) binnen vier und zwanzig Stunden gegeben, und es haben mir, da ich die Wirkungen des Weins immer ſorgfältig beobachtete, meine Erfahrungen gezeigt, daß wenn ich dieſe Menge überſtiegen hätte, dieſes keinen Nutzen, ſondern vielmehr Schaden gethan haben würde. Ich rede hier nicht von dem faulichten anſteckenden oder ſogenannten Gefängnißfieber, bey welchem man Wein empfohlen und auch in einer ſehr großen Menge gegeben hat; ob ich gleich geſtehen muß, daß mir in meiner Praxis keine ſolchen Fälle von dieſen Fiebern vorgekommen ſind, wo ich ohne Schaden des Patientens, die oben bey dem nachlaſſenden Fieber angezeigte Menge weit überſteigen konnte. Es ereignet ſich unglücklicher Weiſe, bey

bey der Ausübung der Arzneykunſt nur zu oft, daß man ſchwerlich einen Fehler verbeſſert, ohne nicht in einen entgegengeſetzten zu verfallen. So begnügen wir uns zum Beyſpiel nicht damit, daß wir ſtatt der ausleerenden Mittel uns des Weins und der herzſtärkenden Arzneyen bedienen, ſondern wir ſteigen gleich mit dem Gebrauch des Weins, ſo hoch, daß die Patienten davon berauſcht werden, ohne daß wir dabey überlegen, daß in allen denjenigen Fällen, wo der menſchliche Körper ſehr geſchwächt oder erſchöpft iſt, auch ſelbſt die Stärke und Menge der Herzſtärkungen in einem gehörigen Verhältniß mit denen noch bey den Kranken übrig gebliebenen Kräften ſtehen müſſe.

Iſt der Durſt des Patienten groß, und wird derſelbige nicht durch die oben angeführten dünnen Feuchtigkeiten hinlänglich gelöſchet, ſo kann man dem Kranken bloßes Waſſer oder Waſſer mit geröſtetem Brode trinken laſſen. Iſt der Magen außerordentlich reizbar und zum Erbrechen geneigt, ſo iſt dem Patienten nicht ſelten das Briſtolerwaſſer angenehmer, als irgend eine andere Feuchtigkeit, und es behält der Kranke daſſelbe oft alsdenn bey ſich, wenn der Magen alles andre Getränke wieder wegbricht. Man hat den ſauren oder ſäuerlichen Feuchtigkeiten, die aus den Früchten die in dem Klima von Jamaika wachſen, bereitet werden, ausſchweifende Lobſprüche beygelegt, und ſie als den Kranken ſehr angenehm und bey dieſen Fiebern höchſt heilſam empfohlen, allein es ſcheinen dieſe Lobſprüche mehr die Folgen einer auf Theorie ſich gründenden Hypotheſe, als der Erfahrung ſelbſt zu ſeyn. Es haben die Patienten ſelten ein ſtarkes Verlangen nach dergleichen Getränke, und es bringen ſolche, wenn man ſie giebt, oft unangenehme Empfindungen in dem Magen hervor. Es iſt ſogar oft bey dieſen Fiebern bey denen Kranken im Magen eine Neigung zur Säure verhanden, welches

welches der ſaure Geruch und die grüne Farbe der weggebrochenen Materie zeiget. Dieſer Zufall aber wird natürlicher Weiſe durch den Gebrauch ſäuerlicher Feuchtigkeiten noch vermehret werden.

Es iſt zuweilen bey dem Anfall des Fiebers ein beträchtlicher Grad von Betäubung oder Schlafſucht bey dem Patienten vorhanden, der in einigen Fällen faſt bis zu einer gänzlichen Gefühlloſigkeit ſteigt. Da dieſes aber ein Zufall des Fiebers iſt, ſo trägt auch alles dasjenige was zur Hervorbringung einer Remiſſion nützet, zu der Hebung deſſelben mit bey. Ich kenne jedoch nichts, das zu der Erlangung dieſes Endzwecks wirkſamer wäre, als das Jamespulver, welches man bey dergleichen Umſtänden in einer ſtärkern Doſis als ſonſt geben kann, weil hier der Magen gemeiniglich in keinem ſehr reizbaren Zuſtand ſich befindet. Man kann es zu fünf Granen geben und es aller zwey oder drey Stunden, und dieſes zwar ſo lange wiederholen, bis das Fieber nachläßt, oder die Arzney eine merkliche und in die Sinne fallende Wirkung hat. Eine ſolche Betäubung oder Schlafſucht, zeiget allemal, wenn ſie bey einem nachlaſſenden Fieber vorhanden iſt, daß die Krankheit ſehr gefährlich ſey, und giebt ſehr dringend die Nothwendigkeit zu erkennen, den beſt möglichſten Gebrauch von der nachfolgenden Remiſſion zu machen. Man muß nämlich ſodann die Fieberrinde auf diejenige Art geben, auf welche ſie am wirkſamſten iſt, und dadurch den nächſt folgenden Anfall zu verhindern oder doch wenigſtens zu mäßigen ſuchen, weil ſolcher ſonſt leicht dem Patienten tödtlich werden kann.

Ich habe bey Erzählung der beſten gegen dieſe Fieber dienlichen Heilart vorausgeſetzt, daß der Arzt gleich vom Anfang der Krankheit zugegen geweſen ſey, und dem Patienten die dienlichſten Mittel habe verordnen können; allein es kann dieſes nicht allemal ſtatt finden,

weil aus mannichfaltigen und leicht in die Augen fallenden Urſachen, bereits ein erſter oder ſogar ein zweyter Anfall vorbey hat gehen können, ehe etwas zur Heilung des Kranken gethan worden iſt. Bey ſolchen Umſtänden iſt es, wenn eine Remiſſion anitzt wirklich vorhanden, und der vorhergehende Anfall heftig geweſen iſt, und man Urſache zu vermuthen hat, daß es der nächſt folgende Anfall noch mehr ſeyn wird, bey ſolchen Umſtänden, ſage ich, iſt es ſodann nicht rathſam drey oder vier Stunden mit dem Gebrauch eines abführenden Mittels zu verlieren. Man muß vielmehr daſſelbe anitzt weglaſſen, und die Fieberrinde ſogleich geben. Um jedoch eine jede Empfindung von Völle und Spannung in dem Magen oder Gedärmen zu verhüten, die von dem Gebrauch der Fieberrinde hervorgebracht werden kann, und auch die Wirkungen dieſes Mittels auf den Körper noch zu unterſtützen, pflegt man in ſolchen Fällen ein abführendes Mittel mit der Fieberrinde und zwar in einer ſolchen Doſis zu verbinden, daß dadurch binnen vier und zwanzig Stunden drey bis vier Stuhlgänge hervorgebracht werden. Man kann daher vier oder fünf Gran Rhabarber noch zu jeder Doſis der Fieberrinde ſetzen.

Iſt nach den gewöhnlichen Ausleerungen ein Phantaſiren mit einer beträchtlichen Wildheit und Unruhe vorhanden, das zuweilen während des ganzen Anfalls fortdauert, ſo wird in manchen Fällen ein Opiat, das in einer mäßigen Doſis gegeben und nach zwey oder drey Stunden wiederholt wird, dieſe Zufälle beruhigen und hierdurch eine Nachlaſſung des Fiebers befördern.

Zuweilen werden bey dieſem Fieber viel Blähungen in den Gedärmen erzeuget, und dadurch eine beträchtliche Ausdehnung und Schmerz hervorgebracht. Hierbey ſchaffen Clyſtiere und gelinde Laxiermittel, indem

dem ſie dieſe Blähungen abtreiben, Hülfe. Ein Tropfen Pfeffermünzenöl, den man auf einem Stücke Zucker giebt oder zwey oder drey Löffel von dem Campherjulep, (Julepum e Camphora oder Miſtura camphorata des Londonſchen Diſpenſatoriums der Ausgabe von 1788.) bewirken auch auf einige Zeit Erleichterung. Ohnerachtet nun aber die Hebung dieſer Blähungsbeſchwerden allerdings eine wünſchenswerthe Sache iſt, ſo iſt dieſer Zufall doch nicht von der Wichtigkeit, daß er den Gebrauch der Fieberrinde unterbrechen darf. Es wird auch gemeiniglich ſchon hinreichend ſeyn, wenn man nur ſoviel Rhabarber zu dieſem Arzneymittel ſetzet, daß dadurch der Leib offen erhalten wird.

Ich habe bereits oben bey der Erzählung der bey dieſen Fiebern vorhandenen Zufälle mit angemerket, daß zuweilen die Patienten in den fleiſchichten Theilen einen gewiſſen Schmerz empfinden, gleich als ob ſolche geſchlagen oder gequetſcht worden wären. Bey einem Patienten wurde dieſer Schmerz vornehmlich in den Schenkeln empfunden, die noch darzu und dieſes ſogar in der größten Stärke des Fiebers kalt waren, obgleich die Beine und Füße warm waren. Der Schmerz und die unangenehme Empfindung waren beträchtlich, und verurſachten dem Kranken eine große Unruhe und Angſt. Man ſetzte den Patienten in ein warmes Halbbad, allein es verſtatteten die Kräfte deſſelben nicht, ſich deſſelbigen ſo lange zu bedienen, daß dadurch ihm Erleichterung hätte verſchaffet werden können. Man tauchte Flanell in kochendes Waſſer und ſchlug ſolchen, nachdem man ihn ausgerungen hatte, ſo warm rund um die Schenkel herum, daß kein anderer Theil des Körpers dieſen Grad der Wärme hätte vertragen können, und doch war es dem Patienten angenehm und ſchafte ihm große Erleichterung. Man ſetzte die Bä-

hungen

Bähungen dieſer Art eine beträchtliche Zeit und ſo lange fort, bis das Fieber zu remittiren anfieng: eine Sache die dieſe Bähungen ſehr dadurch zu befördern ſchienen, daß ſie dem Patienten Erleichterung ſeiner Schmerzen verſchaffeten.

Es trägt ſich bey dergleichen Patienten zuweilen zu, daß nur in einem einzigen Flecke ein Schmerz empfunden wird und darauf ſich einſchränkt, womit die Empfindung einer Kälte in dieſem leidenden Theil verknüpft zu ſeyn pflegt. Nach einem oder mehrern Fieberanfällen geht dieſer Theil in den kalten Brand über, wird blau und ſtirbt ab. Ich habe, wie ich bereits oben erwähnet, Beyſpiele davon an dem Hodenſack und Fuß geſehen. Es iſt mir kein einziger Patiente bekannt, der, wenn der kalte Brand den Hodenſack befiel, noch gerettet worden wäre. Bey einem Kranken aber, wo am Fuß ein ſolcher Schmerz und Kälte entſtand, ſchafften warme Bähungen und Flaſchen, die mit warmen Waſſer angefüllet waren und auf den leidenden Theil geleget wurden, demſelbigen große Erleichterung. Opiate hingegen leiſteten keinen Nutzen. Da der Theil endlich blau und unempfindlich wurde, ſo ſcarificirte man ihn, um der in ihm ſtockenden dünnen Jauche einen Ausgang zu verſchaffen, wodurch denn auch der Kranke einige Erleichterung erhielt. Das Fieber wurde durch den Gebrauch der Fieberrinde gehemmt, und der Patiente kam mit dem Verluſt von einer Zehe davon; er war aber noch lange Zeit darnach öfteren Rückfällen unterworfen, und es dauerte einige Monate ehe derſelbe ſeine verlornen Kräfte wieder erhielt. Es pflegen, wenn die Jahreszeit kränklich iſt, vornehmlich aber zu den ungeſundeſten Zeiten des Jahres, die Rückfälle ſehr häufig zu ſeyn. Dieſe ſind zuweilen leicht, zuweilen aber auch heftig, allein niemals ohne Gefahr, indem wiederholte Anfälle des

Fiebers die Geſundheit untergraben, und ſich in die Waſſerſucht oder Verſtopfungen der Leber und Milz endigen. Zuweilen pflegt aber auch ein einziger Anfall, der heftiger als gewöhnlich iſt, dem Leben des Patienten auf einmal ein Ende zu machen. Bey ſolchen Rückfällen nun iſt die Behandlung in Anſehung des Fiebers, die nämliche mit der, die ich bereits oben beſchrieben habe. Man muß nämlich im Anfange ein abführendes Mittel geben, ſodann durch das Jamespulver nach Beſchaffenheit der Umſtände die Remiſſion beſchleunigen und nachmals die Fieberrinde gebrauchen. Denn es iſt zu bemerken, daß dieſe Rückfälle aus zwey oder drey Fieberparoxysmen und darzwiſchen befindlichen Remiſſionen beſtehen. Wenn die Leibesbeſchaffenheit des Patientens zu Rückfällen geneigt wird, welche zuweilen mit einer gewiſſen Art von Regelmäßigkeit ſich aller vierzehn Tage, oder drey und vier Wochen einzuſtellen pflegen, ſo ſchaffet man dem Patienten viel Nutzen, wenn man ihn die Luft verändern und ſich an einen andern Ort begeben, oder welches noch beſſer iſt, durch Reiſen die Luft zu wiederholtenmalen verändern läßt. Kleine Reiſen, die mit keiner großen Beſchwerde verknüpft ſind, in dem kühlen und gebirgigten Theilen der Inſel, die eine Zeitlang fortgeſetzet werden, ſind ſehr dienlich der Leibesbeſchaffenheit wieder Stärke und Kraft zu verſchaffen, und ſolche dadurch fähig zu machen, künftigen Rückfällen der Krankheit zu widerſtehen.

Die Luft von Port Royal, welcher Ort auf einer Sandbank gelegen iſt, die die See faſt gänzlich umgiebt, iſt rein und geſund, und es ſchafft der Aufenthalt in ſolcher oft ſchwächlichen und kränklichen Perſonen aus den benachbarten Städten Spaniſh-Town und Kingſton ſehr großen Nutzen, obgleich die Hitze in dieſen drey genannten Orten faſt gleich ſtark zu ſeyn pflegt.

pflegt. Es würde dieſer Ort auch noch geſünder ſeyn, wenn man nur gehörige Sorgfalt trüge den Koth und die Unreinigkeiten von den Straßen wegzuſchaffen.

Unterdeſſen wurzeln doch dieſe Fieber zuweilen ſo tief ein, daß die Hülfe, die man dem Patienten durch eine ſolche Veränderung der Luft ſchaffet, nur von kurzer Dauer iſt, und wiederholte Anfälle doch noch immer demſelbigen tödtlich zu werden drohen. Bey dieſen Umſtänden ſchaffet eine Seereiſe ſehr großen Nutzen und es wird ſolche oft dasjenige völlig zu Stande bringen, was eine bloße Veränderung der Luft auf dem Lande nicht allein zu thun vermögend war; vornämlich aber wird dieſes alsdenn geſchehen, wenn man es ſo einrichten kann, daß der Patiente ſich zehn oder zwölf Wochen auf der See aufhält. Man kam einmal auf die Gedanken, daß dieſer Nutzen der Seeluft und Seereiſen auch für die gemeinen Soldaten vortheilhaft ſeyn könnte, wenn man nämlich die von Fiebern vor kurzem Geneſenen am Bord eines Kriegsſchiffes ſchickte, das eben auf das Kreuzen auslaufen wollte. Man machte auch wirklich mit einigen Soldaten, die zu dem erſten Batallion des ſechzigſten Regiments gehörten, dieſen Verſuch. Da aber dieſe Leute nicht im Stande waren, ſich friſche Nahrungsmittel mit auf das Schiff zu nehmen, und alſo die gewöhnliche Schiffskoſt von eingeſalzenem Fleiſch u. ſ. w. genießen mußten, auch überhaupt nicht verſtanden, wie ſie für ihre Geſundheit auf dem Schiff zu ſorgen hätten, ſo kamen ſie alle zwar vom Fieber frey wieder, ſie waren aber dagegen mit dem Scorbut behaftet, und dieſes machte, daß man ins Künftige den gedachten Plan ganz bey Seite legte.

Es iſt die Seeluft in Weſtindien von alle den ſchädlichen Eigenſchaften frey, die die Landluft in dieſen Gegenden zu haben pflegt, und es iſt kein Klima in der Welt, worinnen die Seeleute einer beſſern Ge-

ſundheit genießen, als dieſes, wofern nur dieſelben beſtändig am Bord ihrer Schiffe bleiben, und man Sorge trägt das Schiff rein zu halten, und man der Schiffsmannſchaft von Zeit zu Zeit grüne Gewächſe oder Früchte zur Verhütung des Scorbuts verſchaffet. Die gute Witterung, welche gemeiniglich in dieſen Gegenden herrſchet, machet es ſelten nöthig die Lucken zu verſchließen und es leiden daher die Matroſen nicht von unreiner und eingeſchloſſener Luft; faſt alle weſtindiſche Inſeln aber verſchaffen uns Früchte, grüne Sachen und eßbare Wurzeln. Es befindet ſich auf den Kriegsſchiffen, die in den Gewäſſern von Jamaika kreutzen, die Mannſchaft oft beſſer, als auf denen in dem engliſchen Canal. Man kann leicht auf die Gedanken kommen, die Frage aufzuwerfen, wie es denn kömmt daß wir, da die Seeluft in Weſtindien ſo geſund iſt, doch daſelbſt ſo viel Matroſen einbüßen? Es rührt dieſes aber, ſoviel ich in Anſehung der in und um Jamaika ſich aufhaltenden Kriegsſchiffe bemerken konnte, von folgenden Urſachen her, die aber, wie ich nicht zweifle, auch in Rückſicht auf die übrigen weſtindiſchen Inſeln gelten werden.

Es ſind die Matroſen, wenn ſie entweder um Waſſer für das Schiff zu holen, oder um anderer Geſchäfte willen, die der Dienſt erfordert, an das Ufer geſchickt werden, denenjenigen Urſachen ausgeſetzt, die die auf dem Lande herrſchenden Fieber hervorbringen. Gemeiniglich aber vermehren ſie dieſelbigen Urſachen noch durch ihre eigene unordentliche Lebensart. Auch ſcheint es, daß ſie, indem ſie aus einer reinen Luft, in eine die ſchädlich iſt, kommen, ſich dadurch faſt in der nämlichen Lage als neu angekommene Europäer in Weſtindien befinden, die wie ich bereits oben erwähnet habe, eher von dieſem Fieber befallen werden und mehr von demſelben erleiden, als die Eingebornen oder diejenigen,

jenigen, die ſich ſchon einige Zeit in Weſtindien aufgehalten haben. Es hat ſich oft zugetragen, daß wenn Schiffe ihr Waſſer zu Jamaika an dem hierzu in dem Hafen von Kingſton beſtimmten Ort eingenommen haben, kein einziger von der darzu gebrauchten Mannſchaft von einem Fieber frey geblieben iſt, ſondern alle binnen wenig Tagen damit befallen worden ſind. Und obgleich dieſes nicht jederzeit der Fall zu ſeyn pfleget, ſo ereignet es ſich doch nur ſelten, daß der gröſte Theil dieſer Mannſchaft ohne Fieber bleibt. Eine andere Urſache von der gröſten Anzahl von Kranken auf den Kriegsſchiffen, beſteht darin, daß die Kriegsſchiffe die ihnen fehlenden Matroſen durch ſolche erſetzen, die ſie aus den Kauffartheyſchiffen preſſen. Um dieſes nun zu vermeiden, pflegen viele Matroſen von den letztern Schiffen, ſobald dieſelben in Jamaika anlanden, ihre Schiffe zu verlaſſen und ſich auf dem Lande oder in der Stadt ſo lange zu verſtecken, bis ſich ihnen die Gelegenheit darbietet am Bord eines Handelsſchiffes zu kommen, oder ſie einem Preßgang in die Hände fallen. Dieſe Matroſen aber ſind ſowohl, als diejenigen Leute von den Kriegsſchiffen, die man um andre zu preſſen an das Land ſchicket, alle den gewöhnlichen Urſachen der Krankheiten ausgeſetzt, und es pflegen daher viele von ihnen, wenn ſie auf die Kriegsſchiffe kommen, in Kurzem mit Fiebern befallen zu werden. Man hat dieſes ſonderlich in Anſehung der Kriegsſchiffe beobachtet, die gänzlich zu Jamaika bemannet worden ſind. Es ereignete ſich dieſes beſonders alsdenn, wenn Schiffe die man dem Feind abgenommen hatte, zum Dienſt der Regierung gekauft wurden. In einigen Fällen dieſer Art, war die Sterblichkeit unter den Officieren nicht geringer als unter den gemeinen Matroſen, welches wie es ſchien, davon herrührte, daß dieſelbigen ſich bey dem Preſſen der Matroſen und der Bemannung des

Schiffes ſehr angeſtrenget hatten. Ich weis wohl, daß manche behaupten, es habe die Unreinlichkeit der dem Feinde abgenommenen Schiffe, zur Entſtehung von anſteckenden Fiebern Gelegenheit gegeben, denen man dieſe große Anzahl von Todten und Kranken zugeſchrieben hat. Allein man muß bemerken, daß unter der Mannſchaft von den feindlichen Schiffen zu der Zeit, da ſolche von unſern Schiffen genommen wurden, keine anſteckenden Fieber herrſchten, und daß obgleich dieſe Schiffe voller Unreinigkeiten waren, doch ſich keine eingeſchloſſene Luft auf ihnen befand, welche aber, wie aus der Erfahrung bekannt iſt, blos allein die anſteckenden Fieber hervorbringt. Ein noch weit ſtärkerer Beweisgrund für meine Meynung, als alles hier geſagte iſt der, daß viele von denen, die am Bord der Kriegsſchiffe ſtarben, das ſogenannte gelbe Fieber hatten, welcher Zufall hinreichend beweißt, daß das Fieber zu den in Jamaika einheimiſchen Krankheiten gehörte, zumal da die gelbe Farbe der Augen und Haut nur ſelten bey dem anſteckenden Hoſpital- oder Gefängnißfieber vorzukommen pflegt.

Außerdem, daß zur Einnehmung des Waſſers und um Matroſen zu preſſen, Leute von den Schiffen an das Land geſendet werden, giebt es auch noch viele andre Dinge um derentwillen man Boote an das Land ſchicken muß; und wenn man keine außerordentliche Sorgfalt anwendet, ſo wird die Mannſchaft auf dem Lande oder in den Städten herumlaufen, welches aber gemeiniglich, ſonderlich in der ungeſunden Jahreszeit ſchädliche Folgen nach ſich zu ziehen pflegt. Es können auch Schiffe, wie ich bereits oben geſagt habe, ungeſund werden und eine große Anzahl von Kranken bekommen, wenn ſie nahe an moraſtigen Gegenden, oder doch ſo vor Anker liegen, daß der Wind von beſagten Gegenden auf ſie ſtreichen kann.

Zu dieſen Urſachen, welche auf der Flotte eine große Sterblichkeit hervorbringen, kann man noch eine andere Urſache rechnen, welche vorzüglich unter unſern Seeleuten in Weſtindien ſtatt findet. Es iſt ſolche die, daß die Schiffswundärzte mit demjenigen Arzneymittel, das zur Heilung der Fieber das aller nothwendigſte iſt, gar nicht oder doch wenigſtens nicht in der gehörigen Menge verſehen ſind. Dieſes Arzneymittel iſt die Fieberrinde, und es iſt ſolche hier in Weſtindien ſo theuer, daß ſich ſolche dieſe Wundärzte nicht kaufen können, indem zuweilen ein Pfund für zwey Guineen verkauft wird.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe die vornehmſten Urſachen der großen Anzahl von Todesfällen, die auf unſrer Flotte in Weſtindien ſtatt zu finden pflegen, gezeigt habe, ſo glaube ich mich nicht zu weit von meiner Hauptabſicht zu entfernen, wenn ich hier die vornehmſten Mittel mit wenig Worten anführe, wodurch die Wirkung dieſer Urſachen verhindert werden kann. Man muß nämlich:

1) Den Matroſen nicht erlauben an das Ufer zu gehen, wenn ſolches irgend nur vermieden werden kann.

2) Man muß ſich der Negern bedienen, um die Schiffe mit Waſſer zu verſehen, und dieſes keinesweges durch Matroſen verrichten laſſen.

3) Es muß die Regierung die Schiffswundärzte, ſo lange als ſich die Kriegsſchiffe in Weſtindien befinden, mit Fieberrinde verſehen, damit ſie ſolche nicht aus ihren eigenen Mitteln einkaufen müſſen.

Um aber die Matroſen deſto beſſer darzu zu bewegen, daß ſie, wenn die Schiffe im Hafen liegen, am Bord derſelben bleiben, muß man nicht nur unter gehöriger Einrichtung es erlauben, ſondern ſogar auf alle Art befördern, daß vom Lande an die Schiffs-

boote kommen, und den Matroſen allerhand Lebensmittel und auch andre Dinge zuführen, die ihnen nicht ſchädlich ſind, und die ſie für ihr Geld, ſonderlich wenn ſie Beute gemacht haben, ſich einkaufen können.

Es würde zwar der Regierung beträchtliche Koſten machen, wenn ſolche Negerſklaven einkaufen müßte, um ſich derſelbigen zur Einſchiffung des Waſſers u. ſ. w. bedienen, allein es würden doch ſolche in keine Betrachtung kommen, wenn man ſie mit dem Verluſt vergleichet, den der Tod ſo vieler Seeleute verurſachet: wofern man dabey auch nur blos auf das Geld Rückſicht nimmt, welche die Erſetzung derſelben der Nation koſtet, und alle die andern Betrachtungen übergeht, die uns die Menſchenliebe darbietet. Der Werth des Lebens eines Matroſen in Weſtindien, kann für die Nation nicht geringer als auf funfzig Pfund Sterling angeſchlagen werden, (über dreyhundert Thaler); und wenn man auch ſolchen nicht höher berechnet, welches doch viel zu niedrig iſt, ſo übertrift doch der Verluſt den die Nation durch den Tod derjenigen Matroſen leidet, die blos dadurch verloren gehen, wenn einige wenige Kriegsſchiffe ihr Waſſer einnehmen, die Unkoſten die der Einkauf der Neger verurſachen könnte, um ein beträchtliches. Man könnte unterdeſſen leicht eine hinreichende Anzahl von Negern auf den Schiffen haben, ohne daß die Regierung davon mehrere Unkoſten hätte. Man dürfte nur zu der Bemannung eines jeden Schiffes eine verhältnißmäßige Anzahl von Negern, etwa einen auf zwanzig oder fünf und zwanzig nehmen. Man könnte ſolche ihren Herren abmiethen, oder wenn es freye Neger ſind, ſie anwerben, und wenn das Schiff Weſtindien verließe, ſie ſodann den neu ankommenden Schiffen überlaſſen. Ein ähnliches Verfahren, das man bey den Landtruppen in Weſtindien zu beobachten pflegt, iſt durch die Erfahrung ſehr

nützlich

nützlich befunden worden. Man könnte, wenn man den hier von mir gegebenen Rath befolgte, ſodann, wenn es die Noth erfordert, alle auf einem Schiffe befindliche Negern, wenn ſolches im Hafen liegt, zum Einnehmen des Waſſers brauchen. Es würden dieſe auch nicht ſo wie die Europäer von Fiebern leiden; denn ob ſie gleich von denſelben nicht gänzlich frey bleiben, ſo pflegen ſie doch davon nur in einem leichten Grad befallen zu werden.

Die Unkoſten, die es der Regierung machen würde, wenn ſolche die Schiffswundärzte mit einer gehörigen Menge von Fieberrinde verſähe, ſind zu unbeträchtlich als daß ſolche ein gerechter Einwurf gegen einen Plan ſeyn könnten, der auf eine ſo wichtige Abſicht abzwecket, als es die Erhaltung des Lebens von unſern Seeleuten iſt.

Um mich aber wieder zu dem zu wenden, was ich von der Behandlung der Kranken und Geneſenden zu ſagen habe, ſo ſtellt, wie ich bereits oben erwähnet, eine Seereiſe oft die Geſundheit der mit Fiebern befallenen Perſonen gänzlich wieder her, oder ſchaffet denenſelben, doch faſt immer oder gewiß jederzeit auf einige Zeit eine beträchtliche Beſſerung. Sollte unterdeſſen doch das Fieber nochmals und zwar in einem ſolchen Grade wiederkommen, daß man davon üble Folgen zu befürchten hat, ſo iſt nur noch ein einziges Mittel anzuwenden übrig, und dieſes beſteht darin, daß der Patiente ſich in ein kälteres Klima in Europa oder Nordamerika begiebt. Die Geſundheit beſſert ſich gemeiniglich während der Reiſe, und der Kranke wird oft in einem kältern und geſündern Klima binnen wenig Monaten vollkommen wieder hergeſtellt. Unterdeſſen iſt doch dieſes leider nicht allemal der Fall, weil die Leibesbeſchaffenheit der Kranken, oft durch die Fieberanfälle ſo ſehr gelitten hat, daß keine geſchwinde Wiederherſtellung ſtatt finden kann. Es bleiben die Kranken den Rückfällen des Fiebers ausgeſetzt, die verſchiedene Zwi-

ſchenzeiten, ſechs, zwölf, ja gar achtzehn Monate lang nach ihrer Ankunſt nach Europa ſie noch immer zu befallen pflegen. Zwar ſind dieſe Anfälle weder ſo heftig, noch kommen ſie ſo öfters wieder, als ſie, wenn ſich der Kranke noch in Weſtindien aufhielte, es geweſen ſeyn würden; allein ſie ſind doch immer beträchtlich genug, um zu verhindern, daß der Patiente ſeine Kräfte nicht wieder erlangt, ſondern noch immer ſehr matt und kraftlos bleibt. Während dieſer Fieberanfälle, ſind der Magen und die Gedärme oft in einer großen Unordnung, und wenn man Erbrechen erreget, ſo wird dadurch immer mehr oder weniger von Galle ausgeleeret, daher man denn dergleichen Perſonen gemeiniglich für gallicht zu erklären pflegt. Der heilſame Einfluß eines kalten Klima wird in den meiſten Fällen die Geſundheit nach und nach wieder herſtellen. Unterdeſſen werden doch die guten Wirkungen deſſelben, durch eine gelinde Leibesübung in freyer Luft bey guter Witterung, z. B. durch das Reiten ſehr befördert. Ferner tragen auch hierzu noch gelind wirkende abführende Mittel bey, die man dem Patienten während dem Anfall vom Fieber nehmen läßt: ingleichen von Zeit zu Zeit gebrauchte bittere Mittel, die Fieberrinde und Arzneyen aus dem Eiſen, welche alle den Magen und den ganzen Körper ſtärken, und endlich der Gebrauch des Badens in der See, in der warmen Jahreszeit.

Ich habe oben, da ich von der Behandlung der Fieber in Jamaika redete, erwähnet, daß bey dieſem Fieber die Gedärme zuweilen durch Zufälle der Ruhr leiden. Waren dergleichen Zufälle leicht, ſo verloren ſie ſich zuweilen ſchon durch das im Anfang gegebene Purgiermittel. Erfolgte dieſes aber nicht, ſo wurde von einem Arzneymittel, das abführende Kräfte hatte, etwas zu der Fieberrinde, als z. B. einige Gran Rhabarber geſetzet. Verlor ſich die Krankheit der Gedärme

dårme aber nicht darnach, ſondern nahmen die dyſenteriſchen Zufålle dergeſtalt zu, daß man die Ruhe als den vornehmſten Theil der ganzen Krankheit anſehen konnte, ſo befolgte man ſodann die nåmliche Heilmethode, die ich nachmals, wenn ich von dieſer Krankheit handeln werde, beſchreiben will.

Waren Blutſchwåre (cat boils ſiehe oben) bey dieſen Fiebern vorhanden, ſo erforderten zwar dieſe Geſchwůre ſelbſt keine beſondere Behandlung; man mußte unterdeſſen aber doch Sorge tragen, daß dieſelben nicht gedruckt u. ſ. w. wurden. Denn wenn man die in ſolchen befindliche Materie ausdrůcken wollte, oder wenn dieſelbigen an einem Gelenke lagen, das nothwendiger Weiſe viel beweget wurde, als z. B. an dem Ellbogengelenke, ſo wurden ſie außerordentlich ſchmerzhaft, rund herum entzůndet und es wurden dieſelbigen zu einem wirklichen Carbunkel.

Was den Tetanus anbelangt, ſo habe ich in ſo fern ſolcher ein Zufall des Fiebers war, wenig davon zu ſagen. Bis jetzt ſind alle Heilarten, die man gegen eine jede Art dieſer Krankheitsgattung empfohlen hat, wo nicht ganz unwirkſam, doch immer noch ungewiß. Ich muß unterdeſſen doch bemerken, daß mir ein neu entdecktes Mittel in einem Falle dieſer Krankeit ſehr gute Dienſte leiſtete; und ob man gleich aus einem einzigen Fall wenig ſchließen kann, ſo verdient es doch immer angefůhrt zu werden, weil es eine Krankheit betrifft, in Anſehung welcher unſre Kenntniſſe ſo eingeſchrånkt ſind. Es beſtand aus einer Lattwerge die aus Senfmehl und gemeinem Syrup verfertigt ward. Ich wurde dieſen Verſuch mit dem Senf zu machen, durch ein Geſpråch bewogen, das ich mit dem verſtorbenen Dr. H. Saunders hatte, welcher mich verſicherte, es ſey ihm erzåhlet worden, daß derſelbe innerlich gebrauchet, bey dem Tetanus ſehr gute Dienſte geleiſtet håtte. Ich ließ von dieſer Lattwer-

Lattwerge dem Patienten aller zwey Stunden, ja ſogar ſo lange, als die Kehle und der Magen nicht zu ſehr dadurch gereizt wurden, alle Stunden einen oder zwey Theelöffel voll geben. Nach zwey Tagen verlor ſich der Tetanus, der in dieſem Fall ein Zufall des nachlaſſenden Fiebers war. Der Patiente konnte nunmehr den Mund öffnen, und es verlor ſich die Steifigkeit der Glieder und des Körpers, daher man denn mit dem Gebrauch der Lattwerge aufhörte. Allein in weniger als zwey Tagen kamen die Zufälle wieder. Man gab daher die Lattwerge von Senf auf die vorige Art, und es ſchien der Tetanus ſich wieder durch den Gebrauch derſelben zu verlieren. Zukünftige Verſuche müſſen beſtimmen, ob dieſe zweymalige Beſſerung dieſem Mittel zu zu ſchreiben iſt oder ob ſie blos zufällig war. Soviel iſt gewiß, daß ſchon Hippocrates ſchwarze Nieswurz und Pfeffer, in dieſer Krankheit verordnet hat. (de morbis Lib. III.)

Bey denen Kranken, wo ein innerlicher Waſſerkopf oder Waſſerſucht der Gehirnhölen eine Folge des Fiebers war, wurden auf die Stirne, Schläfe und Rücken Blaſenpflaſter ohne Nutzen aufgelegt. Man beſchloß daher Calomel in einer kleinen Doſis, als dasjenige Mittel noch zu geben, von dem man am wahrſcheinlichſten die Einſaugung des Waſſers erwarten konnte; allein es ſtarb der Patiente noch eher, als man mit dem Queckſilber einen Verſuch anſtellen konnte.

Das nachlaſſende Fieber hat in Rückſicht auf ſeine Heftigkeit ſehr verſchiedene Grade, die zwiſchen jenen heftigen Anfällen, die das Leben des Patientens in einen oder zwey Tagen endigen, und einer ſo leichten Art deſſelben, das man die Gegenwart deſſelbigen ſchwerlich vermuthet, im Mittel ſtehen. In dem letzten Falle iſt Müdigkeit, ein Mangel des gewöhnlichen Appetits und unruhiger Schlaf, vor allen aber eine

weiße Zunge vorhanden, welche das vorzüglichſte Merkmal der Gegenwart des Fiebers iſt. Es pflegen dergleichen Zufälle einen oder zwey Tage anzuhalten, ohne daß ſie den Kranken oder ſeine Freunde nur im Geringſten beunruhigen; unterdeſſen aber ſchlagen doch dieſelbigen, wenn irgend noch eine zufällige Urſache hinzukömmt, gar leicht zu einer heftigen Krankheit aus. Zuweilen werden ſie durch ein abführendes Mittel gänzlich gehoben, und oft wird dieſe Wirkung auch durch ein gelindes Brechmittel hervorgebracht. Man pflegte aber gemeiniglich dem abführenden Mittel den Vorzug zu geben, weil dieſes eben ſo wirkſam war, und doch nicht mit einer ſolchen Heftigkeit als das Brechmittel wirkte. Auch das Jamespulver wird, wenn man es des Abends bey dem Schlafengehen zu acht oder zehn Gran nehmen läßt, und dieſes zwey oder drey Abende hintereinander wiederholt, oft die Geſundheit wieder herſtellen, ohne dabey eine in die Sinne fallende Wirkung hervor zu bringen. Ein beſonderer Vortheil, der mit dem Gebrauch dieſes Pulvers verknüpft zu ſeyn pflegt, iſt der, daß ſolches die Hitze, Unruhe und Schlafloſigkeit wegſchaffet, die dem Patienten des Nachts über ſo oft beſchwerlich fallen. Auch ſchaffet es dergleichen Kranken, die das Fieber nur in einem ſo leichten Grade haben, oft ſehr großen Nutzen, wenn ſolche kleine nicht beſchwerliche Reiſen, oder Spaziergänge in die umliegenden Gegenden unternehmen, und es wird dadurch nicht ſelten die Geſundheit völlig wieder hergeſtellt.

Man erlaube mir, ehe ich dieſe Abhandlung beſchließe, noch die Bemerkung zu machen, daß bey der Behandlung dieſer nachlaſſenden Fieber, der Arzt zwey Hauptabſichten zu befolgen hat. Dieſe ſind, erſtlich eine Remiſſion des Fiebers hervor zu bringen, und

und zweytens die Rückkunft des Fiebers zu verhüten. Die erſte Abſicht wird nach meinen Erfahrungen vorzüglich durch den Gebrauch abführender Mittel und des Jamespulvers, ſo wie die zweyte durch die in verſchiedener Geſtalt gegebene Fieberrinde erlangt. Die Vortheile die dieſe Heilart vor derjenigen hat, wo man mehr Zeit zu der ſo genannten Reinigung der erſten Wege aufwendet, und wo man die erſte Remiſſion gemeiniglich ganz damit hinbringt, beſtehen darinnen, daß das Fieber eher gehemmet wird, daß die Geſundheit des Patientens im Ganzen weniger leidet, daß derſelbige ſeine Kräfte geſchwinder und in einen vollkommenen Grade wieder erlanget, und daß ſich auch bey Befolgung dieſer Methode weit ſeltener Rückfälle ereignen. Je länger dieſes Fieber anhält, deſto größer iſt der Schaden, den daſſelbige anrichtet. Es iſt auch nicht der geringſte Anſchein vorhanden, daß dieſes Fieber einen regelmäßigen Fortgang zu einer Criſis haben wird, und es wird, wenn man ſolche erwartet, dadurch eine unwiderbringliche Zeit verloren gehen. Die Mittel zur Heilung ſind nicht ſtark an der Zahl und einfach. Die größte Schwierigkeit dabey beſteht darin, daß man nur die rechte Zeit wahrnimmt dieſelben zu brauchen, und ſie hernach mit Fleiß und Sorgfalt anwendet. Ich fand ſo ſelten mich in der Hoffnung, die ich auf die Wirkung dieſer Mittel ſetzte, betrogen, daß ich außer ihnen zu ſehr wenig andern aus der großen Anzahl von Mitteln, die man gewöhnlicher Weiſe gegen die Fieber empfiehlt, meine Zuflucht nahm. Da ich unterdeſſen nicht gleich auf einmal mich auf eine ſolche einfache Behandlungsart einſchränkte, ſondern zuerſt Verſuche mit verſchiedenen von den andern gewöhnlichen Mitteln anſtellte, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, kürzlich den Erfolg derſelben zu erwähnen.

Das

Das Aderlaſſen verdient darunter zuerſt in Betrachtung gezogen zu werden. Auch ſelbſt bey ſolchen Patienten, die das Aderlaſſen am meiſten zu erfordern ſchienen, z. B. bey jungen, ſtarken und vollblütigen Perſonen, die erſt vor Kurzem aus Europa angelangt waren: bey denen der Puls geſchwind und voll, das Geſicht ſehr roth und erhitzt und Kopfſchmerz vorhanden war, und wo noch darzu alle dieſe hier genannte Zufälle gleich bey dem erſten Anfang des Fiebers ſchon zugegen waren, ſchaffte daſſelbige doch keinen Nutzen. Es verminderte weder voritzt die Zufälle, noch beſchleunigte daſſelbige die Remiſſion. Ich kann unterdeſſen doch nicht behaupten, daß das Aderlaſſen bey meinen Patienten denjenigen Schaden angerichtet hat, welchem ihm einige Aerzte beylegen. Denn wenn nur der Aderlaß mäßig war, ſo konnte man ſchwerlich ihm irgend einige ſchlimme Folgen zuſchreiben. War aber die Ausleerung vom Blute ſtark oder wurde dieſelbige zum zweytenmale wiederholet, ſo war dieſelbige allezeit ſchädlich, und es wurde dadurch die Wiederherſtellung des Patientens viel langſamer gemacht, wofern es nicht noch andre weit ſchlimmere Folgen hatte. Es ereignete ſich dieſes zuweilen bey den Entzündungen der Lungen, bey denen man nothwendiger Weiſe viel Blut weglaſſen mußte. Man wird es eben als keine Empfehlung des Aderlaſſens anſehen, wenn ich ſage, daß es einige Fälle gegeben habe, bey denen daſſelbe, wenn es mit Mäßigkeit geſchah, wenig oder gar keinen Schaden that; unterdeſſen iſt doch dieſes der Schluß, den ich aus allen den Beobachtungen machen muß, die ich darüber anzuſtellen Gelegenheit gehabt habe. Es ſcheint in der That der durchgängige Gebrauch häufiger Aderläſſe bey ſolchen Fiebern, bey denen keine lokale Entzündung vorhanden

handen iſt, in die Praxis blos aus Grundſätzen aufgenommen worden zu ſeyn, die ſich lediglich auf Hypotheſen gründen. Man glaubte, daß ein Fieber von einer Gährung in dem Blute und Säften entſtünde, welche Gährung eine große Bewegung erregte, die derjenigen gleich wäre, die bey andern gährenden Feuchtigkeiten ſtatt findet, und man behauptete, daß wenn man einen Theil des Blutes abzapfe, der übrig bleibende Theil der Blutmaſſe mehr Raum bekäme, ſeine Gährung und Abſonderung der unnützen und ſchädlichen Theile zu vollenden. Sydenham (Febr. contin. an. 1661, 1662, 1663, 1664.) beſtärkte dieſe übel gegründeten Meynung; ſie wurde aber nachmals noch weiter ausgedehnt und durch das Genie von Boerhaaven (Aphorism. 615.) in ein Syſtem gebracht. Es war ein durchgehends angenommener Grundſatz der boerhaaviſchen Schule, von dem faſt keine Ausnahme ſtatt fand, daß man gleich bey dem Anfang der Fieber eine Ader öffnen müſſe.

Man bedient ſich anitzt in der Praxis der Brechmittel, ſehr ſtark bey Fiebern. Ich kann aber doch nicht ſagen, daß ich ſolche bey den nachlaſſenden Fiebern in Jamaika ſehr nützlich befunden hätte. Im Gegentheile iſt, wenn die Krankheit ſehr heftig iſt, der ſchlimmſte Zufall, der ſich bey den Kranken ereignet, ein heftiges Würgen und Erbrechen, welches durch den Gebrauch der Brechmittel, noch mehr vermehret wird. Bey ſolchen Umſtänden aber, iſt der Gebrauch der Brechmittel ſchlechterdings zu verwerfen. Wofern aber auch der Magen in keinem ſo reizbaren Zuſtand ſich befindet und wenig oder gar keine Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, ſo wird ſolches doch leicht durch ein Brechmittel erreget und nur mit Schwierigkeit wieder geſtillet. In allen mir vorgekommenen Fällen ſchwächte und beunruhigte ein Brechmittel den Patienten mehr, als

als ein Purgiermittel, ohne doch ihm dabey eine gleiche Erleichterung zu verſchaffen; und wenn während eines Anfalls des Fiebers ein Brechmittel gegeben wurde, ſo hielt man es gemeiniglich für nöthig hinterdrein, ehe man noch die Fieberrinde verordnete, noch ein Purgiermittel zu brauchen. Hierdurch aber gieng oft die Zeit einer ganzen Remiſſion verloren. Die Idee, die einige haben, daß die Galle die Urſache der Fieber ſey, brachte ſolche auf den Gebrauch der Brechmittel, die zuweilen die ſchädlichſten Folgen hatte. Denn es wurde der Magen dadurch ſo reizbar gemacht, daß hernach die Patienten weder Wein noch Speiſen, ja ſelbſt nicht einmal ein Glas voll Waſſer bey ſich behalten konnten, ſondern dieſes alles, ſo wie ſie es verſchluckten, wieder wegbrachen. Die Brechmittel waren auch alsdenn, wenn ſie in einer kleinen Doſis und in kurzen Zwiſchenzeiten, auf ſo eine Art gegeben wurden, daß ſie eine Zeitlang einen Eckel oder Uebelkeit unterhielten, eben ſo ſchädlich, als wenn man ſie in einer ſtärkern Doſis zu einem völligen Erbrechen gab, durch welches man die Galle auszuleeren ſuchte. In beyden Fällen wurde der Magen durch ſolche unfähig gemacht, die Fieberrinde aufzunehmen, welche doch das einzige und bis hieher bekannte Mittel iſt, das die Kraft beſitzt den Fortgang des Fiebers zu hemmen.

Ich konnte es auf keine Art und Weiſe dahin bringen, daß ich im Stande geweſen wäre, den Brechweinſtein ſo zu geben, daß derſelbige die nämlichen Wirkungen als das Jamespulver hervorgebracht hätte. Der beſondere Nutzen dieſes letztgedachten Mittels beſteht darinnen, daß daſſelbige den Magen nicht ſo leicht, als der Brechweinſtein angreift, ſondern hauptſächlich durch Purgieren oder Schwitzen wirket. Dieſe Wirkungen rühren wahrſcheinlicher Weiſe davon her, daß dieſes Pulver ein Kalch und keine ſalzigte Zubereitung vom

Spießglas iſt. Die ſalzigten Zubereitungen wirken unmittelbar auf den Magen, da hingegen ein Kalch langſam wirket und aus dem Magen in die Gedärme geht, ehe er ſeine völlige Wirkung hervorbringt. Unterdeſſen ſcheint doch das Jamespulver allen Verkalchungen des Spießglaſes, oder durch das Verkalchen aus dieſem Halbmetalle verfertigten Zubereitungen vorzuziehen zu ſeyn. Dieſes rührt wahrſcheinlicher Weiſe von der Art und Weiſe her, auf welche es gemacht wird, weil dieſelbe den Grad der Verkalchung genau beſtimmt, von welchem die Kräfte der Spießglasmittel, wie die Erfahrung zeigt, hauptſächlich abhängen.

Ich habe bey meinen Patienten die rothe peruvianiſche Rinde nicht wirkſamer, als die gewöhnliche Art gefunden. Im Gegentheile fanden gegen den Gebrauch der rothen Rinde bey den nachlaſſenden Fiebern beträchtliche Einwendungen ſtatt. Es griff nämlich dieſe Art oft den Magen und die Gedärme an und verurſachte Uebelkeit, ja zuweilen Erbrechen, mit Blähungen, Bauchgrimmen und Purgieren. Dieſe Zufälle waren oft beſchwerlich und hielten die Heilung auf, daher man denn, nachdem man die Kräfte beyder Arten der Fieberrinde gegen einander verſuchet und geprüfet hatte, die gewöhnliche Art der rothen Fieberrinde vorzog.

Es finden anitzt die Vorurtheile nicht mehr ſtatt, die man ſonſt gegen die peruvianiſche Rinde zu hegen pflegte. Es waren dieſe Vorurtheile auf leere Hypotheſen gegründet, und entſtanden zuerſt bey den Gelehrten und Aerzten ſelbſt, von denen ſie ſich unter das ganze Volk verbreiteten. Allein ſie haben auch ſelbſt bey dem Volke ſich anitzt verloren. Es würde zu unſern Zeiten überflüßig und unſchicklich ſeyn, wenn ich irgend es verſuchen wollte, zu beweiſen, daß die Verſtopfungen der Eingeweide, die nach nachlaſſenden Fiebern und

Wechſel-

Wechſelfiebern entſtehen, blos die Wirkung der Krankheit, und nicht, wie man es ſonſt fälſchlich glaubte, des Gebrauchs der Fieberrinde ſind. Das größte und in der That das einzigſte Uebel das ich von dem Gebrauch der Fieberrinde beobachtet habe, iſt, daß ſolche, wenn ſie dem Magen zuwider iſt, bey den Patienten Uebelkeiten, Eckel und Erbrechen erreget. *) Es bringt die Fieberrinde dieſe Wirkungen gemeiniglich alsdenn hervor, wenn ſie während des Anfalls des Fiebers ſelbſt gegeben wird. Es waren die Aerzte zuweilen zu beſorgt, dieſes Hauptmittel gegen das Fieber ja recht zeitig zu geben, und ſie ließen es daher den Patienten ſelbſt in dem Anfall nehmen; allein es ſchaffte ihnen dieſes keinen Nutzen, da die Rinde ſodann allemal von dem Kranken wieder weggebrochen wurde. Ja man hatte bey dieſem Verfahren auch einigermaßen zu befürchten, daß der Patiente einen Abſcheu gegen die Arzney bekommen möchte, der hernach zuweilen ſelbſt noch in der folgenden Remiſſion anhielt, und den weitern Gebrauch der Fieberrinde verhinderte.

*) So wie es überhaupt verdient, daß **Moſeleys** Abhandlung von den Krankheiten zwiſchen den Wendezirkeln (überſ. Nürnberg 1790.) in den Händen unſerer Leſer ſey, und von ſolchen mit gegenwärtiger Hunterſchen Schrift verglichen werde, ſo gilt dieſes auch ſonderlich von der gegenwärtigen Stelle. **Moſeley** behauptet doch, daß die gleich im Anfang gegebene Fieberrinde unter gewiſſen Umſtänden ſchädlich ſey, und ſchlafſüchtige und paralytiſche Zufälle, ja ſelbſt den Tod verurſache. Er und Irwing ziehen bey dem Anfang dieſer Fieber, wenn ſolche von einer unterdrückten Ausdünſtung entſtehen, ſchweistreibende Mittel u. ſ. w. vor. Man ſehe **Moſeley** S. 122. und von den daraus folgenden Verſtopfungen S. 125. A. d. Ueb.

Einige Aerzte bedienten ſich ſehr häufig der Blaſenpflaſter bey dieſen Fiebern. Man wird leicht einſehen, daß einige Ungewißheit in Beſtimmung und Schätzung des Werthes und der Folgen eines Mittels ſtatt finden muß, das ſeine Wirkungen erſt nach zwölf oder funfzehn Stunden, und dieſes zwar bey einer Krankheit vollenden kann, die aus Nachlaſſungen und Verdoppelungen beſteht, die auf einander in keinen beſtimmten oder regelmäßigen Perioden folgen. Bey ſolchen Umſtänden nun müſſen ſich oft Remiſſionen während den Wirkungen der Blaſenpflaſter ereignen; man hatte unterdeſſen doch keine Urſache zu glauben, daß dieſe Remiſſionen durch die Blaſenpflaſter befördert wurden. Auch wurden ganz ſicherlich durch den Gebrauch der Blaſenpflaſter die künftigen Fieberanfälle ganz und gar nicht verhindert. Auch bey Patienten, wo eine große Betäubung und Unempfindlichkeit vorhanden war, und wo man hätte erwarten können, daß ſie den größten Nutzen ſchaffen würden, leiſteten ſie doch keine Dienſte. Wenn das Fieber heftig war, und die Anfälle lange dauerten, ſo geſchah es öfters, daß die Blaſen ſich gut hoben, und die Blaſenpflaſter ihre völlige Wirkung leiſteten, es gieng aber doch das Fieber noch eben ſo ſtark fort, als wenn kein ſolches äußerliches Mittel gebraucht worden wäre. Da ich nun fand, daß die Blaſenpflaſter weder die gegenwärtigen Anfälle verkürzten, noch die künftigen verhüteten: daß der Ausfluß von Feuchtigkeiten aus ihnen, wegen des aufgelößten Zuſtandes des Blutes, oft ſo beträchtlich war, daß dadurch die Patienten ſehr geſchwächt wurden: und daß ſie endlich oft Geſchwüre, die mit Schwierigkeit geheilet wurden, ja zuweilen ſogar einen tödtlichen kalten Brand hervorbrachten; ſo hörte ich auf ſolche zu gebrauchen, und ich bediente mich ihrer blos in dem einzigen Falle, wenn die Patienten einen ſehr ſchlimmen

Kopfſchmerz hatten, gegen welchen Zufall ſie wirklich als ein ſpecifiſches Mittel wirkten. Der nämliche Einwurf, deſſen ich hier in Anſehung der Blaſenpflaſter Erwähnung gethan habe, galt auch in Rückſicht auf die Senfpflaſter.

Die hitzigen ſchweißtreibenden und ſogenannten herzſtärkenden Arzneymittel (cordial and alexipharmac medicines) wurden von mir wenig oder gar nicht gebraucht, weil ich fand, daß der Wein den Patienten nicht nur am angenehmſten war, ſondern daß derſelbige auch weit wirkſamer als alle dieſe Dinge ſich zeigte diejenigen Abſichten zu erfüllen, um welche dergleichen Mittel ſonſt verordnet zu werden pflegen.

Dritter Abſchnitt.

Von der Natur und der Urſache des nachlaſſenden Fiebers.

Ich habe mit Vorſatz alle blos auf Muthmaßungen und Theorie ſich gründenden Urtheile und Bemerkungen über dieſe Krankheit vermieden, und mich auf eine einfache Erzählung der Zufälle und Erſcheinungen bey dieſen Fiebern und die Wirkungen der Arzneymittel blos nach dem eingeſchränkt, was mir davon meine Beobachtungen und Erfahrungen gezeigt haben. Die theoretiſchen Unterſuchungen über die Natur und Urſachen der Krankheiten, haben oft viel Schaden gethan und nur ſelten einigen Nutzen geſchaffet. Leider iſt bis jetzt unſre Kenntniß von der Einrichtung der thieriſchen Natur ſo eingeſchränkt, daß wir nur wenig oder gar keinen Fortgang bey Unternehmungen von dieſer Art erwarten können; und alle nach der Analogie aus der Chymie, Mechanik und andern Wiſſenſchaften gemachten Schlußfolgen ſind, ſo gut ſie auch ausgedacht

oder ſo wahrſcheinlich ſie auch ausgeſchmücket wurden, doch durch die Erfahrung zu der Erklärung der Erſcheinungen in lebendigen Körpern keinesweges hinreichend befunden worden. Man könnte in der That die Frage aufwerfen, ob man nicht alle ſolche Unterſuchungen gänzlich aus dem Studium der Arzneykunſt verbannen ſollte; und es giebt gewiß Aerzte, die nicht das geringſte Bedenken tragen würden, dieſe Frage bejahend zu beantworten. Unterdeſſen findet ſich doch hierbey eine beträchtliche Schwierigkeit. Es iſt nämlich unſre Seele nicht fähig Beobachtungen anzuſtellen, ohne dieſelbigen zu vergleichen, ihre Aehnlichkeiten zu verfolgen und ihre Verhältniſſe zu bezeichnen. Wird dieſelbige ſodann nicht durch die Geſetze der wahren Philoſophie zurückgehalten, ſo eilt ſie ſogleich Schlußfolgen aus ihren Beobachtungen zu ziehen, die nothwendig irrig ſeyn müſſen, weil ſie ſich auf hieher nicht paſſende Thatſachen gründen. Dieſes iſt die Urſache, warum ſeit den erſten Zeiten der Arzneywiſſenſchaft verſchiedene Meynungen unter den Aerzten geherrſchet haben, welche gemeiniglich von der jedesmaligen Modephiloſophie abhiengen, die man auf Grundſätze anwendete, aus denen man die Natur und Urſachen der Krankheiten zu erklären glaubte. Es iſt hier mehr meine Abſicht die Meynungen von dieſer Art, die man in Anſehung der nachlaſſenden Fieber behauptet hat, zu unterſuchen, als einige von meinen eignen Sätzen vorzubringen. Wenn man überlegt, daß die Idee, die der Arzt von der Urſache einer Krankheit angenommen hat, auch gemeiniglich einen großen Einfluß in ſeine Behandlungsart derſelbigen hat, ſo wird man ſchwerlich meine gegenwärtige Unterſuchung für eine vergebliche Arbeit anſehen.

Daß die Galle die Urſache der nachlaſſenden Fieber ſey, iſt eine Meynung die weit allgemeiner als irgend

eine

eine andere angenommen iſt. Sie ſtammt noch aus den älteſten Zeiten her. Bey einer Krankheit, die gemeiniglich ihren Anfang mit Uebelkeiten und Erbrechen nimmt, mußte nothwendig die Ausleerung von einer Feuchtigkeit, die ſolche beſondere Eigenſchaften ſowohl in Anſehung des Geſchmacks als auch der Farbe, wie die Galle beſitzt, einen ſtarken Eindruck auf die erſten Beobachter machen. Es war ſehr natürlich, daß dieſelbigen daraus den Schluß machten, daß diejenige Feuchtigkeit, von welcher ſie, ſo lange der Körper in einem geſunden Zuſtand ſich befand, nichts geſehen hatten, nothwendig die Urſache der anitzt vorhandenen Krankheit ſeyn müßte. Sie wurden in dieſer Meynung durch die Erleichterung beſtärket, welche die Patienten von dem Schweiß empfinden, der gewöhnlicher Weiſe auf das Würgen und Erbrechen und die dadurch bewirkte Ausleerung der Galle erfolget. Sie mußten unterdeſſen doch bald entdecken, daß die Galle, eine auch im natürlichen und geſunden Zuſtand vorhandene abgeſonderte Feuchtigkeit iſt, deren Abſonderung bey einer geſunden Perſon in einem fort erfolget, und daß man daher das Fieber nicht blos der Galle zuſchreiben könnte, weil ſonſt, da die Galle in allen Körpern zugegen iſt, auch jedermann beſtändig das Fieber haben müßte. Man glaubte daher, daß dieſe Feuchtigkeit entweder in Anſehung ihrer Menge oder wegen gewiſſer erſt erlangter Eigenſchaften ſich in einem krankhaften Zuſtand befinden würde. Man behauptete ſie ſey entweder ſcharf, oder faulicht, oder in einer zu großen Menge vorhanden, oder ſie wäre in Anſehung aller dieſer Umſtände widernatürlich beſchaffen. Dieſes ſind die Meynungen der älteſten mediciniſchen Schriftſteller; es werden auch ſolche von vielen Aerzten noch bis auf den heutigen Tag mit nur geringen Veränderungen angenommen, und es glauben ſolche, daß ſich das hier

geſagte vornehmlich auf die nachlaſſenden Fieber anwenden ließe.

Daß die Galle in einem natürlichen Zuſtand vollkommen unſchädlich, wenigſtens in ſo fern iſt, als es die Fieber betrift, davon haben wir tägliche Beweiſe dadurch, daß die Galle ſich bey der Gelbſucht über den ganzen Körper verbreitet, und mit allen Säften deſſelben vermiſchet, ohne daß dadurch die geringſte fieberhafte Krankheit hervorgebracht wird. Die Beweiſe, daß dieſe Feuchtigkeit bey dieſen Fiebern in einem faulichten oder ſcharfen Zuſtande ſey, ſind von den Veränderungen hergenommen, die die Galle in Anſehung ihrer Farbe und Conſiſtenz erleidet. Die natürliche Farbe der Galle iſt gelb, es wird aber oft eine grüne und zuweilen dunkelbraune, ja faſt ſchwarze Galle weggebrochen, die noch über dieſes von einer zähen Conſiſtenz iſt. Man hat gemeiniglich angenommen, daß die Menge der bey dieſen Fiebern durch das Erbrechen ausgeleerten Galle, die Menge der im natürlichen Zuſtande vorhandenen überträfe. Ich glaube unterdeſſen doch, daß es keine leichte Sache ſey, zu beſtimmen, wie groß eigentlich die Menge der Galle ſey, die bey einer geſunden Perſon abgeſondert wird. So lange dieſes aber nicht geſchehen kann, iſt es auch ſehr ſchwer zu ſagen, in wie weit die Menge der durch das Erbrechen in den Fiebern ausgeleerten Galle, die Menge der bey einer geſunden Perſon abgeſonderten übertrifft.

Man weis, daß die grüne Farbe der Galle von einer in dem Magen befindlichen Säure herrühret, denn es haben uns Verſuche gelehret, daß auch die allergeſündeſte Galle, doch, wenn ſie mit einer ſauern Feuchtigkeit vermiſchet wird, eine grüne Farbe bekömmt. Daß oft in dem Magen eine Säure erzeugt wird, davon haben wir täglich Beweiſe an dem ſauern Geſchmack der aus dem Magen weggebrochenen Dinge

und

und dem ſauern Aufſtoßen, und daran, daß die Zähne davon ſtumpf werden. Ich habe einen mit dem nachlaſſenden Fieber behafteten Patienten geſehen, bey dem man von einer halben Unze bis zu ſechs Quentchen von dem Pulver von Auſterſchaalen alle Tage geben mußte, um die Säure dadurch zu vertilgen, die ſich täglich erzeugte und ſonſt dem Kranken große Schmerzen und Würgen verurſachte. Man kann daher die grüne Farbe der weggebrochenen Galle, keiner beſondern Schärfe oder übeln Eigenſchaft derſelben zuſchreiben, ſondern es iſt ſolche blos von einer Krankheit und übeln Zuſtande des Magens herzuleiten.

Auch die dunkelbraune Farbe der Galle und ihre zähe Conſiſtenz, ſind blos natürliche Veränderungen, die ſich in der Galle wegen ihres langen Aufenthalts und Stockung in der Gallenblaſe und den Gallengängen ereignen. Es werden die dünnen Theile der Galle eingeſogen, und es bekömmt dasjenige, was von der Galle zurückbleibt, nun eine dunklere Farbe und dickere Conſiſtenz, ſo wie ſich dieſes auch bey andern abgeſonderten Feuchtigkeiten ereignet.

Die Galle iſt gar keine Feuchtigkeit die eine ſtarke Neigung zur Fäulniß hat, ſondern vielmehr das Gegentheil davon und es mangelt an hinlänglichen Thatſachen, durch welche man beweiſen kann, daß die Galle in einem faulichten Zuſtand aus den Magen weggebrochen wird. Folglich widerſpricht es auch den Regeln eines vernünftigen Schließens, wenn man einen ſolchen Zuſtand der Galle in der Abſicht annimmt, dadurch die Erſcheinungen in der Krankheit zu erklären.

Die große Menge von Galle die bey den nachlaſſenden Fiebern von den Kranken weggebrochen wird, iſt blos dem Würgen und Erbrechen derſelben zu zu ſchreiben. Bey der Seekrankheit pflegt die Menge der weggebrochenen Galle oft eben ſo beträchtlich als bey

den nachlaſſenden Fiebern zu ſeyn, und doch kann man dieſe Menge der Galle nicht als die Urſache der Seekrankheit oder des Erbrechens anſehen, da dieſer ſtarke Abgang vielmehr die Wirkung davon iſt. Auch pflegt dieſe Ausleerung der Galle ſo heftig ſie gleich iſt, doch nie mit einem Fieber verknüpft zu ſeyn. Nie ermangelt ein Brechmittel, das ſtark wirket, eine beträchtliche Menge von Galle auszuleeren, die ſich aber nie als nach wiederholten Würgen und Aufſtoßen erſt zu zeigen pflegt; und es werden bey dem Erbrechen zuerſt die in dem Magen befindlichen Dinge und ſodann nach einiger Zeit die Galle ausgeleeret. Eben dieſes aber geſchieht auch bey den nachlaſſenden Fiebern, bey denen gleichfalls zuerſt die in dem Magen befindlichen Speiſen und andere Unreinigkeiten weggebrochen werden, und nachmals erſt, wenn das Erbrechen anhält, ſich die Galle zu zeigen anfängt. Man ſieht hieraus, daß dieſe weggebrochene Galle ſo wenig die Urſache der Uebelkeiten und des Erbrechens bey dem Patienten ſeyn kann, daß ſolche vielmehr nicht eher in den Magen dringet, als bis das Würgen und Erbrechen ſchon einige Zeit angehalten hat. Die Urſache der großen Menge von dieſer weggebrochenen Galle, iſt nach meiner Meynung doppelt. Die erſte iſt das häufige Erbrechen ſelbſt, welches in allen Fällen einen ſehr häufigen Zufluß von Galle erreget; und zweytens, wird das Geſchäft der Verdauung bey dieſen Umſtänden unterbrochen und der Zufluß der Galle in den Zwölffingerdarm nicht befördert. Es verurſachet nämlich ſonſt die Ausdehnung des Magens durch die Speiſen eine Zuſammendrückung der Gallenblaſe. Da nun aber dieſe hier fehlt, ſo ſammelt ſich die Galle in der Gallenblaſe in einer großen Menge an, und es wird folglich, wenn ſodann ein Erbrechen entſteht, auch die Galle weit häufiger ausgeleert. Dieſes iſt die Art und Weiſe auf

welche Morgagni (de ſedibus et cauſis morborum Epiſt. LXVIII. §. 3.) die Erſcheinung erklärt, daß man ſo oft in todten Körpern die Gallenblaſe von Galle ausgedehnt anzutreffen pflegt. Ich bin unterdeſſen doch der Meynung; daß man hierbey auch noch auf andere Umſtände mit zu ſehen hat. Es haben nämlich die Drüſen und ausführenden Gänge der abſondernden Eingeweide ihre beſondern Reize, durch welche ſie, auf eine ſolche Weiſe in Bewegung und Wirkung geſetzet werden, daß nun ein häufiger Ausfluß von den in den Drüſen und Eingeweiden abgeſonderten Feuchtigkeiten erfolget. Dieſes iſt zum Beyſpiel die Urſache, warum ſobald, als wir irgend eine ſtark ſchmeckende und uns angenehme Sache in den Mund nehmen, auch gleich der Speichel aus ſeinen Drüſen häufig heraus und in den Mund tritt, und warum aus den Augen Thränen herauslaufen, wenn gewiſſe ſcharfe und ſtechende Dämpfe und Dünſte in die Naſenlöcher dringen, da ſolche hinreichen die Wirkung der Thränendrüſen zu erregen. Nun haben wir aber alle mögliche Urſache zu vermuthen, daß etwas ähnliches auch in den inwendig in unſerm Körper befindlichen Drüſen und Eingeweiden ſtatt findet, deren Wirkungen wir nicht ſo gut beobachten können; und daß die in dem Magen aufgenommene Speiſe durch ihren Reiz eine ſtärkere Abſonderung des Magenſaftes erreget, und wenn dieſelbige durch den untern Magenmund oder den ſo genannten Pylorus nun durchgedrungen iſt, und in dem Zwölffingerdarm kömmt, daſelbſt als ein eben ſo kräftiger Reiz wirkt, und den Ausfluß der Galle und des Saftes der großen Magendrüſe in den gedachten Darm befördert: welche beyde Feuchtigkeiten zu gewiſſen Abſichten in der thieriſche Oekonomie, die uns aber leider, ſo wie vieles Aehnliche, noch unbekannt ſind, daſelbſt zuſammengemengt und vermiſchet werden. Mir iſt es daher wahrſchein-

ſcheinlich, daß dieſe natürliche Wirkung der Maſſe der Speiſen, und der durch ſolche hervorgebrachte Reiz zu der Ausleerung der Gallenblaſe mehr, als irgend ein mechaniſcher Druck des Magens auf den Behälter der Galle, beyträgt. Sobald alſo das Verdauungsgeſchäfte des Magens nicht ſeinen gehörigen Fortgang hat, ſo wird ſich die Galle in der Gallenblaſe auch ſo lange anhäufen, bis ſolche durch Erbrechen oder Purgieren wieder daraus ausgeleeret wird. Dieſe Anſammlung und Stockung der Galle in ihrem Behälter giebt aber der gedachten Feuchtigkeit die dunkle Farbe und zähe Conſiſtenz, die dieſelbige, wie wir auch bereits oben geſagt haben, zuweilen zu erlangen pflegt. Es verdient bemerkt zu werden, daß in derjenigen Periode des nachlaſſenden Fiebers, die man am gewöhnlichſten der Galle zu zu ſchreiben pflegt, die erſten Kennzeichen der Krankheit der Verluſt des Appetits und leichte Uebelkeiten ſind (ſiehe oben): Zufälle die zuweilen einen ganzen Tag vor dem Anfall oder dem Ausbruch des Fiebers ſelbſt dauern, binnen welcher Zeit die Galle ſich ſammlet, und in den Gallengängen und der Gallenblaſe ſich anhäufet.

Da nun, wie ich hier eben gezeigt habe, die Menge der durch das Erbrechen ausgeleerten Galle, ſowohl als die dieſer Feuchtigkeit ſelbſt zugeſchriebenen übeln Eigenſchaften, von ſolchen Urſachen abhängen, die nicht nothwendiger Weiſe mit dem nachlaſſenden Fieber in Verbindung ſtehen; und da eine ſolche große Menge und widernatürliche Beſchaffenheit der Galle, jedesmal vorzukommen pflegt, ſo oft die obgedachten Urſachen vorhanden ſind, und dieſes auch in ſolchen Fällen geſchieht, wo ganz und gar kein Fieber zugegen iſt; ſo iſt es allerdings ein großer Irrthum, wenn man der Galle, oder irgend einer Veränderung die dieſelbe zu erleiden fähig iſt, die Entſtehung der nachlaſſenden

Fieber

Fieber zuſchreibt. Es giebt unterdeſſen auch noch mehrere andere Gründe, welche zeigen, daß die Ausleerung der Galle ein bloßes zufälliges Symptom iſt. Denn es kommen oft Fälle von dieſem Fieber vor, wo ganz und gar keine Galle weggebrochen wird, und demohngeachtet iſt doch in ſolchen das Fieber eben ſo regelmäßig ausgebildet und heftig, als es in denen zu ſeyn pflegt, wo die Galle in großer Menge weggebrochen wird. Die Ausleerung der Galle rührt auch öfters blos von dem Gebrauch der Brechmittel her, in allen Fällen aber wird dieſelbige ſehr dadurch vermehret.

Ich geſtehe gerne zu, daß die Unterſuchung dieſer Sache ein nicht ſonderlich wichtiger Gegenſtand ſeyn würde, wofern die gedachte Meynung nicht Sätze mit in ſich ſchlöſſe, die die ſchlimmſten Folgen bey der Behandlung der Krankheit hervorbringen. Wenn die Galle, es mag ſolche nun faul, oder ſcharf, oder blos durch ihre allzugroße Menge ſchädlich ſeyn, die Urſache der nachfolgenden Fäulniß iſt: kann wohl etwas bey der Behandlung dieſer Fieber dienlicher ſeyn, als wenn man die Ausleerung und Wegſchaffung dieſer Galle durch Brechmittel befördert? Es werden daher dieſen Grundſätzen zu Folge, Brechmittel gegeben und wiederholt, und da durch die Wirkung dieſer Brechmittel, ſo oft als ſolche auch wiederholt werden, jederzeit Galle abgeführt wird, ſo macht man daraus einen Schluß auf die Nothwendigkeit ihrer fernern Wiederholung. Es überlegen die Aerzte die ſolches thun, dabey keinesweges, daß, ſo lange als der Patiente noch am Leben iſt, auch allemal ein ſtarkes Brechmittel Galle auf die nämliche Weiſe ausleeren wird, als eine jede Reizung der Augen, ſie mag noch ſo oft wiederholt werden, jederzeit einen Ausfluß von Thränen hervorzubringen pflegt. Man hat aber bey den nachlaſſenden Fiebern zu Jamaika nicht Zeit die Brechmittel oft zu wie-

derholen, außer nur bey ſolchen Patienten, die dieſe Krankheit in einen höchſt geringen Grad haben. Denn wenn die Reizbarkeit des Magens, die dieſer Krankheit beſonders eigen iſt, durch ein Brechmittel noch mehr vermehrt wird, ſo wird es dadurch auf einige Zeit unmöglich irgend ein Mittel zu geben, wodurch der Fortgang des Fiebers gehemmt werden kann. Es wird aber bey ſolchen Umſtänden der zweyte oder höchſtens der dritte Anfall des Fiebers ſchon den Patienten tödten.

Auf der andern Seite hat man, indem man die Galle durchgehends als die Urſache der nachlaſſenden Fieber anſah, im Gegentheil einen Zufall dieſer Fieber, der ſo ſehr in die Augen fällt, daß man aus ſolchem der Krankheit ſogar einen neuen Namen gegeben hat; ich meyne die gelbe Farbe der Haut, um welcher willen man dieſen Fiebern zuweilen den Namen der **gelben Fieber** beyleget; von einer andern Urſache hergeleitet und keinesweges der Galle zugeſchrieben, obgleich dieſelbige die einzige bis jetzt uns bekannt gewordene Urſache iſt, die eine gelbe Farbe der Haut hervorzubringen im Stande iſt. Man iſt nämlich auf die Gedanken gerathen, daß die gelbe Farbe der Haut, welche man bey den ſo genannten gelben Fiebern bemerket, nicht von der Galle, ſondern blos von einem faulichten und aufgelößten Zuſtande des Blutes ihren Urſprung nähme.

Ich habe oben, da ich von den Zufällen bey den nachlaſſenden Fiebern redete, die Bemerkung gemacht, daß ſich die gelbe Farbe zuerſt in den Augen, ſodann an den Hals und Schultern zeiget, und von da über den ganzen Körper verbreitet, wobey die gelbe Farbe gerade den nämlichen Fortgang hat, den ſie bey der Gelbſucht zu beobachten pflegt. Indem aber die Haut gelb wird, nimmt auch der Urin eine ſehr dunkle Farbe

an,

an, und es färbt ſolcher einen in denſelben gehängten Lappen eben ſo gelb, als bey der Gelbſucht. Wenn die Patienten von den nachlaſſenden Fiebern geneſen, ſo verſchwindet auch die gelbe Farbe der Haut nach und nach auf die nämliche Weiſe, als es in der Gelbſucht zu geſchehen pflegt. Da nun der Fortgang und Verlauf der Zufälle, in ſo fern es die gelbe Farbe der Haut betrifft, bey der Gelbſucht und bey den gelben Fiebern einander völlig ähnlich iſt, ſo iſt es auch vernünftig zu glauben, daß in beyden Krankheiten die gelbe Farbe der Haut von der nämlichen Urſache entſteht. Es rühret ſolche nämlich davon her, daß die Galle eingeſogen und durch die lymphatiſchen Gefäße in die allgemeine Maſſe der ſich durch die Gefäße herumbewegenden Säfte gebracht wird. Bey der Gelbſucht wird die Galle alsdenn abgeſondert, wenn diejenigen Gallengänge, welche dieſe abgeſonderte Feuchtigkeit aus der Leber und Gallenblaſe in den Zwölffingerdarm bringen ſollen, verſtopfet ſind. Die gewöhnlichſten Urſachen dieſer Verſtopfungen ſind ohne Zweifel Gallenſteine und zuweilen auch ſcirrhöſe Geſchwülſte, welche die Gallengänge zuſammendrücken. Man kann die Urſache der Verſtopfung der Gallengänge bey dem nachlaſſenden Fieber nicht ſo deutlich, als bey der Gelbſucht einſehen. Ehe wir jedoch eine Muthmaßung hierüber vorzubringen wagen, wird es nicht unſchicklich ſeyn, wenn wir vorher die Gründe überlegen, die man für die Meynung anführen kann, daß die gelbe Farbe der Haut bey den ſo genannten gelben Fiebern, von einem faulichten oder aufgelößten Zuſtande des Blutes herrühret.

Ohne mich in die Unterſuchung einzulaſſen, ob man die Benennung faulicht mit Schicklichkeit dem Blute, ſo lange daſſelbige noch in einem lebenden Körper ſich befindet, beylegen darf, kann man die gegenwärtige

Frage auf dieſen Punkt einſchränken: In wie weit die gelbe Farbe der Haut durch irgend eine Veränderung des Blutes, es mag nun ſolche die Folge einer Fäulniß oder einer Auflöſung ſeiner Subſtanz ſeyn, hervorgebracht werden kann? Dasjenige, was man eine faulichte und aufgelößte Beſchaffenheit des Blutes zu nennen pflegt, findet ſich vornehmlich in dem höhern Grade des Scorbuts, ferner bey gewiſſen Fiebern und endlich noch bey gewiſſen krankhaften und noch nicht beſchriebenen und beſtimmten Arten des Zuſtandes des Körpers. Daß in allen dieſen Fällen das Blut aufgelöſet ſey, erkennet man daraus, weil ſolches durch die Gefäße und zuweilen durch die Schweißlöcher der Haut durchſchwitzet, und auf der Haut unter der Oberhaut Flecke von verſchiedener Art bildet. Es giebt vielleicht keine einzige Krankheit, bey welcher ſich das Blut in einem mehr aufgelößten Zuſtand befindet, als es in dem Scorbut (Sea-Scurvy) geſchieht: und dennoch bringt dieſer aufgelößte Zuſtand des Blutes, niemals bey dieſer Krankheit eine gelbe Farbe hervor. Die widernatürliche Farbe, welche die Haut in dieſer Krankheit annimmt, iſt nicht einförmig und gleich über die Haut verbreitet, ſondern es zeigen ſich auf der Haut blos Flecken oder kleine erhabene Stellen, die zuerſt roth oder von einer purpurfarbenen Schwärze, oder einer Mittelfarbe zwiſchen roth und ſchwarz, und zwar auf die Weiſe ſind, daß die Farbe nach der Menge des ausgeleerten Blutes auch mehr oder weniger dunkel iſt. Eben dieſes bemerkt man aber auch, bey demjenigen aufgelößten Zuſtand des Blutes, der bey Fiebern zuweilen ſtatt findet; in beyden Fällen wird jedoch die Farbe des Weißen in Augen nicht verändert. Wenn die Flecke bey dem Scorbut u. ſ. w. zu verſchwinden anfangen, ſo laſſen ſie zwar eine gelbe Farbe in der Haut zurück, die derjenigen ähnlich iſt, die ſich nach

Quetſchun-

Quetſchungen zeiget. Allein dieſe gelbe Farbe breitet ſich nicht über die ganze Haut aus, ſondern ſchränket ſich blos auf die Flecke ein, und giebt der Haut ein marmorirtes Anſehen. Da nun der aufgelößte, oder wie man es nennt, faulichte Zuſtand des Blutes, unfähig iſt, die gelbe Farbe in den Augen und auf der Haut hervorzubringen, und da ferner die Einſaugung der Galle und Beymiſchung derſelben zu der Blutmaſſe, die einzige Urſache iſt, von der wir bis jeßo wiſſen, daß ſolche dieſe Wirkungen hervorbringen kann; ſo haben wir viel Urſache zu glauben, daß die dem Blute beygemiſchte Galle, auch die Urſache derjenigen gelben Farbe der Haut ſey, die ſich zuweilen bey den nachlaſſenden Fiebern findet, und daß daher die ſo genannten gelben Fieber in keinem andern Stücke von andern nachlaſſenden Fiebern verſchieden ſind, als nur blos darinne, daß bey ihnen auch noch eine Gelbſucht vorhanden iſt.

Nächſt der Meynung, daß das nachlaſſende Fieber von der Galle herrühret, iſt keine gemeiner, als diejenige, welche demſelben eine faulichte Natur zuſchreibt, und nach der die ganze Maſſe der Säfte bey demſelben ſich mit größter Gewalt zur Fäulniß neiget. Wenn man diejenigen die dieſe Meynung hegen, fraget, was ſie unter dem Worte Fäulniß (putrefaction) verſtehen, ſo werden dieſelbigen ohne Zweifel antworten: es ſey ſolches diejenige Art von Gährung oder Veränderung, welche in todten thieriſchen Materien bey einem gewiſſen Grad von Wärme und Feuchtigkeit, wofern noch der Zugang der Luft darzu kömmt, von freyen Stücken zu entſtehen pflegt. Daß man das Wort Fäulniß, wenn man von gedachter in lebendigen Körpern entſtehenden Veränderung redet, in dieſem Verſtande nimmt, daran kann man nicht zweifeln, wenn man nur überlegt, daß alle, die von einem ſolchen Zu-

ſtande ſprechen, auch zugleich mit annehmen, daß alles dasjenige, was man durch die Erfahrung fähig befunden hat, die Fäulniß außerhalb des Körpers zu hemmen, dieſe Wirkung auch innerlich hervorbringt, und daher bey Krankheiten empfohlen wird, von denen man annimmt, daß ſolche faulicht ſind. Eben ſo glaubt man auch, daß alles was außerhalb des Körpers die Entſtehung und den Fortgang der Fäulniß befördert, bey dergleichen Krankheiten ſchädlich ſey, und alſo vermieden werden müſſe. Die Fäulniß löſet die todten Körper auf, und dieſe Auflöſung iſt mit einem höchſt widrigen Geruche verknüpft. Bey dem Fieber befindet ſich das Blut zuweilen in einem aufgelößten Zuſtand und es giebt oft der Körper des Patientens einen beſondern Geruch von ſich, der ungemein unangenehm zu ſeyn pflegt. Soweit findet ſich zwiſchen beyden Arten von Zuſtand eine Aehnlichkeit, allein es erſtrecket ſich dieſelbige nicht weiter. Bey einem todten Körper ſind die erſten Zeichen eine Fäulniß, ein widriger Geruch und eine Veränderung der Farbe von der Haut des Unterleibes, die grünlicht wird. Im Gegentheil aber wird bey denenjenigen Fiebern, die man mit dem Namen der faulichten zu belegen pflegt, nichts dergleichen beobachtet. Man kann zwar anführen, daß die Fäulniß in einem lebendigen Körper, von der Fäulniß in einem Todten, eine ganz verſchiedene Sache ſey. Allein wenn man dieſes zugiebt und annimmt, daß die Fäulniß eines lebendigen und die eines todten Körpers zwey ganz verſchiedene Dinge ſind, ſo können die Beyſpiele und Folgerungen, die man von der einen hernimmt, nicht auf die andere angewandt werden, und der größte Theil, wo nicht alle von den Schlüſſen die man daraus macht, werden folglich falſch und ungültig ſeyn.

Geſetzt aber, daß man auch zugeſtehen müßte, daß der aufgelößte Zuſtand des Blutes wirklich die Wirkung einer Fäulniß ſey, ſo kann man daraus doch nicht die Folgerung ziehen, daß man dieſe Fäulniß auch als die Urſache des Fiebers anſehen müſſe. Es iſt der Vernunft gemäß, daß die Größe oder Heftigkeit der Urſache, auch mit der Größe der Wirkungen in einem Verhältniß ſtehen muß. Es ſollten daher, wenn die Fäulniß die Urſache des Fiebers iſt, auch bey allen und jeden Patienten von dieſer Art einige Kennzeichen einer Fäulniß vorhanden ſeyn, und bey einem heftigen Grade des Fiebers wäre ihre Gegenwart ſogar durchaus nothwendig. Allein die Erfahrung zeigt hiervon das Gegentheil. Bey vielen von den ſchlimmſten Fällen des nachlaſſenden Fiebers, und wo der Tod des Kranken plötzlich erfolget, zeigen ſich doch nicht die geringſten Merkmale von einem aufgelößten Zuſtande des Blutes, ja man bemerkt auch bey ſolchen keine andern Kennzeichen einer Fäulniß. Wie kann man alſo wohl die Fäulniß, als die Urſache von einer Krankheit annehmen, die oft in ihrem heftigſten Grade vorhanden iſt, ja nicht ſelten den Kranken in kurzer Zeit tödtet, ohne daß man bey ihr nur die geringſten Spuren von dem Daſeyn einer Fäulniß bemerket?

Unterſuchen wir dieſen Gegenſtand genau, ſo werden wir finden, daß die Meynung von der faulichten Natur der nachlaſſenden Fieber, ſich auf eine ungewiſſe Aehnlichkeit gründet, die wenn man ſie durch Verſuche und nach Erfahrungen prüfet, dadurch ſogleich hinlänglich widerlegt wird. Man hat den aufgelößten Zuſtand des Blutes als das allerſicherſte Kennzeichen der Gegenwart der Fäulniß angeſehen. Demohngeachtet aber zeigt die Erfahrung, daß die Auflöſung des Blutes, die ſich bey dem Scorbut ereignet, nicht von der Fäulniß entſteht. Denn es geht das Blut ſcorbu-

tiſcher Patienten nicht eher als das Blut anderer Perſonen in die wirkliche Fäulniß über. Dieſes aber müßte geſchehen, wenn dieſes Blut zu der Zeit, wo es aus dem Körper kömmt, ſich ſchon in einem faulichten Zuſtand befände. (Man ſehe Lind vom Scorbut.) Hängt aber der aufgelößte Zuſtand des Blutes bey dem Scorbut nicht von einer Fäulniß ab, ſo hat man wenig Urſache zu glauben, daß dieſe Beſchaffenheit des Blutes, wenn ſie ſich bey Fiebern findet, der gedachten Urſache zu zu ſchreiben ſey. Oft ereignet ſich dieſe Auflöſung binnen wenig Stunden, eine Sache die man nicht aus irgend einer Erſcheinung bey der Fäulniß erklären kann, da dieſes eine Veränderung iſt die ſich nur langſam und regelmäßig ereignet. Der unangenehme Geruch den der Körper kranker Perſonen von ſich zu geben pflegt, und als deſſen Urſache man die Fäulniß anſieht, iſt von demjenigen faulichten Geruche ſehr verſchieden, den die todten Körper auf einem anatomiſchen Theater von ſich geben: wie dieſes jedermann, der Gelegenheit gehabt hat, beyde Arten von Gerüchen mit einander zu vergleichen, leicht zugeſtehen wird. Unterdeſſen aber müßte doch der Geruch eines an einem Fieber darnieder liegenden Patientens und der eines faulenden todten Körpers, wenn bey beyden dieſer Geruch von der Fäulniß entſtünde, gar nicht von einander verſchieden ſeyn. Ueberdieſes bemerket man auch noch, wie die weiter unten eingerückten Erzählungen der Leichenöffnungen vom Herrn Mac-Colme zeigen werden, an den Körpern derer an den nachlaſſenden Fiebern Verſtorbenen, ſo wenig von einen übeln Geruch, daß diejenigen Aerzte und Wundärzte, die ſie öffneten, ſich darüber verwundert haben. Es ſcheint daher in der That kein Grund vorhanden zu ſeyn, zu glauben, daß die Fäulniß die Urſache der nachlaſſenden Fieber, oder irgend von einem der bey

ſolchen

ſolchen Fiebern vorhandenen Zufälle ſey, es mögen nun dieſelben ſich in ihrem gelindeſten oder heftigſten Grade zeigen. Es thut zwar die Hypotheſe von der faulichten Natur dieſer Krankheiten in Rückſicht der Behandlung dieſer Krankheiten nicht ſoviel Schaden, als wenn man die Entſtehung derſelben der Galle zuſchreibt. Unterdeſſen iſt dieſelbige doch nicht von dem geringſten Nutzen, weder zu der Erklärung der bey dieſen Fiebern vorkommenden Zufälle, noch zu Beſtimmung der Heilart; und ſie giebt auch noch zu einigen übel gegründeten Meynungen Gelegenheit; worunter eine der ſchimmſten die iſt, daß dieſes Fieber deswegen weil es faulichter Natur ſey, auch nothwendig anſteckend ſeyn müſſe.

Es giebt ſchwerlich in der Geſchichte einer jeden Krankheit einen Umſtand, deſſen genaue Beſtimmung von einer größern Wichtigkeit iſt, als der, ob dieſelbige von einer anſteckenden oder nicht anſteckenden Natur iſt. Von dieſer Beſtimmung hängt die Schicklichkeit derjenigen Schritte ab, die man zu der Verhütung der fernern Ausbreitung oder der Ausrottung dieſer Krankheit thun muß. Wenn man eine Krankheit als anſteckend anſieht, die es doch im Grunde nicht iſt, ſo thut dieſes einen großen Schaden. Es ſetzet dieſes diejenigen Perſonen, die davon befallen werden, Uebeln und Unbequemlichkeiten aus, die ihr Leiden in einem hohen Grade vermehren, und ſie oft der nothwendigen Unterſtützung und Beyhülfe anderer Perſonen berauben. Sie werden, wenn man ſie auch nicht gänzlich meidet, doch wenigſtens vernachläßiget, und ſie genießen zu einer Zeit, wo ſie die größte Sorgfalt und Aufmerkſamkeit erfordern, die geringſte.

Ich habe, was das nachlaſſende Fieber anbelangt, Gelegenheit gehabt, die Beobachtung zu machen, daß das nachlaſſende Fieber, es mochte daſſelbige mit ſeiner

gewöhnlichen oder mit mehr ungewöhnlichen Zufällen verknüpft, oder bey demſelben die gelbe Farbe der Haut zugegen oder nicht zugegen ſeyn, doch nie anſteckender Natur war. Nach meiner Meynung konnte man als den ſtärkſten Beweis davon die Erfahrungen anſehen, die ich darüber in Privatfamilien machte, wo der Sohn, der Bruder oder der Ehemann, die dieſes Fieber in dem ſtärkſten Grade hatten, von der Mutter, Schweſter oder Gattin gewartet, und bey Nacht und Tage keinen einzigen Augenblick verlaſſen wurden, und wo jedoch nie eine von den letzt gedachten Perſonen dieſes Fieber durch die Anſteckung bekam. Daß ſolche nahe Verwandtinnen das Geſchäft einer Krankenwärterin über ſich nahmen, iſt eine Sache die man in dieſem Lande nicht genug anrühmen und empfehlen kann, weil bey denen in dieſem Klima ſich ereignenden Krankheiten, wo die Augenblicke oft koſtbar ſind, eine gröſſere Wachſamkeit und Aufmerkſamkeit erfordert wird, als man von einem Bedienten oder einer Magd erwarten kann. Man fürchtet ſich in Jamaika gar nicht von dieſen Fiebern angeſteckt zu werden, und ich ſelbſt habe nie weder in einer Privatfamilie noch in einem Hoſpital irgend einen Fall geſehen, der mich bewegen könnte, dieſen Fiebern eine anſteckende Natur zu zu ſchreiben. Es ſcheint zwiſchen der Anſteckung und Fäulniß, geſetzt daß man auch annimmt, daß die letztere in einem lebendigen Körper wirklich ſtatt finden könne, doch nicht die geringſte nothwendige Verbindung vorhanden zu ſeyn. Anſteckende Krankheiten (als z. B. die Blattern, Maſern, das Scharlachfieber u. ſ. w.) ſind nicht nothwendig auch zugleich faulichter Natur; und auf der andern Seite haben Krankheiten, die man als ſolche anſieht, bey denen der höchſte Grad von einer Fäulniß zugegen iſt, wohin z. B. der Scorbut gehöret, nicht das geringſte Vermögen durch Anſteckung

ckung andern mitgetheilt zu werden. Die Wirkungen einer allgemein verbreiteten Urſache, pflegen oft mit den Wirkungen einer Anſteckung verwechſelt zu werden.

Einige Aerzte haben unternommen die Erſcheinungen bey den Fiebern dadurch zu erklären, daß ſie ſolche von einem oder dem andern der dabey vorhandenen Zufälle herleiten. So hat man z. B. geglaubt, *) daß die Erſcheinungen, die man bey einem Fieberpatienten bemerket, von dem Froſte (Cold fit) und einer Zuſammenziehung oder Krampf in den Blutgefäßen der Haut herrührten. Allein es iſt bey den nachlaſſenden Fiebern oft gar kein Froſt vorhanden, und es ereignet ſich nicht ſelten, daß die Kranken von dieſer Art die ſtärkſten Schweiße haben, ohne daß dadurch die Zufälle nur im Geringſten vermieden werden. Der Gebrauch der Brechmittel in kleiner Doſis, die man in der Abſicht giebt, den Krampf in den kleinen Gefäßen der Haut dadurch zu heben, daß man Uebelkeiten und durch ſolche eine Neigung zur Ausdünſtung hervorbringt, iſt offenbar den nämlichen Einwürfen unterworfen, die man gegen den Gebrauch der Brechmittel alsdenn machen kann, wenn man ſich derſelbigen bedienet, um durch ſolche eine Ausleerung der Galle zu bewirken. Ohnerachtet die Abſicht des Gebrauchs in beyden Fällen ſehr verſchieden iſt, ſo iſt doch die Wirkung die die Brechmittel auf einen durch die Natur der Krankheit höchſt reizbaren Magen hervorbringen, immer die nämliche, weil derſelbe dadurch ſehr leicht zu heftigen Zuſammenziehungen gereizt wird.

Andere behaupten, daß die Urſache der nachlaſſenden Fieber im Magen zu ſuchen ſey. Nun kann zwar keinesweges geläugnet werden, daß überhaupt bey Fiebern

*) Dieſes thut hauptſächlich Cullen. A. d. Ueb.

dern dieſes Werkzeug eben ſo zeitig und in einem eben ſo heftigen Grade, als irgend ein anderes Eingeweide des menſchlichen Körpers leidet; allein es wird doch allemal ein ganz fruchtloſes Unternehmen ſeyn, wenn man die Urſache dieſer Krankheit in irgend einem von den dabey vorhandenen Zufällen ſuchte, da eine jede Verrichtung des ganzen Körpers dabey in Unordnung gebracht und geſtöret wird.

Es leiden bey dieſer Krankheit die willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen des Körpers auf eine gleiche Art, und eben dieſes geſchieht auch in Anſehung der Sinnen und der Verrichtungen der Seele. Die Muskelfaſern können ſich nicht mit ihrer gewöhnlichen Kraft zuſammenziehen, daher denn ein allgemeiner Verluſt der Kräfte entſtehet; die Bewegung des Herzens iſt zu geſchwind und oft unregelmäßig; das Athemholen wird durch ein öfteres Seufzen unterbrochen; der Magen hat gegen alle Speiſe Eckel, und iſt ganz unfähig ſolche zu verdauen, und die Gedärme ſind entweder in ihrer Wirkung zu langſam oder unordentlich, daher denn Verſtopfung des Leibes oder doch eine Unregelmäßigkeit in dem Stuhlgang entſteht. Auch erleiden alle Abſonderungen, als zum Beyſpiel, die des Schleims, welcher inwendig den Mund befeuchtet, des Urins und des Schweißes eine Veränderung. Das Sehen iſt weder deutlich noch beſtimmt; es ſcheinen ſich die Gegenſtände vor den Augen des Kranken zu bewegen, und ſelbſt der Eindruck des Lichtes verurſachet demſelbigen ſchon Schmerzen. Das Gehör iſt entweder auf eine unangenehme Art ſcharf und leidet durch alle Arten von Eindrücke, oder es iſt ganz ſtumpf und ſchwer. Eben ſo iſt der Geſchmack verändert, ſo daß dasjenige was vorher ſüße ſchmeckte, vielleicht dem Kranken anitzt ſalzigt zu ſeyn ſcheint, und das was ihm ſonſt ſehr angenehm war, ihm nun zum Eckel wird.

Auf

Auf eine ähnliche Art iſt der Sinn des Geruchs verändert. Selbſt das Gefühl kann nicht länger von dem vorhandenen Grad der Wärme mit Wahrheit urtheilen, und die den Kranken ſo beſchwerenden Zufälle einer Unruhe und beſtändigen Veränderung ſeiner Lage, ſind zum Theil die Folgen einer widernatürlichen Empfindlichkeit, die jeder Theil des Körpers anitzt angenommen hat.

Die Wirkungen der Seele befinden ſich bey dieſem Fieber in keiner geringern Unordnung als der Körper. Eine jede Ausübung des Gedächtniſſes und der Urtheilskraft, iſt ermüdend und ſchmerzhaft, und nach einer kurzen Zeit fällt es dem Kranken unmöglich, ſolche noch länger fortzuſetzen. Die Vorſtellungen ſind undeutlich oder irrig. Die Einbildung iſt wild und verwirrt, und ſtellt ſich tauſend Scenen vor, die voller Irrthum und Täuſchung ſind; auch diejenige Kraft, wodurch die Seele die Gegenſtände, welche die Einbildungskraft ſich vorſtellet, von den wirklichen Dingen unterſcheidet, iſt geſchwächt, ja manchmal gänzlich vernichtet, und daher entſteht ein Phantaſiren, das zuweilen einem Anfall von Raſerey ähnlich iſt, zuweilen aber blos einem Traum im Wachen gleichet. Auch der Schlaf verſchaffet weder dem Körper Erholung und Erquickung, noch beruhiget er die Seele, und nach einiger Zeit werden alle Kräfte der Seele von einer Art von Betäubung überwältigt, und es erfolgt eine allgemeine Unempfindlichkeit.

Da die Erſcheinungen und Zufälle des Fiebers ſo beſchaffen ſind, ſo iſt es unmöglich dieſelbigen von einem krankhaften Zuſtand des Gehirns und der Nerven herzuleiten. Denn wir finden oft, daß alle Verrichtungen des Gehirns und der Nerven durch gewiſſe Lokalurſachen, als z. B. bey der Lähmung, Raſerey und andern Krankheiten, eben ſo ſtark in Unordnung gerathen ſind, als dieſes nur irgend bey den Fiebern geſchieht,

 und

und doch ſind bey dem erſt gedachten Patienten die Bewegung des Herzens und die Verrichtungen des Magens eben ſo, und nur mit einer geringern Veränderung als in einem völlig geſunden Zuſtand beſchaffen. Hingegen wird aber auch oft eine Geſchwindigkeit und Unregelmäßigkeit der Pulsſchläge, ſo ſtark als ſolches nur in einem Fieber geſchehen kann, bey Krankheiten des Herzens und der um daſſelbige herumliegenden Theile, als z. B. bey der Verknöcherung der Klappen des Herzens und der Bruſtwaſſerſucht u. ſ. w. hervorgebracht und vermehret, da unterdeſſen zu gleicher Zeit die andern Verrichtungen des Körpers nur ſehr wenig in Unordnung gerathen ſind, und wenig oder gar kein Fieber vorhanden iſt. Eben dieſe Bemerkung läßt ſich auch auf den Magen anwenden, deſſen Verrichtungen oft von lokalen Krankheiten deſſelben, als zum Beyſpiel von einer ſcirhöſen Verhärtung oder einem krebsartigen Geſchwüre in ihm eben ſo ſehr leiden, als dieſes bey einem nachlaſſenden Fieber geſchieht, ohne daß doch in einem ſolchen Fall ein nachlaſſendes Fieber hervorgebracht wird.

Wenn man nun aber von mir eine Erklärung der Erſcheinungen und Zufälle bey den nachlaſſenden Fiebern fordern ſollte, ſo muß ich frey meine eigene Unwiſſenheit in dieſem Stück geſtehen. Da es unterdeſſen doch unmöglich zu ſeyn ſcheint, eine gehörige Aufmerkſamkeit auf die bey dem Fieber ſich zeigenden Erſcheinungen zu richten, ohne daß uns nicht gleich dabey mit dieſe Frage einfallen ſollte; ſo will ich hier kürzlich die Art und Weiſe anzeigen, die mir zur Unterſuchung dieſer Materie die bequemſte zu ſeyn ſcheint.

Augenſcheinlich iſt die Urſache des nachlaſſenden Fiebers in den Ausdünſtungen eines feuchten und moraſtigen Bodens zu ſuchen, die man als eine Sache anſehen kann, die auf den menſchlichen Körper als ein

Gift

Gift wirket. (Man ſehe Cullens Anfangsgründe der praktiſchen Arzneykunſt im erſten Theile §. 84. und 101.) — Die Unterſuchung dieſer Ausdünſtungen iſt der erſte Schritt den wir bey der Betrachtung dieſes Gegenſtandes thun müſſen. Die bloße Feuchtigkeit in der Luft iſt, wenigſtens gewiß in Rückſicht der nachlaſſenden Fieber, ganz und gar unſchädlich. Ein moraſtiges Erdreich aber erzeugt, wie die Entdeckungen der neuen Naturkundiger zeigen, eine entzündbare Luft, die, wenn ſie in einer gewiſſen Menge und Stärke eingeathmet wird, den Tod verurſachet, hingegen aber, wenn ſie in keinem allzuſtarken Verhältniß mit der atmoſphäriſchen Luft vermiſchet iſt, nicht ſchädlich zu ſeyn ſcheint. (Man ſehe die philoſophiſchen Transactionen Vol. LXIX. p. 337.) Wäre die entzündbare Luft die Urſache der Fieber, ſo würden dieſelben in ſolchen Bergwerken wo viel dergleichen Luft gefunden wird, ſehr häufig die Bergleute befallen; welches aber durch die Erfahrung widerlegt wird. Ohnerachtet nun aber die Urſache der Fieber nicht in der entzündbaren Luft zu ſuchen iſt, ſo entſtehet doch der unangenehme Geruch der Moräſte größtentheils von dieſer Luft. Die fernere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes und deſſen, was eigentlich in den Ausdünſtungen der Moräſte ſo ſchädlich iſt, erfordert eine große Genauigkeit und Sorgfalt im Beobachten. Wenn man aber die großen Fortſchritte überlegt, die die Naturkündiger neuerer Zeiten in der Unterſuchung aller Arten von Luft oder von elaſtiſchen Dämpfen gemacht haben, ſo dürfen wir die Hoffnung nicht wegwerfen, daß wir auch in dieſem Stücke mit der Zeit mehrere und genauere Kenntniſſe erlangen werden.

Die zweyte Frage, die ſich uns bey der Betrachtung dieſes Gegenſtandes natürlicher Weiſe darbietet, betrift die Art und Weiſe wie die giftigen und ſchädlichen

chen Theile, welche die nachlaſſenden Fieber hervorbringen, in unſern Körper eindringen können. Dieſes aber kann durch die Lunge bey dem Athemholen, durch die einſaugenden Gefäße der Haut, und endlich auch noch auf die Art geſchehen, daß bey dem Athemholen dergleichen Theile mit in den Mund und Schlund eindringen, ſich daſelbſt anhängen, und von da mit dem was in dem Magen aus dem Munde eingeſchluckt wird, in dieſes Eingeweide gelangen.

Es haben neuere Verſuche gezeigt, daß ein Theil von der Luft, die bey dem Einathmen in die Lunge kömmt, durch das durch die Blutgefäße dieſes Eingeweides gehende Blut mit eingeſogen wird. (Man ſehe Prieſtley über die Luft III Band, 5 Abſchnitt.) Dieſer Theil der Luft ſcheint hauptſächlich, wo nicht gänzlich aus dephlogiſticirter Luft zu beſtehen, die ohngefähr den fünften Theil von der Maſſe der atmoſphäriſchen Luft ausmachet. Es kann daher dieſe Portion von eingeſogener Luft, wenn ſie ſich mit der Blutmaſſe vermiſchet, und mit ſolcher hernach durch die Gefäße herumbeweget wird, auch mit ſich in die Blutmaſſe ein jedes Gift bringen, das durch die Atmoſphäre verbreitet iſt. Eben ſo können auch vielleicht die lymphatiſchen Gefäße der Lungen, die mit der Luft vermiſchten giftigen Theile einſaugen.

Man hat viel Thatſachen, welche beweiſen, daß Fieber durch die Einſaugung giftiger Theile durch die Oberfläche des Körpers verurſachet worden ſind. — Wenn der kalte Brand die untern Gliedmaßen befällt, (auch bey der Roſe, und manchen Geſchwüren an dieſen Theilen u. ſ. w.) wird oft die Einſaugung des Giftes und der ſcharfen Materie aus dieſen Theilen durch die Entzündung und Anſchwellung der von den kranken Stellen aufſteigenden lymphatiſchen Gefäße bezeichnet: auf welche eine Geſchwulſt (Entzündung und Vereiterung

rung) der lymphatiſchen Drüſen in den Leiſten und ein Fieber folget, das einige Tage dauert. Eine alte Frau die einen alten offenen Schaden am Bein hatte, pflegte von Zeit zu Zeit Anfälle von einem Fieber zu bekommen, das einige Tage dauerte. Vor dieſen Anfällen gieng allemal ein Schmerz und Geſchwulſt in den Leiſten auf derjenigen Seite vorher, wo das Geſchwüre befindlich war. Man bemerkte rothe Streiſen auf der Haut, die von dem Geſchwüre nach den Leiſten zu ſich erſtreckten, und welche ein deutlicher Beweis waren, daß die Schärfe und das Gift von dem Geſchwüre durch die lymphatiſchen Gefäße gieng. In dergleichen Fällen, deren ähnliche gewiß jedem praktiſchen Arzt vorgekommen ſind, iſt eine deutliche Quelle und Urſprung des Giftes vorhanden; allein ich habe auch mehr als einmal dergleichen Geſchwülſte in den Leiſten beobachtet, auf welche ein beträchtlicher, ja zuweilen ein heftiger Grad von Fieber folgte, und wobey man von den Drüſen bis zu dem Fuß hinunter die entzündeten Lymphgefäße bezeichnen konnte, obgleich an dem Fuß ſelbſt kein dergleichen Geſchwür befindlich war. Ich zweifle nicht, daß dergleichen Fälle in der Praxis ziemlich häufig vorkommen. Allein die Ausdrücke der Patienten können uns oft bey dergleichen Unterſuchungen irre führen, denn ſie erzählen uns gemeiniglich, daß das Fieber ſich auf den Fuß geworfen hätte, als ob die Krankheit des Fußes eine Folge des Fiebers wäre; da man doch vielmehr bey einer genauen Unterſuchung finden würde, daß die Geſchwulſt der Leiſtendrüſe vor dem Fieber vorhergegangen iſt, und es pflegt ſolche gemeiniglich der erſte Zufall zu ſeyn, auf welche man Acht hat. Einige Fieber von dieſer Art ſind ſehr heftig und fangen ſich mit einem heftigen Schaudern und Froſt an, worauf eine große Hitze, (Betäubung) Phantaſieren, und andere beunruhigende

Zufälle

Zufälle folgen. Es iſt mir unterdeſſen doch kein Fall vorgekommen, aus dem ich hätte muthmaßen können, von was für einer Natur dieſes eingeſogene Gift ſey. Ich könnte noch viel andere Thatſachen anführen, um daraus zu beweiſen, daß oft Fieber von der Einſaugung eines Giftes an der Oberfläche des Körpers entſtehen. Wahrſcheinlicher Weiſe wird das Peſtgift dem Körper auf dieſe Art mitgetheilt, und es ſcheint mir daß die Peſtbeulen oder Bubonen, nicht wie man insgemein annimmt, kritiſch, ſondern blos Merkmale des Weges ſind, auf welchem das Peſtgift in den Körper *), und zu der Maſſe der ſich durch die Gefäße herumbewegenden Feuchtigkeiten gelanget. Es iſt möglich, daß die große Gefahr ein Fieber zu bekommen, in der ſich, einer allgemein in Weſtindien angenommenen Meynung zu Folge, eine Perſon befindet, die von dem Regen durchnäſſet wird, daß dieſe Gefahr, ſage ich, zum Theil den durch die Luft verdichteten und durch ſolche hindurchgehenden Dünſten zu zuſchreiben iſt, die die giftigen Theile bey ſich führen und an den Körper in einer größern Stärke bringen.

Der Verluſt des Appetits und die Uebelkeiten die bey dem Patienten bey dem Anfang eines nachlaſſenden Fiebers gewöhnlicher Weiſe entſtehen, laſſen uns vermuthen, daß in ſolchem Falle die Urſachen des Fiebers zuerſt in dem Magen auf die Art gebracht wird, daß man ſie, wenn ſie mit dem Speichel und dem Schleim im Munde vermiſcht iſt, hinunterſchlucket. Dieſe Meynung ſcheint durch die guten Wirkungen derjeni-

*) Vielleicht würden ſie ſodann aber öfterer an andern Theilen als in den Leiſten, wohin blos die Lymphgefäße der Beine kommen, entſtehen, auch eher, als der Ausbruch des Fiebers, und nicht erſt nach einigen Tagen entſtehen. A. d. Ueb.

derjenigen Mittel beſtärket zu werden, die den Magen und die Gedärme ausleeren, wenn man ſich derſelben gleich bey dem erſten Anfall dieſer Fieber bedienet.

Wir müſſen zunächſt unterſuchen was für Geſetze die Wirkungen des Giftes, wenn daſſelbige in den Körper gelanget iſt, beſtimmen. Es ſcheint aber die Heftigkeit derſelben von zwey Urſachen abzuhängen, die auch wie die Erfahrung zeiget, auf die Wirkung vieler andern Gifte einen großen Einfluß haben. Dieſes ſind die Menge dieſes Giftes und Stärke ſeiner giftigen Beſchaffenheit: und zweytens der Umſtand, ob der Körper an die Wirkung dieſes Giftes mehr oder weniger gewöhnt iſt. Das Gift ſcheint am ſtärkſten zu ſeyn, wenn es von dem Erdreich aufſteigt, es wird aber ſchwächer ſo wie es ſich mehr verbreitet, und mit einer größern Menge von Luft vermiſcht wird. Wohnungen die nahe auf der Erde liegen, ſind ungeſunder als diejenigen, die eine mehr erhabne Lage haben. (Man ſehe hierüber den Bontius, Med. Indor. Cap. XII.) Die Nachbarſchaft von Moräſten iſt gleichfalls ungeſund, beſonders aber gilt dieſes alsdenn, wenn dieſe Wohnungen ſo gelegen ſind, daß der Wind die Ausdünſtungen von dieſen Moräſten ſehr zu ihnen bringt. So wie aber dieſe Wohnungen von den Moräſten immer mehr und mehr entfernt liegen, ſo werden ſie auch immer geſünder, bis ſie endlich ganz außer den Einfluß dieſer Moräſte kommen, worzu eben keine allzu große Entfernung erfordert wird. — Das Fort Auguſta iſt auf einer Sandbank gelegen, hinter welcher ein Arm von der See ſich etwas landeinwärts erſtrecket, jenſeit dieſes Armes aber ſind Moräſte befindlich, die ſich ſehr weit verbreiten. Der Landwind wehet alle Nächte von dieſen Moräſten gegen das Fort, und es liegen ſolche noch

noch nicht völlig drey engliſche Meilen (etwas über eine Stunde) von dem Fort entfernt, und doch bringen die Ausdünſtungen von ihnen bey den Bewohnern des beſagten Forts keine Fieber hervor. Wie viel weniger aber als drey engliſche Meilen die Entfernung der Moräſte betragen kann, wenn die ſchädlichen Wirkungen der Ausdünſtungen von ſolchen vernichtet werden ſollen, kann ich nicht aus Erfahrungen beſtimmen. Soviel ſcheint mir wahrſcheinlich zu ſeyn, daß verſchiedene andere Umſtände noch einen Einfluß darauf haben können; als z. B. die Größe der Moräſte, oder die Lage und Geſtalt der Hügel in der Nachbarſchaft, welche die Ausdünſtungen vielleicht einſchließen, und gleichſam als durch einen Trichter den Strom der Luft leiten und demſelbigen eine beſondere Richtung geben können.

Wenn der menſchliche Körper dem Gift und deſſen Wirkungen ausgeſetzt geweſen iſt, ſo verſtreicht ſodann eine zuweilen längere und zuweilen kürzere Zeit ehe ein wirkliches Fieber durch ſolches Gift hervorgebracht wird. Diejenigen Matroſen von den Kriegsſchiffen, die zu Jamaika zur Einſchiffung des Waſſers gebraucht werden, und die, wie ich oben geſagt habe, faſt alle ein Fieber bekommen, pflegen nicht alle zu gleicher Zeit davon befallen zu werden. Bey einigen geſchieht dieſes ſchon am erſten oder zweyten Tag, bey andern aber ereignet ſich ſolches aber erſt nachdem ſie bereits einige Tage der Urſache der Fieber nicht mehr ausgeſetzt geweſen und ſchon auf die Schiffe zurück gekehret ſind. Es ſcheint, daß das Gift einige Zeit ohne eine Wirkung hervorzubrinbringen in dem Körper verborgen liegen kann, ob es gleich ſchwer fallen möchte, genau die Zeit zu beſtimmen, die ſolches dauern kann. Einige Matroſen ſchiffen ſich auf ihre Schiffen in guter Geſundheit

ſundheit ein, werden aber doch nach zehn oder vierzehn Tagen mit dem nachlaſſenden Fieber befallen. Es ſind mir ſogar Fälle bekannt, wo das Fieber erſt drey Wochen darnach, nachdem dieſe Perſonen nicht mehr der Urſache deſſelben ausgeſetzt waren, ſich gezeiget hat. Ich habe aber keine Erfahrung ob es auch noch länger darnach geſchehen kann, und wie groß dieſer Zeitraum ſeyn muß. Soviel können wir aber als einen ausgemachten Satz annehmen, daß das Gift einen größern oder geringern Schaden anrichten wird, jemehr oder weniger verdichtet ſolches iſt. In Anſehung dieſer Eigenſchaft unterſcheidet es ſich von andern Giften, denen man den Namen von ſpecifiſchen beylegen kann, als z. B. dem Blattergift, dem Gift der Luſtſeuche und andern mehr, von denen allen es nicht ſcheint, daß ſie concentrirt und dadurch noch wirkſamer gemacht werden können.

Wie groß die Gewalt der Gewohnheit iſt, der Wirkung desjenigen Giftes, das die nachlaſſenden Fieber hervorbringt, zu widerſtehen, iſt durchgehends bekannt. Die erſt kürzlich angelangten Europäer ſind nicht nur dieſer Krankheit weit mehr als andere unterworfen, ſondern es iſt auch bey ſolchen das Fieber meiſtens von der ſchlimmſten Art. Man pflegt gemeiniglich den allerersten Anfall von dem Fieber ein Gewöhnen an das hieſige Klima (a ſeaſonig) zu nennen. In dieſem Stücke iſt das anſteckende Gift der nachlaſſenden Fieber vielen andern Giften ähnlich, an welche ſich der menſchliche Körper auch nach und nach zu gewöhnen pflegt. Perſonen, die ſich an das Opium gewöhnen, können davon eine große Menge ohne Schaden n[illegible] Eben dieſes gilt von den ſpirituöſen Getränken und den meiſten, wo nicht von allen andern Dingen, die eine Berauſchung hervorbringen. Die Negerſklaven welche in den moraſtigen Gegenden von Jamaika leben,

 geben

geben uns das auffallendeſte Beyſpiel von der Kraft der Gewohnheit dem anſteckenden Gift der Fieber zu widerſtehen. Es ſind ſolche nämlich dieſen Fiebern ſehr wenig unterworfen und wenn ſie ja krank werden, ſo ſind doch die Anfälle ſelbſt faſt allezeit nur ganz leicht. Von denen auf die Unternehmung gegen das ſpaniſche Fort St. Juan abgeſchickten Soldaten, kam von zwanzigen nicht einer wieder, da hingegen von denen bey dieſen Truppen befindlichen Negern auch nicht ein einziger an einen Fieber ſtarb.

Ich muß noch von einem andern Umſtande etwas weitläuftiger reden, deſſen ich bereits oben erwähnet habe, da ſolcher macht, daß die Wirkungen des Giftes ſowohl gewiſſer erfolgen, als auch weit heftiger ſind. Es iſt ſolcher der, daß man ſich der Wirkungen dieſes Giftes alsdenn ausſetzet, wenn man durch ſchwere Arbeit und langes Faſten ſchon ſehr geſchwächt und erſchöpft iſt. Bey ſolchen Umſtänden dringt das Gift weit leichter in den Körper und es bringt daſſelbige ſodann unmittelbar die ſchlimmſten Arten von Fiebern hervor. Dieſes iſt die Urſache warum die Soldaten in Weſtindien im wirklichen Dienſt ſoviel leiden. Die wenigen Fälle, wo dieſes Fieber binnen vier und zwanzig Stunden tödtlich wurde, die mir in meiner Praxis vorkamen, waren alle bey Soldaten, die ſich die Krankheit auf dieſe Art zugezogen hatten. Wenn ein Soldat auf dem Marſch krank wird und fünf bis ſechs engliſche Meilen noch gehen muß, ſo iſt faſt nicht die geringſte Hoffnung vorhanden, daß derſelbige davon kommen wird; denn wofern derſelbige nicht auch auf dem Marſch ſelbſt ſtirbt, ſo bleibt er doch ſelten nach Vollendung deſſelbigen noch am Leben. Bey einem ermüdeten und erſchöpften Zuſtand des Körpers ſaugen die Gefäße der Haut und Lungen wahrſcheinlicher Weiſe aus der Luft ein, daher denn das Gift leichter in ſolche

dringen

bringen kann. Da nun auch unter dieſen Umſtänden der Umlauf des Blutes mehr als ſonſt beſchleuniget iſt, ſo wird das Gift weit geſchwinder in die kleinſten Gefäße gebracht, und mit den Säften auf eine weit genauere Art vermiſchet.

Die wichtigſte Frage, die man noch thun kann, iſt die: auf welche Art denn das Gift, wenn es in den menſchlichen Körper eingedrungen iſt, in demſelbigen die Zufälle des Fiebers hervorbringt? Es verhindert uns jedoch unſere Unwiſſenheit in Anſehung der Oekonomie des Körpers, dieſe Frage auf eine hinreichende Art zu beantworten. Wenn wir aber überlegen, daß bey dieſen Fiebern eine jede Verrichtung des Körpers in Unordnung gebracht iſt: daß ſich das Blut dabey oft in einen aufgelöſeten Zuſtand befindet: und daß auch bey den damit befallenen Patienten ein gänzlicher Mangel der Kräfte vorhanden iſt; ſo können wir hieraus den Schluß machen, daß das Gift die Lebenskräfte in allen Theilen des Körpers angreift und zerſtöret; und wir finden auch in der That, daß bey dieſen Fiebern einige Theile des Körpers wirklich brandicht werden und abſterben. Bis jetzt ſind wir noch nicht im Stande ſelbſt einmal Muthmaßungen über die eigentliche Natur der Lebenskraft hervorzubringen, und es würde nur eine vergebliche Mühe ſeyn, wenn wir unſre Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand noch weiter fortſetzen wollten.

Am beſten können wir noch dieſes dadurch erläutern, wenn wir auf die Wirkungen Achtung geben, die andere Gifte in dem Körper hervorbringen. Uebelkeiten und Erbrechen ſind gemeiniglich die erſten Folgen eines animaliſchen oder vegetabiliſchen oder auch Krankheitsgiftes (nach Hunters Unterſcheidung, (ſiehe deſſen Abhandlung über die veneriſchen Krankheiten S. 15. der deutſchen Ueberſetzung) und eben

dieſe Zufälle ſind auch bey dem Anfang der Fieber gemein. Es iſt eine bekannte Sache, daß einige Gifte, wenn ſie hinreichend concentrirt ſind, als das Kirſchlorbeerwaſſer, das Gift womit die amerikaniſchen Völker ihre Pfeile vergiften, (Poiſon of the Ticunas) und andere Gifte Zuckungen und einen faſt augenblicklichen Tod verurſachen. (Man ſehe *Fontana* ſur les Poiſons Vol. II. p. 83. 125 und 137.) Und auch in dieſem Stücke findet ſich zwiſchen dieſen Giften und dem anſteckenden Gifte der nachlaſſenden Fieber eine Aehnlichkeit, indem ſich dieſe Fieber oft bey Kindern und zuweilen auch bey Erwachſenen mit Zuckungen anfangen. Viele Gifte löſen das Blut auf, als zum Beyſpiel das Gift der Vipern, und eben dieſes Gift bringt auch eine Gelbſucht hervor, vor welcher ein großer Verluſt der Kräfte und zuweilen Anfälle von Zuckungen vorhergehen.

Auch hier bemerken wir alſo von den Giften einige von den ſchlimmſten Zufällen der nachlaſſenden Fieber, vornämlich die Gelbſucht. Es iſt mir kein einziges Beyſpiel von einer Leichenöffnung, einer durch den Biß einer Viper getödteten Perſon bekannt. Wenn man aber die Körper von ſolchen Perſonen, die an dem ſo genannten gelben Fieber verſtorben waren, öffnete, und man in denſelbigen irgend eine widernatürliche und krankhafte Erſcheinung entdeckte, (indem man oft auch gar nichts Widernatürliches darinnen zu finden pflegte,) ſo beſtand dieſes vorzüglich darinnen, daß ſich die innere Haut des Magens und Zwölffingerdarms in einem entzündeten Zuſtand befanden. Die in der Gallenblaſe und den Gallengängen befindliche Galle iſt gemeiniglich zähe und ſchleimicht, als wenn ſolche bereits einige Zeit in dieſen ihren Behältern geſtocket hätte, ohnerachtet man doch in dem gemeinſchaftlichen Gallengang nicht die geringſte Urſache von einer ſolchen Verſtopfung entde-

entdecket. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Entzündung der Häute des Zwölffingerdarms und Magens und die heftige Zuſammenziehung, die die Gallengänge von dem wiederholten Erbrechen und Würgen bey dieſen Fiebern erleiden, in dieſen Gängen einen Krampf hervorbringen kann, der hinreichend iſt den Lauf der Galle zu unterbrechen. (Man ſehe *Fontana* ſur les Poiſons Vol. I. Part. V. Chap. XIII. p. 69.) Auch iſt gar kein Zweifel daß der gemeinſchaftliche Gallengang im geſunden Zuſtande das Vermögen beſitzt ſich zuſammen zu ziehen, weil ohne eine ſolche in einem gewiſſen Theil deſſelben erfolgende Zuſammenziehung, die Galle nie ſo zurückbleiben kann, daß ſie die Gallenblaſe anfüllt. Daß die Gelbſucht, außer einer Verſtopfung und Unterbrechung des Ausfluſſes der Galle in den Zwölffingerdarm durch Gallenſteine oder einen mechaniſchen Drucke, auch noch von andern Urſachen entſtehen kann, erhellet daraus, weil man oft bey der Zergliederung gelbſüchtiger Perſonen nichts dergleichen in ihrem Leichnam entdecket hat. Man ſehe hiervon z. B. *Morgagni* de ſedibus et cauſis morborum Epiſt. LIII. §. 16. 17. Ep. XXXVII. §. 10. — *Pringle* Diſeaſes of the Army Opp. p. 119. der ſiebenden Ausgabe.

Ich hatte vor Kurzem Gelegenheit in dem Körper einer Perſon, die an der Lungenſucht verſtorben war, verſchiedene Umſtände zu bemerken, die mit der gegenwärtigen Materie in einiger Verbindung zu ſtehen ſcheinen. Es kam nämlich wenige Tage vor dem Tode des Kranken zu den übrigen Zufällen der Krankheit auch noch eine Gelbſucht hinzu. Bey der Leichenöffnung fand ich die Lungen in dem bey dieſer Krankheit gewöhnlichen krankhaften Zuſtand. Das Rippenfell war mit den Lungen verwachſen, und es fanden ſich Knoten, Verhärtungen und Vereiterungen in der Subſtanz dieſes Eingeweides. — In dem Unterleib entdeckte man Kennzeichen

einer Entzündung der Oberfläche der Leber und die untere Fläche derſelbigen hieng an dem Magen hin und wieder an. Die Gallenblaſe war voller Galle, allein man konnte aus derſelbigen keine Galle herausdrücken. Da ich aber den gemeinſchaftlichen Gallengang von dem Zwölffingerdarm aus öffnete, ſo fand ich ihn mit Galle von einer braunen Farbe erfüllt, die zu gleicher Zeit von einer dicken und zähen Conſiſtenz war. Ein gleiches bemerkte ich auch in den Lebergallengängen. Ich ſchnitt hierauf einen Theil des ausführenden Ganges der Gallenblaſe der Länge nach auf, und drückte die Gallenblaſe mit einer beträchtlichen Gewalt, allein es wollte demohnerachtet noch immer keine Galle aus dem Behälter herausfließen. Endlich brachte ich ein Röhrchen in den Gang der Gallenblaſe und trieb, obgleich mit einiger Schwierigkeit, endlich doch noch durch Einblaſen etwas Luft aus dem Gang in die Blaſe hinein. Da ich hierauf die Gallenblaſe auf das Neue drückte, ſo preßte ich endlich ein geronnenes Stück Galle heraus, und die nachfolgende Galle war zähe und ſchwarz, wie ſchlechter Syrup. Ich öffnete ſodann den ganzen Gallengang und entdeckte in ſolchem nichts anders, was den Ausfluß der Galle hätte verhindern können, als blos einen weichen Gallenſtein (Coagulum) deſſen ich bereits erwähnet habe, der aber ſowohl als die dicke und zähe Beſchaffenheit der Galle, mehr die Wirkung der Stockung derſelben, als die Urſache der Verſtopfung ihres Ausfluſſes geweſen zu ſeyn ſchien. Erregte vielleicht die Entzündung, die in der Nachbarſchaft der Gallengänge entſtanden war, und die ſich auch wahrſcheinlich bis zu denſelben erſtreckte, in dieſen Gängen eine ſolche Zuſammenziehung, daß dadurch der Ausfluß der Galle verſtopft wurde: ſo daß hier etwas erfolgte, das dem ähnlich iſt, was in dem Urinwege alsdenn geſchieht, wenn die Ausleerung des Urins durch

durch eine Entzündung der Urinwege unterbrochen wird?

Es verdient die Urſache der Gelbſucht bey dem nachlaſſenden Fieber in den todten Körpern noch weiter unterſucht zu werden, und ich bedaure ſehr, daß ich mich mit dieſer Unterſuchung bey meinem Aufenthalt in Jamaika nicht noch mehr beſchäftiget habe. Ich theile unterdeſſen hier folgenden Brief mit, der eine Nachricht von drey und zwanzig Leichenöffnungen von Perſonen enthält, die an dem gelben Fieber verſtorben ſind. Es iſt derſelbige an den verſtorbenen Ritter John Pringle, durch den Herrn Mack-Colm, einen ſehr wahrheitsliebenden Mann und guten Beobachter, geſchrieben worden, der ſich in den Jahren 1741 und 1742. in Weſtindien als Regimentswundarzt aufhielt.

Nachricht von dem, was man bey der Leichenöffnung von drey und zwanzig Soldaten und Officieren gefunden hat, die in Weſtindien an dem ſo genannten gelben Fieber verſtorben waren.

Bey allen war die Leber zum Theil, und zuweilen faſt gänzlich ſo widernatürlich verändert, das ſie bläſſer und härter als natürlich war. In dieſem ſo krankhaft veränderten Stücken, war weit weniger Blut als in denenjenigen andern Theilen der Leber vorhanden, welche eine mehr natürliche Farbe hatten.

In ſolchen Lebern, die in Anſehung der Farbe und Härte in einem mehr widernatürlichen Zuſtande ſich befanden, waren in den größern Aeſten der Pfortadern Stücke von geronnenem Blute oder Lymphe befindlich, die dieſe Aeſte verſtopften und den ſo genannten Polypen ähnlich waren.

Die Galle in der Gallenblaſe war von einer dunklern Farbe, und viel dicker und ſchleimichter als gewöhnlich. Ihre Menge war geringe und betrug nie mehr als eine Unze. Oft waren auch nur von einer halben Unze bis zu ſechs Quentchen vorhanden.

Die Milz war größer, weicher und weißer, als ſie es gewöhnlicher Weiſe zu ſeyn pflegt.

Inwendig waren der Magen und der Zwölffingerdarm zuweilen röthlicht oder gelblicht, oft aber ſchwärzlicht. Die zottigte Haut des Magens und der Gedärme ſonderte ſich ſehr leicht und ſelbſt von dem bloßen Angreifen ab.

Die andern Gedärme waren faſt eben ſo wie der Magen und der Zwölffingerdarm beſchaffen. Gemeiniglich aber litten doch die beyden erſt gedachten Theile des Darmcanals am meiſten.

In dem Magen war oft ein dicker Schleim mit der nämlichen ſchwarzen Materie befindlich, die häufig bey dieſer Krankheit von dem Patienten weggebrochen wird. Wenn die zottigte Haut der Gedärme nicht viel leidet, ſo iſt mehr Schleim als ſchwarze Materie vorhanden. Im entgegengeſetzten Falle aber, hat dieſe letztere die Oberhand.

Weiter in den Gedärmen hinunter iſt die ſchwarze Materie, der eben gedacht worden iſt, dicker, und es iſt ſolche mehr ſchleimicht, und faſt dem Theer ähnlich. In den dicken Gedärmen aber iſt ſie ſogar oft mit geronnenem Blute vermiſcht.

Das zellichte Gewebe und andere Membranen waren ſehr vom Blute ausgedehnt; und der ſehnichte Theil des Zwerchfells und des Rippenfells ſahen ſo aus, als wenn die Gefäße ausgeſpritzt wären.

Bey einer Perſon, die im Leben mit einem heftigen Schlucken beſchwert geweſen war, entdeckte man bey der Leichenöffnung ein Geſchwür an dem ſehnichten

Theil des Zwerchfells, aus welchem eine Jauche in die Bruſthöle drang.

Die Lungen waren oft nach dem Rippenfell zu ganz ſchwärzlicht, und hatten an vielen Stellen große blaue Flecke.

In der rechten Herzkammer, dem Herzohr dieſer Seite und der Hohlader, fand ſich weniger Blut als es ſonſt gewöhnlich iſt.

Der Urin in der Urinblaſe war gemeiniglich von einer gelben Farbe.

Eine Sache war noch merkwürdig, und dieſe war: daß ohneracht die Körper vor und nach dem Todte einen ſehr unangenehmen Geruch von ſich gaben, man doch bey der Oeffnung des Unterleibes und bey dem Aufſchneiden der Gedärme, keinesweges denjenigen cadaverösen und häßlichen Geſtank bemerkte, den man in einen ſolchen Fall in Europa auszuſtehen hat. Ich muß unterdeſſen doch bemerken, daß dieſe Körper bald nach dem Todte geöffnet wurden, und es waren auch den Verſtorbenen gemeiniglich während der Krankheit Purgiermittel gegeben worden.

Eben ſo iſt noch anzuführen, daß zwey Körper von Perſonen geöffnet wurden, die vorher das gelbe Fieber gehabt hatten, die aber einige Zeit darnach von andern Urſachen ſtarben. Keiner von denſelben hatte Verſtopfungen in der Leber und die Galle war in der Gallenblaſe in einer beträchtlichen Menge vorhanden; auch war ſolche flüßiger als gewöhnlich. *) — So weit die Nachricht des Herrn **Mack-Colm.**

*) Alle dieſe Körper waren unter Aufſicht des Feldarztes, Dr. Dalrymple, geöffnet worden, und Herr Mack-Colm war bey der Oeffnung der meiſten ſelbſt gegenwärtig. A. d. Verf.

Die krankhaften Erſcheinungen derer in dieſer Nachricht erwähnet wird, laſſen ſich alle auf zwey Urſachen zurückbringen. — Die erſte derſelben iſt die Einſaugung der Galle in die allgemeine Maſſe der ſich durch die Gefäße herumbewegenden Säfte; die zweyte aber iſt eine größere oder geringere Auflöſung des Blutes. Die blaſſe Farbe der Leber und Milz rührte davon her, daß die Galle eingeſogen und mit dem Blute vermiſcht war; bey welchen Umſtänden denn die Galle dieſen Eingeweiden und faſt allen übrigen Theilen des Körpers eine gelbe Farbe mitzutheilen pflegt; wie man dieſes bey der gewöhnlichen Gelbſucht b merket. — Die ſchwarze, dem Bodenſatz von Kaffee ähnliche Materie, die man in dem Magen und Gedärmen fand, war augenſcheiniich nichts anders als Blut, das durch die Gefäße ausſchwitzte; und dieſes ſowohl als die blauen Flecke auf den Lungen ſind Beweiſe von dem aufgelößten Zuſtand des Blutes. Man findet auf den Lungen der Thiere die vom Gifte geſtorben ſind, ähnliche blaue Flecke, und es rühren dieſelbigen davon her, daß auch in dieſem Falle das Blut aufgelöſet iſt. (Man ſehe *Fontana* ſur les Poiſons Vol. I. Part. III. Chap. 3.)

Ohnerachtet wir nun aber allerdings hoffen können, daß, die Vergleichung der Wirkung anderer Gifte mit den Wirkungen der Ausdünſtung von Moräſten, uns mehr Licht über die Natur der nachlaſſenden Fieber geben wird, als dieſes durch irgend eine andre Art von Unterſuchung geſchehen kann, auf die wir fallen können, ſo wird man doch bald einſehen, daß dieſe Unterſuchung nicht ſehr weit fortgeſetzet werden kann. Es findet bey der Wirkung der Gifte etwas außerordentlich Feines und Verborgenes ſtatt. Man kann dieſes daraus ſehen, daß wir uns nicht im Stande befinden, von einem einzigen

von

von alle den verſchiedenen Giften, von deren ſchädlichen Wirkungen wir täglich Beyſpiele haben, die eigentliche Wirkungsart hinlänglich zu erklären. Die meiſten von den Krankheitsgiften ſchränken ſich mit ihren Wirkungen auf eine einzige Thierart ein; und doch ſind wir nicht vermögend in der Natur dieſes Giftes oder der Natur des Thieres etwas zu entdecken, woraus ſich dieſer Umſtand erklären läßt. Die Blattern, die Maſern, die Peſt und viele andere Krankheiten, befallen blos die Menſchen, ohnerachtet man nicht die geringſte Urſache einſieht, warum dieſe Krankheitsgifte nicht auch auf die Thiere wirken ſollten; und eine jede Erklärung, die man von der Natur und Entſtehung dieſer Krankheiten machen kann, man mag ſolche nun von einer Gährung oder Fäulniß, oder einer beſondern Wirkung der Gefäße herleiten, enthält doch nichts, welches uns lehren könnte, warum die Thiere dieſen Krankheiten nicht eben ſo gut unterworfen ſind, als dieſes in Anſehung des menſchlichen Geſchlechts der Fall iſt. Die Fäulniß iſt faſt bey einer jeden Art von thieriſcher Materie die nämliche; und es hat uns bis jetzt weder die Phyſiologie, noch die Anatomie irgend einige beſondere Eigenſchaften oder Wirkungen unſerer Blutgefäße kennen gelehret, die man nicht auch bey vielen andern Thieren findet. Ohnerachtet nun aber, wie ich hier geſagt habe, die Unterſuchung von den Wirkungen der Gifte auf die thieriſchen Körper, ein äußerſt ſchweres Unternehmen iſt, ſo darf man doch nicht alle Hoffnung aufgeben, hierin noch Entdeckungen zu machen. Wir können in keinem einzigen Falle dem Fortgang der menſchlichen Kenntniſſe durch Verſuche und Beobachtungen Gränzen ſetzen, und uns einbilden, daß der menſchliche Verſtand nicht noch weiter kommen könnte.

Vierter Abſchnitt.

Von den Wechſelfiebern.

Es ſind die Wechſelfieber, ſowohl tägliche, als drey- und viertägige, und alle andre Abänderungen dieſer Fieber, die von den Schriftſtellern gewöhnlicher Weiſe angeführt werden, in Jamaika ſehr häufig. Die Fieber, die zu den geſundeſten Zeiten des Jahres am öfterſten vorkommen, ſind Wechſelfieber; da hingegen während der Regenzeit und einige Zeit darnach, ſolche vorzüglich zu den nachlaſſenden Fiebern gehören. Es ſcheint gleichſam als ob beyde Arten von einer und der nämlichen Urſache herrührte, die nur zu verſchiedenen Zeiten mit einer größern oder geringern Heftigkeit wirket. Die faſt unzähligen Abänderungen der Wechſelfieber, welche die Alten beſchrieben haben, ſind anitzt bey weiten nicht mehr ſo wichtig für die Aerzte und ziehen derſelben Aufmerkſamkeit auch bey weitem nicht mehr ſo auf ſich, ſeitdem man entdecket hat, daß die Fieberrinde das wirkſamſte Mittel gegen alle dieſe Fieber iſt, es mögen dieſelbigen einen Gang oder Typus annehmen, welchen ſie wollen. So lange als man ehedem glaubte, daß von den verſchiedenen Abänderungen und Arten der Wechſelfieber, auch eine jede eine beſondere Behandlungsart erforderte, ſo mußte man es allerdings als eine ſehr wichtige Sache anſehen, alle dieſe Arten und Abänderungen genau von einander unterſcheiden zu können.

Ich habe in Anſehung der Geſchichte der zu Jamaika herrſchenden Wechſelfieber, wenig zu bemerken, daß bey ſolchen dieſem Klima eigen iſt. Der Fieberfroſt iſt gemeiniglich nicht ſo heftig, als er es in Gegenden zu ſeyn pflegt, die mehr gegen Norden gelegen ſind. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß die mit dergleichen Fiebern behafteten Patienten ſich während des

Fieberfroſtes den gerade auf ſie fallenden Sonnenſtralen ausſetzen. Sie folgen hierinnen dem Beyſpiele der Neger, die hierdurch die ſchmerzhafte Empfindung der Kälte ſich weit mehr erleichtern, als dieſes dadurch geſchehen würde, wenn ſie ſich an einem Feuer erwärmten, oder den Körper mit vielen Betten oder Decken zudeckten, wie dieſes in kältern Gegenden zu geſchehen pflegt.

Das tägliche Fieber (Quotidian) iſt die allergefährlichſte Art der Wechſelfieber; und zwar ſind dieſe Fieber mehr oder weniger gefährlich, je nachdem ſich ſolche den nachlaſſenden Fiebern mehr oder weniger nähern. Das dreytägige Fieber iſt zu Jamaika nicht ſo gefährlich als das tägliche, und das viertägige Fieber iſt es unter allen am wenigſten, ohnerachtet es auf dieſer Inſel, eben ſo wie in andern Gegenden außerordentlich hartnäckig und ſchwer zu heilen zu ſeyn pflegt.

Fünfter Abſchnitt.

Von der Heilung der Wechſelfieber.

Man pflegte bey den Truppen in Jamaika, ſobald als die Intermiſſion vollkommen und die Kranken in der Zwiſchenzeit völlig vom Fieber frey waren, die Fieberrinde ſogleich und ohne alle die vorhergegangenen Ausleerungen, zu geben, durch die man ſonſt den Magen und die Gedärme zu reinigen ſucht. Dieſe Verfahrungsart iſt nicht als neu anzuſehen, ſondern es iſt ſolche vielmehr blos die Rückkehr zu einer alten Methode. Man ſehe hierüber Sydenham (Proceſſus integri: De febribus intermittentibus). Es war nicht die geringſte Unbequemlichkeit oder Schaden damit verknüpft, wenn man die Brechmittel und Purgiermittel zu geben unterließ, deren Gebrauch man ſonſt gemeiniglich vor

der

der Fieberrinde vorhergehen läßt. Im Gegentheil war dieſes eben ſo viel Zeitgewinn. Man ließ die Fieberrinde in der Doſis von ein oder zwey Quentchen in Wein oder irgend einer andern Feuchtigkeit nehmen, die dem Patienten noch angenehmer war, und wiederholte dieſelbe aller zwey Stunden, oder nach den Umſtänden der Krankheit und dem Zuſtand des Magens, auch noch öfterer.

Wenn auch ſchon das Fieber geſtopft worden war, ſo war es doch noch immer nöthig zwey- oder dreymal des Tages eine Doſis der Fieberrinde zu geben, und damit, um einen Rückfall zu verhüten, noch fünf oder ſechs Tage fortzufahren. — Verſtopfte die Fieberrinde den Leib, ſo gab man bey dem Schlafengehen eine halbe Unze von der Tinktur der Sennesblätter oder der Rhabarber, oder auch eine Pille von Aloe. Zuweilen ſetzte man auch etliche Gran Rhabarber zu ein oder zwey Doſen der Fieberrinde noch hinzu.

Obgleich die Fieberrinde ſich in Jamaika zur Heilung der Wechſelfieber nicht weniger wirkſam erzeiget, als ſie dieſes in andern Gegenden der Welt zu thun pfleget; ſo ereignete es ſich doch bey meinen Kranken bisweilen, daß das Wechſelfieber dem Gebrauch der Fieberrinde nicht wich, ob ſolche gleich häufig und lange Zeit gegeben wurde. Bey ſolchen Umſtänden wurden verſchiedene andere Mittel verſucht, durch deren eines denn gemeiniglich das Fieber gehoben wurde. Unterdeſſen konnte ich doch nicht beſtimmen, welches darunter den Vorzug vor den übrigen verdiente, weil zu mancher Zeit eins und zur andern Zeit wieder ein anderes vortheilhafter zu ſeyn ſchien. Oft wurde ein Fieber, gegen welches die Fieberrinde nichts hatte ausrichten können, durch die Camillenblumen geheilet. Man gab dieſelbige fein gepülvert zu einem halben oder ganzen Quentchen, und ließ dergleichen

Pulver

Pulver alle drey Stunden nehmen. — Zuweilen gab man auch ein erwärmendes Purgiermittel, als zum Beyſpiel ſechs Quentchen Rhabarbertinktur und eben ſoviel von der Tinktur der Sennesblätter, ſechs bis ſieben Stunden vor dem Anfall, und nachdem derſelbige vorbey war, die Fieberrinde auf die gewöhnliche Art. Unterdeſſen ſchlug auch dieſe Methode, ſo wie der Gebrauch der Camillenblumen zuweilen fehl; zuweilen aber wurde auch das Fieber dadurch wirklich geheilet.

Bey vielen Patienten wurden kalte Fieber, die ſchon eine lange Zeit gedauert hatten, durch das Baden im Fluſſe zu Spanish-Town glücklich vertrieben. Die Kranken badeten des Morgens zu einer Zeit, wo die Wärme des Waſſers im Fluſſe zwiſchen 75 bis 80 Grad des Fahrenheitiſchen Thermometers ſeyn mochte.

Zuweilen wurde zu der Fieberrinde auch noch Salmiak oder gar Alaun hinzugeſetzt; man gab auch in einigen Fällen den Salmiak vor ſich allein. Es ſchienen aber im Ganzen beyde Mittel wenig Kräfte gegen das Fieber zu beſitzen; doch gab es einige Fälle, wo wirklich Fieber durch ſie vertrieben wurden.

Man hat bemerkt, daß ſeit einigen Jahren die Wechſelfieber in und um London, weit häufiger als vordem geworden ſind. Ich habe ſeit meiner Rückkunft von Jamaika oft Queckſilbermittel *) mit der Fieberrinde in der Behandlung hartnäckiger Wechſelfieber verbunden und großen Nutzen davon verſpürt. Die Queckſilberzubereitung der ich mich zu dieſer Abſicht bediente, war das verſüßte Queckſilber. Ich gab ſolches zuweilen zu drey bis vier Gran mit funfzehn oder zwanzig Gran Jalappe, ſo daß der Patiente dadurch purgirt wurde. Allein noch weit öfterer gab ich es in einer kleinen Doſis, ohne weitern Zuſatz, und ließ es blos bey dem Schlafengehen nehmen, ſo daß der Leib dadurch

*) Siehe die Medical Transact. Vol. III. A. d. Verf.

dadurch mäßig offen erhalten wurde. Gemeiniglich war es zu dieſer Abſicht ſchon hinreichend, wenn ich einen oder zwey Gran verſüßtes Queckſilber alle Abende oder einen Abend um den andern, nach Beſchaffenheit der Umſtände gebrauchen ließ. Dabey wurde in den Zeiten zwiſchen den Anfällen die Fieberrinde noch auf die gewöhnliche Art gegeben. Das Queckſilber theilte der Fieberrinde gleichſam eine neue Wirkſamkeit und neue Kräfte mit, und es leiſtete dieſe Methode oft guten Nutzen. Wahrſcheinlicher Weiſe würde ein ähnliches Verfahren auch in Weſtindien einen ähnlichen Vortheil verſchaffen. Ich muß aber bekennen, daß ich hierüber noch keine Erfahrungen habe.

Gegen das Ende des Krieges wurde einige rothe Fieberrinde nach Jamaika geſendet, die, da man ſie in der nämlichen Doſis gab, in welcher man ſich der gewöhnlichen Fieberrinde bediente, die Gedärme angriff, und Uebelkeiten und Erbrechen, oder Bauchgrimmen, Purgieren und Blähungen hervorbrachte. Man verminderte daher die Doſis bis auf ein halbes Quentchen und gab dergleichen alle drey Stunden. Es wurden auf dieſe Art viele Wechſelfieber geheilt, gegen welche die gewöhnliche Fieberrinde ohne Nutzen gebrauchet worden war. Die Eigenſchaft, welche dieſe rothe Fieberrinde in einem ſo ſtarken Grade beſaß, den Magen und die Gedärme anzugreifen, machte daß ſolche bey den nachlaſſenden Fiebern nicht ſo dienlich war, und man unterließ daher, nachdem man bey den letztgedachten Krankheiten einige wenige Verſuche damit gemacht hatte, gänzlich ſie in ſolchen zu gebrauchen. Ich hatte auch keine Gelegenheit hinlänglich entſcheidende Verſuche darüber anzuſtellen, ob dieſe rothe Fieberrinde ſich in Heilung der Wechſelfieber, wenn man ſolche gleich in dem erſten Anfange gegeben hätte, noch

wirkſamer als die gewöhnliche peruvianiſche Rinde erzeigt haben würde. Denn ob ich gleich oft mit der rothen Fieberrinde Wechſelfieber heilte, die der gewöhnlichen Rinde widerſtanden hatten; ſo konnte doch dieſes faſt in dem nämlichen Grade auch von dem Pulver der Camillenblumen geſagt werden, ohneracht et man doch gewiß irren würde, wenn man aus dieſer letztgedachten Erfahrung den Schluß machen wollte, daß die Camillenblumen in Heilung der Wechſelfieber den Vorzug vor der Fieberrinde verdienen. Wenn man jede, ſowohl die rothe Fieberrinde als die gewöhnliche, gleich Anfangs einer gleichen Anzahl von Patienten (bey denen auch alle übrige Umſtände gleich wären) gäbe, ſo würde ohne Zweifel diejenige von beyden als die beſte angeſehen werden müſſen, durch welche die größte Anzahl von Patienten geheilt würde. Ich muß jedoch erinnern, daß wenn man aus einem ſolchen Verſuch einen richtigen Schluß machen wollte, die Anzahl der Patienten, denen man dieſe Mittel gäbe, beträchtlich ſeyn, und ſich für jedes dieſer Arzneymittel wenigſtens auf zehne belaufen müßte. So einfach auch dieſer Verſuch iſt, durch den wie ich glaube, die ganze Sache in Kurzem völlig entſchieden ſeyn würde, ſo glaube ich doch nicht, daß ſelbiger bis jetzt angeſtellet worden iſt. Unterdeſſen können wir doch, ſo lange bis dieſes geſchehen iſt, ſchon mit Gewißheit den Schluß machen, daß wir an der rothen Fieberrinde ein ſehr ſchätzbares Arzneymittel beſitzen, welches oft ein Wechſelfieber heilen wird, gegen das die gewöhnliche Fieberrinde bereits vergeblich gebraucht worden iſt.

Ich habe bereits an einem andern Ort dieſer Schrift bemerket, daß die nachlaſſenden Fieber, wenn

die Patienten davon verſchiedene Rückfälle bekommen, oft ſodann eine Waſſerſucht oder eine Geſchwulſt der Leber oder Milz, ja oft die beyden letztgedachten Krankheiten zugleich hervorbringen. Eben dieſes gilt aber auch in Anſehung der Wechſelfieber. Patienten, die an ſolchen zuſammenkommenden Uebeln leiden, können ſchwerlich durch irgend ein Arzneymittel, deſſen man ſich bey ihnen nur bedienen kann, hergeſtellet werden, ſo lange ſie ſich auf dieſer Jnſel aufhalten. Da die Geſundheit, ſo zu ſagen, in vielen Theilen des Körpers zerrüttet iſt, ſo kann ſolche nicht anders wieder hergeſtellet werden, als wenn ſich der Patiente in ein kaltes Klima und eine geſündere Luft begiebt; dieſe Reiſe aber wird leider oft ſo lange bis es zu ſpät iſt, verſchoben. Oefters verſchaffet aber doch ein Aufenthalt in der Luft auf den Gebirgen von Jamaika, und eine häufige Veränderung des Aufenthalts und der Luft durch kleine Reiſen, wenn man den Gebrauch von bittern magenſtärkenden Mitteln damit verbindet, und von Zeit zu Zeit das Queckſilber in einer kleinen Doſis nimmt, auf eine Zeitlang Hülfe. Dasjenige Queckſilbermittel, welches ich gegen die Geſchwülſte und Verhärtungen der Leber und Milz zu geben pflegte, war das verſüßte Queckſilber, und ich ließ dem Patienten davon immer nur ganz kleine Doſen nehmen. Bey der Waſſerſucht gab ich lebendiges Queckſilber, das mit einer gleichen Menge von Honig oder der Hanebuttenconſerve ſorgfältig zuſammengerieben worden war. Von der dadurch entſtandenen Maſſe wurden von fünf bis zu zehn Gran gegeben, zu denen man noch einen halben oder auch einen ganzen Gran von der getrockneten Meerzwiebel ſetzte, um eine urintreibende Wirkung dadurch hervorzubringen. Man gab dieſes Mittel einen Abend um den andern zehn Tage lang, oder

oder auch eine längere oder kürzere Zeit, nach Beſchaffenheit der Umſtände.

Wofern die hier gedachten Mittel keine günſtige Veränderung in der Geſundheit des Patientens hervorbrachten, ſo kam die Waſſerſucht bald mit einer größern Heftigkeit wieder und verurſachte in kurzer Zeit den Tod des Patienten.

Viertes Hauptſtück.
Von der Ruhr.
Erſter Abſchnitt.
Von den Zufällen der Ruhr.

Ich habe in der nachfolgenden Abhandlung von der Ruhr mich auf ſolche Beobachtungen eingeſchränkt, die auf eine beſondere Weiſe ſich für das Klima von Jamaika ſchicken, oder auch bis jetzt noch nicht gemacht worden ſind; da ich es nicht für nothwendig hielt, mich genau entweder auf die Geſchichte, noch auf die Heilung dieſer Krankheit einzulaſſen, indem von beyden weit geſchicktere Schriftſteller als ich bin, hinreichend gehandelt haben.

Die Dyſenterie iſt ſo, wie ſie ſich in der Inſel Jamaika zeiget, völlig die nämliche Krankheit, die Sydenham, Pringle, Baker und andre, ſo vortreflich beſchrieben haben; es unterſcheidet ſich auch ſolche durch keine beſondern Zufälle von derjenigen Ruhr, die in den Jahren 1779 und 1780. zu London im Sommer und Herbſt epidemiſch herrſchte.

Es findet in Jamaika eine genaue Verbindung zwiſchen den nachlaſſenden Fiebern und der Dyſenterie ſtatt, indem ſich die eine von dieſen beyden Krankheiten ſehr oft in die andere verwandelt; es ſind auch oft beyde Krankheiten zugleich mit einander, und zwar in einem verſchiedenen Grade von Heftigkeit vorhanden. In einigen Fällen endigt ſich die Dyſenterie in ein Fieber. Unterdeſſen aber ereignet es ſich doch, ſonderlich bey den gemeinen Soldaten weit öfterer, daß das Fieber ſich in eine Dyſenterie verändert.

Zu manchen Jahreszeiten herrſchet die Ruhr weit häufiger, als es in andern Jahren geſchieht, wie dieſes

dieſes zum Beyſpiel im Jahr 1782 geſchah, wovon aber doch die Urſache nicht einzuſehen iſt. Es war in beſagtem Jahr im Monat Junius um drey oder vier Grade wärmer als es ſonſt gewöhnlich iſt, indem das Thermometer viele Tage bis auf neunzig Grad des Fahrenheitiſchen Thermometers ſtieg, welches ein in dieſem Klima ungewöhnlicher Grad von Hitze iſt. Man bemerket bey uns in England, daß ein größerer Grad von Hitze im Sommer als ſonſt bey uns gewöhnlich iſt, die Entſtehung der Ruhr befördert: wie dieſes z. B. in den Jahren 1779 und 1780. der Fall war. Allein in Jamaika pflegt der kühlſte Monat im Jahr, wenigſtens zwölf Grad wärmer als der wärmſte Sommermonat bey uns zu seyn. Wenn alſo die Urſache der Ruhr blos von einem beſtimmten Grad von Hitze abhienge, ſo müßte dieſelbige in Jamaika das ganze Jahr hindurch herrſchen. Ich habe auch bis jetzt noch nicht genug Erfahrungen um beſtimmen zu können, in wie weit die Ruhr von einer nur in Vergleichung der vorhergehenden Temperatur ſtatt findenden Vermehrung der Wärme entſtehen kann, ob man gleich Urſache zu vermuthen hat, daß ſich dieſes wirklich ſo verhalte.

Die Ruhr zeigt ſich hier in Jamaika in verſchiedenen Graden von Heftigkeit, von einem leichten Bauchgrimmen an, das mit häufigen ſchleimichten Stuhlgängen verknüpft iſt, bis zu den allerheftigſten Schmerzen in den Gedärmen, einem unaufhörlichen Preſſen, häufigen Abgang vom Blute, ſtarkem Fieber und einer plötzlichen Entkräftung. Zwiſchen dieſen beyden entgegengeſetzten Graden dieſer Krankheit, giebt es aber wieder viele Mittelgrade, und ob man gleich die leichten Fälle dieſer Krankheit, alle mit dem Namen eines bloßen Durchfalls belegen kann, ſo hat man doch kein ſpecifiſches Kennzeichen, wodurch der Durchfall und die Ruhr von einander unterſchieden werden können. Es

 gehen

gehen vielmehr beyde Krankheiten in einander durch unmerkliche Stufen über, und es ſollten daher dieſelben nicht durch beſondere Namen von einander unterſchieden werden. — Die Alten legten die Benennungen von Dyſenterie, Diarrhoe, Lienterie, Tenesmus u. ſ. w. den verſchiedenen Graden oder Symptomen dieſer Krankheit bey, und ſahen dieſelben als beſondere und eigene Krankheiten an. Eben ſo haben ſie auch die Zufälle des Fiebers als beſondere Krankheiten behandelt, als z. B. die Phrenitis und den Lethargus, wobey ſie mit dem erſten Namen den wahnſinnigen Zuſtand und das Phantaſiren im Fieber, ſo wie mit dem letztern den ſchlafſüchtigen Zuſtand bey dieſer Krankheit bezeichnen. Man ſehe den Cölius Aurelianus.

Es giebt einige von den Quartieren der Truppen in Jamaika, als z. B. Fort Auguſta und Port Royal, wo die Soldaten hauptſächlich im Anfange wenn ſie in dieſe Quartiere eingerückt ſind, einer gelinden Art von Dyſenterie unterworfen zu ſeyn pflegen. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt dieſelbe dem Waſſer, das an dieſen beyden Oertern die Soldaten genießen, zu zu ſchreiben. Denn da ſie beyde auf Sandbänken gelegen ſind, welche die See faſt gänzlich umgiebt, ſo hat man daſelbſt kein anderes friſches Waſſer, als was man dahin bringt, welches gemeiniglich von der Mündung des Fluſſes von Spanish-Town geſchieht. Dieſes Waſſer wird höchſt faulicht, vornämlich wenn man es in Fäſſer füllt, die ehedem Rum enthielten. In einer ſolchen Beſchaffenheit iſt es aber ohne Zweifel den Gedärmen ſchädlich. Ich muß hierbey noch anderer Fehler und Umſtände Erwähnung thun, die bey der Behandlung des Waſſers, deſſen man ſich hier zum Trinken bedienet, ſtatt zu finden pflegen. Zuweilen wird ſolches in Ciſternen aufbehalten, in welchen ſich Millionen von Inſekten, ſonderlich von kleinen

Fliegen

Fliegen (Muſquitoes) befinden und fortpflanzen. Auch pflegen die Neger, deren man ſich zum Waſſerholen bedienet, ſich nicht allemal weit genug von der Mündung des Fluſſes zu entfernen, ſo daß nicht alle Beymiſchung des geſalzenen Seewaſſers dadurch vermieden wird, daher denn das Waſſer zuweilen ſalzigt ſchmeckt. Niemand wird ſich wundern, daß ein ſo beſchaffenes Waſſer Beſchwerden in Gedärmen hervorbringt, und es iſt daſſelbige auch wahrſcheinlicher Weiſe die Urſache des Durchfalls. Siehe *Bontius* de medic. Indor. Dialog. 3. — Es wäre unterdeſſen doch zu wünſchen, daß die beyden genannten Oerter Fort Auguſta und Port Royal mit gutem Waſſer verſehen würden, welches zum Beyſpiel ſo beſchaffen wäre, als das iſt, das die Kriegsſchiffe einnehmen, und daß daſſelbige ſodann in guten Fäſſern aufbehalten würde. Man könnte alsdenn leicht beſtimmen, wieviel das Waſſer, das die Soldaten jetzt an dieſen beyden Oertern trinken, zu Hervorbringung des Durchfalls beyträgt.

Ein Zufall, der öfters bey dieſer Krankheit vorkömmt und deſſen die oben angeführten Schriftſteller keine Erwähnung thun, iſt, daß die Patienten ſobald ſie nur das Geringſte, es ſey etwas Feſtes oder Flüßiges genießen, gleich einen Trieb zum Stuhlgang bekommen, der mit der Empfindung verknüpft iſt, als wenn das was ſie ſo eben verſchluckt hätten, durch die Gedärme ſich mit Geſchwindigkeit hindurch bewegte. Dieſe Empfindung iſt oft ſo ſtark, daß ſich die Patienten einbilden, als ob wirklich die Speiſe, die ſie ſo eben zu ſich genommen haben, gleich wieder durch den Stuhlgang abgegangen wäre, und ſie werden nicht eher von dem Gegentheil überzeugt, als bis die Unterſuchung des Abgangs ſie lehret, daß nichts als ein mehr oder weniger dünner Schleim von ihnen ausgeleeret worden iſt, der mit dem was ſie genoſſen haben, nicht die geringſte

Aehnlichkeit hat. Dieſer Zufall giebt eine große Reizbarkeit der Gedärme zu erkennen, welche machet, daß eine in dem Magen erregte Bewegung ſich ſogleich durch den ganzen Canal der Gedärme fortpflanzet.

Es ſchien die Ruhr in den Hoſpitälern zu Jamaika nicht anſteckend zu ſeyn, und eben dieſes wurde in den beyden Epidemien von dieſer Krankheit beobachtet, die zu London in den Jahren 1779 und 1780. herrſchten. Ich bin weit entfernt, dadurch daß ich dieſes ſage, zu behaupten, daß die Ruhr niemals anſteckend ſey. Allein es iſt ſchwer dieſe Frage genau zu beſtimmen. Denn, wofern nicht die Beweiſe von der anſteckenden Natur einer Krankheit ganz klar und deutlich ſind, ſo kan ſolche leicht mit den Wirkungen einer Urſache verwechſelt werden, die ſich allgemein verbreitet hat, und auf alle Körper in einem ſtärkern oder ſchwächern Grade wirket, dergleichen die Urſache der Dyſenterie nothwendig ſeyn muß.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Heilung der Ruhr.

Es iſt bey dieſer Krankheit ſo wie bey den nachlaſſenden Fiebern nöthig, daß man für ſelbige in Zeiten die gehörige Sorgfalt trägt. Denn die nämlichen Mittel, die wenn ſie im Anfang gebraucht werden, dieſe Krankheit ſehr vermindern oder gar heilen, werden nicht vermögend ſeyn, nur das Geringſte dagegen auszurichten, wofern die Krankheit ſchon einige Zeit angehalten hat. Ein Purgiermittel war gemeiniglich die erſte Arzney, die gegen dieſe Krankheit gegeben wurde. Dasjenige, deſſen man ſich am gewöhnlichſten bediente, war das Bitterſalz, (Magneſia vitriolata Pharm. Lond. 1788.) oder das Glauberſche Salz, (Natron

(Natron vitriolatum Ph. Lond.) die zuweilen mit etwas Manna vermiſchet wurden. Allemal aber wurde zu der Auflöſung des Salzes noch ein oder zwey Tropfen Pfeffermünzenöl hinzugeſetzt. Man theilte eine Unze Salz und eine halbe Unze Manna, die man beyde zuſammen in ein halb Nöſel Waſſer auflöſete und wozu das Pfeffermünzenöl geſetzt wurde, in zwey Theile, davon man den erſten ſogleich und den andern eine halbe oder ganze Stunde darnach, nach Beſchaffenheit des Magens nehmen ließ. Die Wirkung dieſes Mittels ward ſehr befördert, wenn man den Patienten viel dünne Habergrütze, Molken, Hünerbouillon, Thee oder eine andere verdünnende Feuchtigkeit trinken ließe, die demſelbigen am angenehmſten war. Durch dieſes Verfahren wurden verſchiedene ſtarke Ausleerungen bewirket, und auch die andern bey den Kranken vorhandenen Zufälle ſehr erleichtert. Wenn das Purgiermittel nach Wunſch gewirket hatte, ſo gab man des Abends bey dem Schlafengehen ein Opiat von funfzehn bis zu zwanzig Tropfen von der thebaiſchen Tinktur. Faſt in allen Fällen bringt das Purgiermittel einen Stillſtand der Krankheitszufälle hervor, welchen das Opiat hernach verlängert.

Unterdeſſen iſt blos in leichten Fällen der Ruhr und bey dem Anfange der Krankheit, eine einzige Doſis von einem Purgiermittel hinreichend, die Krankheit in ihren Fortgang zu hemmen; gemeiniglich wird dadurch nur auf eine Zeitlang ein Stillſtand erhalten. Wenn die Zufälle wiederkommen, muß man die nämlichen Arzneymittel wiederholen, die ich bereits empfohlen habe. Die Patienten werden durch die Wirkung der Purgiermittel keinesweges geſchwächt, und wenigſtens geſchieht dieſes ſo lange nicht, als letztere noch das Bauchgrimmen mildern. Iſt unterdeſſen die Krankheit heftig und ſind die Purgiermittel häufig wiederholt worden, es kommen aber

 doch

doch die Zufälle immer wieder, wobey die Kräfte ſehr geſchwächt ſind, ſo giebt es einen gewiſſen Zeitpunkt über welchen man die Purgiermittel nicht länger mit Vortheil geben kann. Ich habe mich bey dergleichen Umſtänden zu wiederholtenmalen des folgenden Mittels bedienet. Ich ließ aus zwey Eßlöffeln von einer ſtarken Abkochung oder einem ſtarken Aufguß der Fieberrinde, und eben ſoviel von einem ſtarken Aufguß von Camillenblumen, ein auf einmal zu nehmendes Tränkchen machen, wozu noch ſoviel Rhabarber geſetzet wurde, als erforderlich war bey den Kranken binnen vier und zwanzig Stunden zwey oder drey ſtarke Ausleerungen durch den Stuhlgang hervorzubringen. Gemeiniglich wurden fünf Gran Rhabarber darzu geſetzt, es wurden aber die gedachten Tränkchen aller drey Stunden wiederholt, und die Doſis der Rhabarber nach Beſchaffenheit ihrer Wirkungen entweder vermehrt oder vermindert, oder ſolche ganz weggelaſſen.

Ich muß hierbey noch als etwas Bemerkungswerthes anführen, daß die Ruhrpatienten diejenigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, die von der Krankheit kommen, von denenjenigen leicht unterſcheiden können, welche die Wirkungen eines gegebenen Purgiermittels ſind. — Ich gab das eben gedachte Mittel im Anfang blos in ſolchen Fällen, wo ein beträchtlicher Grad vom Fieber mit den Zufällen der Ruhr verknüpft war; ich habe mich aber ſeitdem deſſelbigen, und zwar auch mit gutem Nutzen bey Patienten bedienet, bey denen wenig oder gar kein Fieber vorhanden war, deren Kräfte aber zu ſehr geſchwächt waren, als daß man ihnen noch weiter hätte Purgiermittel geben können.

Das heftige Bauchgrimmen, welches oft dem Kranken außerordentliche Schmerzen erreget, wird durch die auf den Leib gelegten Bähungen und noch mehr

mehr durch die auf dem nämlichen Theil gebrauchten Blaſenpflaſter erleichtert.

Zuweilen iſt es unmöglich, bey der Ruhr den Anfang der Cur mit einem Purgiermittel zu machen, weil zu ſtarke Uebelkeiten und Erbrechen vorhanden iſt. Bey ſolchen Umſtänden wird die Ausleerung des Magens oder das Erbrechen durch warmes Waſſer oder ſchwachen Camillenthee, den man den Patienten genießen läßt, befördert. Man giebt ihm aber kein ſtärkeres brechenmachendes Mittel. Sobald das Würgen nachgelaſſen hat und der Magen wieder ruhig iſt, ſo giebt man dem Patienten ein oder zwey Quentchen von einem purgierenden Salz auf einmal, und wiederholt dieſes alle Stunden ſo lange, bis dieſes Salz die Wirkung hervorgebracht hat, die man davon erwartet. Alsdenn aber behandelt man die Patienten auf die nämliche Art, wie ich es zuvor beſchrieben habe.

Wenn der Patiente den erſten Anfall der Ruhr auch glücklich überſtanden hat, ſo folgt doch oft die chroniſche Periode derſelben darauf. Es beſteht ſolche aus öftern Rückfällen von dem Bauchgrimmen, Stuhlzwang und Purgieren mit kurzen Zwiſchenzeiten von Ruhe. Dieſe Zeiten, wo der Patiente von den Anfällen der Kränkheit frey iſt, dauern ſelten über einen oder zwey Tage. Die Kräfte nehmen dabey ab, der Kranke wird mager, es entſteht ein hektiſches Fieber und es gehen in dieſer Priode der Krankheit mehr Patienten als bey dem erſten Anfall verloren. Die hierbey nöthigen Arzneymittel kommen mit den bereits oben angezeigten faſt durchgängig überein. Es ſchaffet den Patienten nichts ſoviel Erleichterung als ein gelindes abführendes Mittel, und man muß in dieſer Periode das Opiat in einer ſtärkern Doſis und häufiger geben; ja man kann ſchwerlich den Gebrauch deſſelbigen auf eine Nacht entbehren.

Vielleicht

Vielleicht kömmt es einigen meiner Leſer unſchicklich vor, daß ich ein abführendes Mittel in einer ſolchen Periode der Ruhr zu geben anrathe, welche man gemeiniglich als die Folge einer Schlaffheit der Gedärme anſieht, und daher den Gebrauch von zuſammenziehenden Mitteln für nöthig hält. Ich zweifle auch gar nicht, daß die chroniſche Ruhr zuweilen blos von einer Schlaffheit der Gedärme ihren Urſprung nimmt; allein es ſind die Fälle dieſer Art nicht ſehr häufig, und auch, wie ich glaube, nicht ſehr gefährlich. Allein es rühren von zehn chroniſchen Dyſenterien gewiß neune von Verſtopfungen und einem kranken Zuſtand der Gedärme her, wie dieſes die Zergliederung der in dieſer Periode der Ruhr Verſtorbenen beweiſet. Die krankhaften Erſcheinungen, die man in den Gedärmen von dergleichen Perſonen bey ihrer Zergliederung wahrnimmt, tragen ſehr viel bey die Natur der Krankheit zu erklären, daher ich denn dieſelbigen kürzlich hier anführen will.

Wenn man den Unterleib öffnet und die Theile nur ſo obenhin betrachtet, ſo ſcheinen die Gedärme, ſonderlich aber der Grimmdarm, auf eine ungleiche Art zuſammengezogen und an den zuſammengezogenen Stellen auch röther, als im natürlichen Zuſtande zu ſeyn. Wenn man aber ſolche genau unterſucht und Stücken daraus ausſchneidet, um die innerlichen Häute genauer zu betrachten, ſo fallen die Erſcheinungen und Zufälle der Krankheit deutlicher in die Augen. Man entdecket nämlich in den Gedärmen inwendig kleine den Puſteln ähnliche Geſchwülſte und Hervorragungen, die zuweilen in einer kleinern, zuweilen aber auch in einer größern Anzahl vorhanden ſind. Man findet ſie in verſchiedenen Perioden und von einer verſchiedenen Größe, ſo daß man ihren Fortgang nur aus verſchiedenen mit einander verbundenen Bemerkungen, ſammeln kann.

Man wird oft in dem nämlichen Körper an verſchiedenen Stellen der Gedärme, Beyſpiele von den verſchiedenen Perioden und Graden dieſer kleinen Geſchwülſte wahrnehmen. Es ſcheint mit ihrem Fortgang und ihrer allmälichen Veränderung ſo zu zu gehen. Im Anfange iſt eine kleine runde Geſchwulſt von einer röthlichen Farbe vorhanden, die nicht mehr als ohngefähr den zehnten Theil eines Zolls im Durchmeſſer hat, und ſo wie ſie an Größe zunimmt, auch bläſſer wird. Bey dieſen Umſtänden zeigt ſich ein kleiner Riß an der Spitze mit einem leichten Eindruck, der nach und nach an Größe zunimmt. Bey Unterſuchung deſſen was in der kleinen Geſchwulſt befindlich iſt, habe ich gemeiniglich eine dem Käſe ähnliche Subſtanz darinnen entdecket. Dieſe Puſtel, denn obgleich ſolche keinen Eiter (pus) enthält, ſo weis ich doch keinen Namen, der ihre Natur mehr als dieſer bezeichnet, ſitzet unter der zelligten Haut der Gedärme zwiſchen ihr und der muſkulöſen. So wie ſich die Oeffnung dieſer Puſtel aber erweitert, ſo werden die Ränder derſelben hervorragend, und der Grund wird roh und grindicht, aus dem eine Materie herausſchwitzt, die zuweilen mit Blute gefärbt, erſcheint. So iſt der Fortgang einer einzelnen Puſtel beſchaffen, allein ſie ſtehen oft Haufenweiſe beyſammen und werden ſo zuſammenfließend, daß ſie eine ganz ungleiche und rauhe ulcerirte Oberfläche bilden, die einen harten und verdickten Grund hat. Zuweilen zeigen ſie ſich als ein kleines einfreſſendes Geſchwür in dem Darm, und es machet die Hervorragung der Ränder, daß es ausſieht, als wenn hier ein Theil von der Subſtanz des Darms verloren gegangen oder die zelligte Haut ganz weggefreſſen worden wäre.

Dieſe krankhaften Erſcheinungen finden ſich wahrſcheinlicher Weiſe in allen Fällen der epidemiſchen Ruhr. Sie wurden zuerſt von Hewſon (bey Pringle Diſeaſ. of the Army. p. 243. P. III. Chap. VI. §. 2. der ſiebenden Ausgabe) und nachher von Dr. Woollaſton (ſiehe *Baker* Libell. de catarrho et dyſenteria zu Ende) beobachtet. Ob dieſe Erſcheinungen in allen und jeden Körpern der an der Ruhr Verſtorbenen und immer unter der nämlichen Geſtalt vorhanden ſind, muß erſt durch fernere Beobachtungen beſtätiget werden. Soviel iſt gewiß, daß ich ſie in allen Körpern von Ruhrpatienten gefunden habe. Es iſt aber die Anzahl derſelben nicht beträchtlich, und ich bin nicht im Stande daraus mit Sicherheit den Schluß zu machen, daß ſich unter verſchiedenen Umſtänden der Ruhr nicht auch verſchiedene krankhafte Erſcheinungen in den Körpern finden. Es hat zwar Pringle als ſolche Erſcheinungen auch die Fäulniß, den kalten Brand und abgeſchabte Stellen der zottigten Haut in den Gedärmen angeführt, allein ich habe bey denen von mir gemachten Leichenöffnungen nichts dergleichen wahrgenommen. Man hat auch Urſache zu vermuthen, daß man die ſchwarze Farbe, die von dem in die Gedärme ausgetreten Blute entſteht, für eine anfangende Gangräne angeſehen hat. Ich erinnere dieſes deſto mehr, weil Pringle ſelbſt mich mündlich verſichert hat, wie er ſich ſehr wenig auf diejenigen Zergliederungen von dyſenteriſchen Kranken verließe, die in den Feldhoſpitälern gemacht worden wären, weil man bey ſolchen gemeiniglich den wahren Zuſtand der Gedärme nicht genau genug unterſucht hätte. Er ſagt auch ſelbſt etwas Aehnliches in verſchiedenen Stellen ſeines Buches (z. B. p. 270. der ſiebenten engliſchen Ausgabe.) — Die Knoten oder Puſteln, von denen ich oben geſagt habe, werden am öfterſten in den

großen

großen oder dicken Gedärmen angetroffen. Man findet ſie unterdeſſen doch auch zuweilen in dem gewundenen Darm, und es zeigt ſich in ihrer Nachbarſchaft immer mehr oder weniger von einer Entzündung. Es iſt vielleicht überflüßig hier die Bemerkung zu machen, daß man dieſe kleinen Geſchwülſte und die verſchiedenen Grade und Perioden derſelbigen, nicht eher bemerken kann, als bis man vorher den Schleim, das Blut und Eiter abgewaſchen hat, welche die innere Oberfläche der Gedärme bey den an der Ruhr Verſtorbenen überziehen.

Man kann verſchiedene von den bey der Ruhr vorkommenden Zufällen aus dem krankhaften Zuſtand der Theile erklären, den man durch die Leichenöffnungen entdecket. Die kleinen Körner von einer dem Käſe gleichenden Materie, welche oft von dem Ruhrpatienten durch den Stuhlgang abgehen, dringen wahrſcheinlich aus den kleinen Geſchwülſten oder Puſteln, bey ihrer erſten Oeffnung heraus. Die dünnen wäſſerichten Ausleerungen denen etwas Blut beygemiſchet iſt, ſo daß ſie dem Fleiſchwaſſer (Lotura carnium) ähnlich ſehen, kommen von dem Blutwaſſer, das aus der Menge von kleinen Geſchwüren herausdringt; und wenn das Blut ſich in einen aufgelößten Zuſtand befindet, oder die Entzündung beträchtlich iſt, ſo kann viel rothes Blut ausſchwitzen und es kann dieſes den Ausleerungen das Anſehen geben, als wenn ſie gänzlich aus rothem Blute beſtünden. Iſt die Heftigkeit der Krankheit groß, ſo kann wahrſcheinlicher Weiſe die ganze Oberfläche der Gedärme mit den oben beſchriebenen Puſteln bedecket werden; bey welchen Umſtänden denn die heftige Entzündung, welche mit den heftigſten Krämpfen und Zuſammenziehungen der Gedärme verknüpft iſt, die durch ſoviel reizende Urſachen hervorgebracht werden, dem Leben des Patientens in kurzer

kurzer Zeit ein Ende machen werden. Sollten unterdeſſen die Patienten Kräfte genug beſitzen, dem erſten Anfall der Krankheit zu widerſtehen, ſo werden ſolche oft gegen die Uebel zu kämpfen haben, die von einer Menge von kleinen in den Gedärmen entſtandenen Geſchwüren hervorgebracht werden. Dieſe kleinen Geſchwüre ſind die Folgen der vorgedachten kleinen Geſchwülſte oder Puſteln und es bringen ſolche dasjenige hervor, was ich die chroniſche Periode der Dyſenterie genennet habe.

Es verurſachen dieſe kleinen Geſchwülſte und die aus ihnen entſtehenden Geſchwüre, wenn ſie haufenweiſe beyſammen ſitzen, eine beträchtliche Zuſammenziehung des Darmkanals und zwar nicht ſowohl, indem ſie durch ihre Hervorragung denſelbigen verengern, als vielmehr durch die krampfhaften Zuſammenziehungen, die ſie durch ihren beſtändigen Reiz in den Muskelfaſern der Gedärme erregen. Dieſe Zuſammenziehung des Darmkanals verhindert zum Theil den Fortgang der in dem Darmkanal enthaltenen Dinge, die ſich daher anhäufen, und wenn ſie endlich durch größere Bemühungen und ein ſtarkes Drücken fort und durch die zuſammengezogenen Stellen durchgepreſſet werden, hierdurch Schmerzen, Bauchgrimmen und einen häufigen Trieb zum Stuhlgang erregen. Dieſe Zufälle kommen immer von Zeit zu Zeit wieder, und bezeichnen die chroniſche Periode der Krankheit. Es pflegt dieſelbige auch noch gemeiniglich mit einem hectiſchen Fieber verknüpft zu ſeyn, welches von einer Einſaugung der Materie aus den vielen kleinen Geſchwülſten und Geſchwüren in dem Darmkanal entſteht. Denn ich muß bemerken, daß man bey den Leichenöffnungen der an der Dyſenterie verſtorbenen Perſonen noch wahrnimmt, daß auch die lymphatiſchen Drüſen, welche ſich in demjenigen Theil des Gekröſes befinden, der zu

den kranken Stücken der Gedärme gehöret, keineswe- ges in einen geſunden Zuſtand, ſondern gröſser und dabey weicher als natürlich zu ſeyn pflegen.

Man muſs in der chroniſchen Periode dieſer Krank- heit ſich mehr gelinder Laxiermittel, als der Purgier- mittel bedienen, weil die Patienten nicht Kräfte genug beſitzen, eine ſtarke Arzney zu vertragen, ob es gleich nöthig iſt, daſs der Durchgang durch den Darmkanal immer offen erhalten wird. Zwey oder drey Quent- chen von einem purgierenden Salze, werden ſchon oft die verlangte Wirkung haben, und eben dieſes wird von einigen Granen Rhabarber oder einem Eſslöffel voll von dem Ricinusöl geſchehen. Iſt die Wirkung die- ſer Mittel vorbey, ſo muſs man das Opiat wiederho- len, und es wird überhaupt nöthig ſeyn, daſſelbige alle Abende zu geben. Eine leicht nährende Diät, die vor- züglich aus Milch, dünnen Brühen, Habergrütze und andern dergleichen leichten ſchleimichten Dingen beſte- het, wird auch ſehr viel zu der Heilung des Patientens beytragen.

Wenn die Ausleerungen durch den Stuhlgang zwar oft erfolgen, aber dabey viel ausgeführet wird, und mit denſelbigen kein Bauchgrimmen oder Schmerz mehr verbunden iſt, ſo kann man ſich der zuſammen- ziehenden Mittel mit gutem Nutzen bedienen. Allein es pflegen die Fälle dieſer Art nicht allzu oft vorzukom- men. Das Extract des Campeſcheholzes, iſt bey ſol- chen Umſtänden ein gutes zuſammenziehendes Mittel, und eben dieſes gilt von der Granatäpfelrinde oder auch der Japaniſchen oder Catechu-Erde (Pharm. Lond.) Zu- weilen wird eins von dieſen Mitteln helfen, wenn die andern fehlgeſchlagen haben, ob ich gleich nicht aus der Erfahrung die Umſtände zu unterſcheiden gelernet habe, für welche ſich eins von dieſen zuſammenziehen- den Mitteln mehr als die andern ſchicket. Ich habe die- ſelbigen

ſelbigen gemeiniglich nach einander in derjenigen Ordnung verſuchet, in welcher ich ſie hier angeführet habe.

Wenn ſich die Krankheit in einen bloßen Stuhlzwang (Tenesmus) endigte, oder dieſer Zufall überhaupt den Patienten ſehr beſchwerete, ſo ward derſelbige oft durch ein ſchmerzſtillendes Clyſtier gänzlich gehoben oder doch wenigſtens jederzeit ſehr erleichtert. — Dieſe Clyſtiere beſtanden aus dreyßig oder vierzig Tropfen von der thebaiſchen Tinktur, die man mit drey oder vier Unzen Leinſaamenthee oder einer dünnen Gallerte von der Stärke vermiſchte. Sydenham überläßt dieſen Zufall ſich ſelbſt, ohne das Geringſte dagegen zu thun, ohnerachtet dieſer Zufall oft ſehr beſchwerlich iſt.

Ich werde dieſe Bemerkungen über die Dyſenterie noch mit einigen Anmerkungen über diejenigen Mittel beſchließen, deren man ſich gewöhnlicher Weiſe ſonſt gegen dieſe Krankheit zu bedienen pfleget.

Einige haben das Aderlaſſen ſehr empfohlen, das andre dagegen wieder verworfen. Die Kennzeichen einer Entzündung, die man in den Gedärmen der an der Ruhr Verſtorbenen wahrnimmt, ſcheinen zwar die Schicklichkeit dieſer Ausleerung zu beweiſen, allein man muß doch zugeſtehen, daß eine Entzündung, das iſt, eine Röthe, Geſchwulſt und ein Schmerz in einem Theile vorhanden ſeyn kann, und doch gegen ſolche das Blutlaſſen ſehr unſchicklich ſeyn würde, wie dieſes zum Beyſpiel bey allen roſenartigen Entzündungen der Fall iſt. Unterdeſſen kann dieſe Frage doch blos durch die Erfahrung ausgemacht werden, und alles was ich hierüber weis, beſteht darinnen: daß in leichtern Fällen der Ruhr, oder wenn der Arzt dem Patienten zeitlich zu Hülfe kam, der Gebrauch der Purgiermittel ſich ſo wirkſam erzeiget hat, daß ich nie zu dem Aderlaſſen meine Zuflucht genommen habe. War hingegen die

Krankheit heftiger, ſo ſanken in allen Fällen, die ich geſehen habe, die Kräfte des Patientens ſo plötzlich, daß ich es nie gewagt habe, dieſe Ausleerung vorzunehmen. Unterdeſſen giebt es doch wahrſcheinlich gewiſſe Fälle und Umſtände, in welchen das Aderlaſſen bey der Ruhr nicht nur unſchädlich, ſondern auch ſehr vortheilhaft ſeyn würde, und es wäre zu wünſchen, daß dieſe Fälle genau beſtimmt werden möchten.

Man empfiehlt auch die Brechmittel ſehr ſtark bey dieſer Krankheit, und pflegt ſolche gewöhnlicher Weiſe gleich bey dem erſten Anfang der Cur zu geben. Die Kranken werden gemeiniglich dadurch erleichtert, allein es iſt doch der Nutzen, den ſie davon im Ganzen haben, nicht ſo groß als der, den ihnen ein Purgiermittel verſchaffet, das in ſeiner Wirkung weniger Beſchwerden verurſachet, und auch mehr ausleeret. Die Uebelkeiten welche ein Brechmittel erreget, ſind oft für die Patienten ſehr beſchwerlich, und es leiſtet ſolches den Kranken den größten Nutzen, wenn es ihm Stuhlgang machet. Ich pflegte daher auch bey den erſten Anfällen der Krankheit meine Zuflucht zu den purgierenden Arzneyen, als einem gewiſſen und geſchwinden Hülfsmittel zu nehmen.

Es werden von den Schriftſtellern verſchiedene Purgiermittel bey der Ruhr vorgeſchlagen. Ich fand unterdeſſen doch, daß das Bitterſalz (Magneſia vitriolata) oder auch das Glauberſche Salz (Natron vitriolatum) die beſten darunter waren. Sie wirkten ohne ſonderliche Beſchwerde, in kurzer Zeit und kräftig. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß es kein einziges Purgiermittel giebt, das beſondere und ſpecifiſche Kräfte bey der Ruhr beſitzet. Ich glaube vielmehr, daß ſie alle mehr oder weniger nützlich ſind, je nachdem ſie die hier angeführten Eigenſchaften in einem ſtärkern oder ſchwächern Grade haben. Man kann daher Rhabarber

mit Calomel, den Aufguß von den Sennesblättern, das Ricinusöl, den auflößlichen Weinſtein (Kali tartariſatum Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788. oder den Tartarus tartariſatus unſerer Apotheken,) oder auch irgend ein anderes Purgiermittel geben, von welchem man aus der Erfahrung weis, daß es ſich für die Leibesbeſchaffenheit des Patientens am beſten ſchickt.

Es giebt in der That faſt keinen Theil in der Heilmethode der Ruhr, in welchem die Schriftſteller von einer mehr verſchiedenen Meynung ſind, als in Anſehung des Gebrauchs der Opiate bey dieſer Krankheit. Sydenham iſt in vielen Fällen geneigt, bey der Heilung der Dyſenterie ſich faſt lediglich auf die Opiate zu verlaſſen, da hingegen andere eben ſo angeſehene Schriftſteller, den Gebrauch dieſer Mittel faſt gänzlich verwerfen. Pringle empfiehlt dieſelben ſehr eifrig, ſetzt aber doch die Einſchränkung hinzu, daß ſolche nicht eher gegeben werden dürften, als bis man vorher ſchon gute Ausleerungen durch ein Purgiermittel hervorgebracht hätte. Bey der Befolgung ſeiner Methode die Ruhr zu behandeln, kann man nicht eher ein Opiat, als bis am Ende des zweyten Tages geben, weil der erſte Tag ganz mit dem Brechmittel zugebracht wird. Nach meiner oben empfohlnen Heilart aber, kann man ſich des Opiats ſchon nach zehn oder zwölf Stunden oder ſobald bedienen, als nur das Purgiermittel ſtark gewirket hat. Sind durch den Gebrauch der abführenden Arzney das Bauchgrimmen und andere Zufälle erleichtert worden, ſo pflegt das Opiat allemal dadurch Nutzen zu leiſten, daß es den Stillſtand der Krankheit und die Linderung der Zufälle, die man durch das Purgiermittel erlangt hat, verlängert. Hat hingegen die abführende Arzney keine Erleichterung verſchaffet, ein Zufall der ſich jedoch niemals als nur blos

in den allerſchlimmſten Fällen von der Dyſenterie ereignet, ſo iſt das Opiat wenig oder gar nicht nützlich.

Es machen diejenigen die gegen den Gebrauch der Opiate ſind, den Einwurf, daß die durch den Mohnſaft verſchaffte Erleichterung nur trüglich und von kurzer Zeit ſey. Man muß auch wirklich geſtehen, daß nach dem Gebrauch der Opiate, die Krankheit jederzeit, die allerleichteſten Fälle ausgenommen, wieder zu kommen pfleget; allein man darf dieſes dem Mohnſaft nicht zur Laſt legen, der jedoch die Rückkunft dieſer Zufälle ſehr verzögert; und wenn man ja einen Einwurf gegen den Gebrauch dieſes Mittels machen könnte, ſo wäre es der, daß ſolches die Dyſenterie nicht auf eine ſo vollkommene Art zu bezwingen vermag, daß dieſelbige nicht wiederkommen kann. Ohneradtet nun aber weder der Mohnſaft, noch irgend ein anderes Mittel, das wir bis jetzt kennen, eine ſolche ſo wünſchenswerthe Wirkung zu leiſten, vermögend iſt, ſo iſt es doch ſchon immer eine ſehr wichtige Sache, wenn wir in einer Krankheit, welche die Patienten auf eine ſo grauſame Art quälet und ſchwächet, ein Mittel beſitzen, das auch nur auf eine kurze Zeit den Kranken eine Erleichterung verſchaffet. Sie werden hierdurch beſſer im Stand geſetzet, die Wirkung der in der Folge bey ihnen nöthigen Mittel, und ſelbſt die Beſchwerden der Krankheit auszuhalten.

Man pflegt zuweilen die Opiate mit einem Brech- oder Purgiermittel, als z. B. der Ipecacuanha, dem Brechweinſtein oder der Rhabarber zu verbinden. Dieſes Verfahren leiſtet oft bey der chroniſchen Ruhr gute Dienſte. Ich zog unterdeſſen in meiner Praxis den abwechſelnden Gebrauch dieſer Mittel der Methode vor, die abführenden Mittel und Opiate zu vereinigen. Denn wenn das Brechmittel in einer ſolchen Menge in der Zuſammenſetzung war, daß es merkliche Wirkungen

hervorbrachte, ſo verurſachte es einen ſehr beſchwerlichen Eckel, und bey der Vereinigung eines Purgiermittels mit dem Mohnſaft wurden durch den letztern die Wirkungen des erſtern zu ſehr gehemmet.

Es ſchien bey meinen Patienten wenig darauf anzukommen, ob das Opiat in einer flůßigen oder feſten Geſtalt gegeben wurde. In einigen Fållen leiſtete das Doverſche Pulver (Pulvis Ipecacuanhae compoſitus Pharm. Lond. 1788.) zu zehn oder funfzehn Gran gute Dienſte. — Es ereignete ſich bey dieſer Krankheit, ſo wie bey andern, wobey man Opiate giebt, daß den Tag darauf der Kopf oder Magen der Patienten, dadurch auf eine unangenehme Weiſe angegriffen wurden. Man verſuchte verſchiedene Mittel dieſes zu verhindern, von denen aber keines ſo gute Wirkungen leiſtete, als wenn man dem Patienten einen oder zwey Lőffel von Citronenſaft zugleich mit dem Mohnſaft gab, obgleich dieſes Mittel auch oft fehlſchlug.

Fünftes Hauptſtück.

Von der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen.

(Dry — Belly — Ach.)

Erſter Abſchnitt.

Von den Zufällen bey der Colik oder dem trocknen Bauchgrimmen.

Es war dieſe Art der Colik ſonſt in Jamaika weit gewöhnlicher, als ſie es anitzt zu ſeyn pflegt. Sie iſt auf keine beſondere Jahreszeit eingeſchränket, ſo wie es bey den nachlaſſenden Fiebern und der Dyſenterie der Fall iſt, ſondern es herrſchet dieſelbige zuweilen in der einen und ein andermal in der andern Jahreszeit. Man kann aber jedoch ſie nicht als eine epidemiſche Krankheit anſehen, weil ſie ſich oft nur auf einen einzigen Ort und auf Leute von einer gewiſſen Claſſe einſchränket. Im April, März und Junius des Jahres 1782. herrſchte dieſe Krankheit unter den Soldaten des zwey und neunzigſten Regiments, die zu Spanish-Town im Quartier lagen, da unterdeſſen die reichern Einwohner dieſer Stadt, davon ganz und gar frey blieben. Im folgenden Jahr konnte man eben dieſe Beobachtung zu Kingſton machen, wo dieſe Kolick ſehr häufig unter den gemeinen Soldaten des neun und ſiebenzigſten Regiments herrſchte. Sie entſtand folglich von einer Urſache, deren Wirkung ſich faſt gänzlich auf die gemeinen Soldaten einſchränkte, und welche die niedrige Claſſe der Einwohner nur in einen ſehr unbeträchtlichen Grad angriff.

Die Krankheit nahm mit leichten unangenehmen Empfindungen in den Gedärmen ihren Anfang, worauf bald große Schmerzen folgten, die mit Niederge-

ſchlagenheit, Aengſtlichkeit und großer Unruhe verknüpft waren. Der Schmerz war von einer ſtumpfen Art und ſchränkte ſich gemeiniglich nur auf eine einzige Stelle des Unterleibes ein: ein Umſtand wodurch derſelbige von dem Bauchgrimmen oder herumziehenden Schmerzen in den Gedärmen ſich unterſcheidet. Er wurde vermehret, wenn man auf denjenigen Theil drückte, der auf eine mehr unmittelbare Art davon litte, ohnerachtet es dem Patienten zuweilen ſchien, als wenn derſelbige durch eine allgemeine Zuſammendrückung des Unterleibes erleichtert würde. Nach einiger Zeit nahm dieſer Schmerz zu, und es wurde derſelbige oft ſo heftig, daß auch ſehr ſtandhafte und gar nicht weichliche Leute, keinen einzigen Augenblick ruhig liegen konnten, ſondern ſich beſtändig herumwälzten, und ſogar laut über ihre Leiden ſchrieen. Es ſchien wirklich die Natur unfähig zu ſeyn, die Quaalen der Krankheit zu ertragen, und man hatte viele Beyſpiele, daß der Patiente dadurch Zuckungen und epileptiſche Anfälle bekam, und viele Stunden lang in einem Zuſtand von einer gänzlichen Unempfindlichkeit zubrachte. Wenn der Schmerz einige Zeit angehalten hatte, ſo entſtanden gemeiniglich Uebelkeiten mit Erbrechen und heftigen Würgen, ſo daß zuweilen nicht einmal ein Glas Waſſer nur einige Minuten lang bey dem Patienten blieb.

Der Puls war bey dieſen Zufällen nicht geſchwinder, als es derſelbige im natürlichen Zuſtande zu ſeyn pflegt. Man verſpürte auch bey dem Anfange der Krankheit keine widernatürliche Hitze in der Haut. Allein in dem Fortgang der Krankheit vermehrte ſich gemeiniglich die Geſchwindigkeit des Pulſes, welches aber doch mehr von den Schmerzen und den Leiden der Patienten, als von dem Daſeyn des Fiebers herrührte. Während der ganzen Krankheit war eine ſehr hartnäckige Verſtopfung des Leibes vorhanden, auch war oft ein

ein ſtärkerer oder geringerer Grad von einem Harnzwang zugegen. In Anſehung der Dauer und auch der Heftigkeit der Zufälle, bemerkte man eine große Verſchiedenheit; da aber in denen Fällen, die ich ſahe, gleich Mittel gegen dieſe Krankheit angewendet wurden, und man ſolche nicht ſich ſelbſt überließ, ſo läßt ſich nicht gut beſtimmen, welches eigentlich der natürliche Verlauf der Krankheit geweſen ſeyn würde. Die Krankheit verlor, ſobald als die Oeffnung des Leibes erhalten wurde, ihre Gewalt. In einigen Fällen erlangte man dieſes ſchon in den erſten vier und zwanzig Stunden, weit gewöhnlicher aber geſchahe dieſes erſt am Ende des zweyten oder dritten Tages, ja in einigen Fällen wo die Krankheit ſehr ſchlimm war, dauerte es bis zum zehnten oder eilften Tage ehe man Ausleerungen durch den Stuhlgang erlangen konnte.

Diejenigen Perſonen, welche dieſe Krankheit ſchon einmal gehabt haben, pflegen leicht Rückfälle zu bekommen, die gemeiniglich heftiger als der erſte Anfall ſind, und die Wiederherſtellung erfolgt nach jedem neuem Anfall langſamer und weniger vollſtändig. Die Kräfte nehmen ab, und der Körper wird magerer. Vornehmlich bemerkt man dieſes an den Muskeln des Armes, und in einem vorzüglichen Grad an dem Ballen der Hand. Dabey wird die Geſichtsfarbe blaß und erdfahl, und das ganze Anſehen des Patientens zeigt von einer großen Entkräftung. Bey ſolchen Umſtänden und gemeiniglich nach einem zweyten oder dritten Anfall der Colick, werden die Patienten paralytiſch.

Man kann dieſe Lähmung als den zweyten Grad oder Periode der Krankheit anſehen. Sie folgt ſelten auf den erſten Anfall der Colik, und auch oft nicht auf dem zweyten, wofern derſelbe nicht ſehr heftig geweſen iſt, allein wenige kommen nach einen dritten oder vierten Anfall, ohne eine ſtärkere oder ſchwächerr Läh-

mung davon. Es entſteht dieſelbige, ſo wie der Schmerz im Unterleibe abnimmt; die Kranken beklagen ſich über einen Schmerz und unangenehme Empfindung in den Aermen, hauptſächlich in der Gegend der Fauſtgelenke, und ſie finden ſich unvermögend die Aerme zu bewegen. Vornehmlich aber ſind ſie nicht im Stande diejenigen Bewegungen zu verrichten, die von dem Fauſtgelenke abhängen.

Dieſes iſt der leichteſte Grad der Lähmung. — Allein es iſt dieſelbige auch oft in einem viel ſtärkern Grade vorhanden, ſo daß die Patienten weder die Aerme, noch die Hände und Finger bewegen können. Gemeiniglich werden nur die obern Gliedmaßen von der Lähmung befallen, ohnerachtet man ſehr viele Beyſpiele hat, daß auch die untern Gliedmaßen davon leiden; ja es mangelt ſogar nicht an Beyſpielen, daß eine faſt gänzliche Lähmung des ganzen Körpers nach ſolchen Coliken erfolgt iſt. Es geſchah unterdeſſen dieſes nur nach einigen ungewöhnlich heftigen und lang dauernden Coliken. Die Kranken lagen ſodann auf dem Rücken, ohne die Beine und Hände bewegen zu können. Sie konnten dieſes auch nur ſehr wenig oder gar nicht mit den Muskeln des Kopfes und Halſes thun. Ihre Stimme war ſo ſchwach, daß man ſie kaum hören konnte, und bey zwey Patienten dieſer Art, kam zu alle den jetzt gedachten Zufällen noch ein gänzlicher Verluſt des Geſichts und Gehörs darzu. Die Patienten, die ſich in einer ſolchen Lage befinden, erholen ſich nur langſam und oft auch nur unvollkommen. Unterdeſſen war doch dieſe Krankheit nur bey wenigen tödtlich. Denn von einigen Hunderten ſolcher Patienten ſtarben doch nicht mehr als dreye oder viere, und auch bey dieſen erfolgte der Tod nicht in der Periode der Lähmung, ſondern es ſtarben ſolche während der Zuckungen und epileptiſchen Anfälle, die die Colik hervorbrachte. Ohnerachtet

erachtet nun aber, nur wenig Soldaten an dieſer Krankheit ſtarben, ſo giengen doch dadurch ſehr viele für den Dienſt verloren, denn einige erlangten niemals den Gebrauch der Fauſtgelenke wieder, und noch weit mehrere blieben in den Fauſtgelenken und Aermen ſo ſchwach, daß ſie dadurch für den Soldatendienſt ganz untüchtig wurden.

Man wird leicht einſehen, daß ich, indem ich dieſe kurze Beſchreibung von der Colik gemacht habe, die unter den Soldaten zu Kingſton und Spaniſh-Town herrſchte, dadurch eine Krankheit beſchrieben habe, die in Anſehung ihrer Zufälle, ihres Fortgangs und ihrer Folgen, gänzlich der ſogenannten Malercolik, Bley-Colik, oder der Colik von Poitou (Colica pictonum) ähnlich iſt. Ich hätte vielleicht mit Schicklichkeit meine Leſer auf die vollſtändigen Beſchreibungen und genauen Nachrichten von dieſer Krankheit verweiſen können, die einige geſchickte und gelehrte Schriftſteller davon bekannt gemacht haben; (z. B. in den Medic. Transact. Vol. II. p. 68. und Vol. III. p. 407.); allein ich wünſchte alle meine Leſer durch die hier gedachte kurze Geſchichte des ſogenannten trocknen Bauchgrimmens in den Stand zu ſetzen, ihre eignen Bemerkungen und Schlüſſe über die Aehnlichkeit und gleiche Natur der beyden letztgedachten Krankheiten zu machen.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Heilung der Colik oder des trocknen Bauchgrimmens.

Der vornehmſte nnd Hauptendzweck bey der Heilung dieſer Krankheit muß der ſeyn, daß man einen freyen Weg durch den Stuhlgang dadurch zu verſchaffen ſuchet, daß man die Krämpfe und Zuſammenziehungen der Gedärme, welche dieſe hartnäckige Verſtopfung verurſa-

verurſachen, zu heben oder überwältigen ſucht. So lange bis dieſes nicht geſchehen iſt, und ſo lange der Kranke noch verſtopft bleibt, werden auch die Quaalen deſſelbigen nicht erleichtert. Es wird daher wenn keine Uebelkeiten oder Erbrechen vorhanden ſind, ſogleich ein ſtarkes Purgiermittel gegeben. Allein es kann dieſes nicht alsdenn geſchehen, wenn der Magen ſehr reizbar und in Unordnung gebracht worden iſt, weil ſodann, wofern man nicht viel Vorſicht und Behutſamkeit anwendet, ein jedes und ſelbſt auch das gelindeſte Purgiermittel als ein Brechmittel wirket. Das Purgiermittel welches mir im Ganzen bey dieſer Krankheit die beſten Dienſte zu leiſten pflegte, beſtand aus zwey Scrupeln Rhabarber und fünf Gran von dem verſüßten Queckſilber (Calomel vel Mercurius muriatus mitis Ph. Lond. der Ausgabe 1788.) Ich ließ dieſes mit etwas Syrup zu zwölf Pillen machen, wovon man viere auf einmal gab, und ſolches nach Beſchaffenheit des Magens alle halbe Stunden oder alle Stunden wiederholen. Es war unterdeſſen oft nöthig noch einmal ja zuweilen noch zweymal ſoviel zu geben. Allein in einem ſolchen Falle wurde allemal die Doſis des verſüßten Queckſilbers vermindert, oder derſelbige gar aus den Pillen herausgelaſſen, damit er keinen Speichelfluß erregen möchte.

Um die Schmerzen des Unterleibes zu erleichtern, wurden Bähungen auf ſolchen gelegt, oder man nahm ſeine Zuflucht zu dem warmen Bade. Es pflegte unterdeſſen doch die Erleichterung, die der Patiente durch dieſe Mittel erhielt, in den meiſten Fällen nicht lange zu dauern. Weit wirkſamer zeigte ſich zur Milderung der Schmerzen ein großes Blaſenpflaſter, das man auf diejenige Stelle des Unterleibes legte, wo der Schmerz am heftigſten war. Es erfolgte dieſe Erleichterung gemeiniglich ſobald als die Blaſe anfieng ſich zu erheben.

Dieſes Blaſenpflaſter leiſtete auch noch überdieſes dadurch große Dienſte, daß es die Wirkung der gegebenen Purgiermittel beförderte. Denn man bemerkte durchgehends, daß wenn der Schmerz leichter wurde, bald darauf ſtarke Ausleerungen erfolgten.

Man ſetzte dem Patienten dabey noch von Zeit zu Zeit purgierende Clyſtiere, um auch durch ſolche die Wirkung des innerlich gegebenen Purgiermittels zu befördern. Unter den verſchiedenen Zubereitungen und Miſchungen, deren man ſich zu dieſem Endzweck bediente, ſchien keine beſſere Dienſte, als eine ganz einfache Auflöſung von Küchenſalz in Waſſer, zu leiſten, wobey man eine halbe oder ſelbſt eine ganze Unze auf ein Nöſel Waſſer nahm. Der Zuſatz von andern Dingen, denen man eine noch ſtärkere reizende Kraft zu zu ſchreiben pfleget, ſchien nur wenig Nutzen zu ſchaffen.

Wenn ſtarkes Erbrechen oder Würgen bey dem Patienten vorhanden war, ſo pflegte man bloßes warmes Waſſer, oder auch einen Aufguß von Camillenblumen zu geben. Sobald der Magen aber in etwas beruhiget worden war, ſo wurden ſogleich die oben beſchriebenen Purgierpillen ſo wie zuvor gebraucht. Man ſetzte aber zu der Rhabarber und dem Calomel noch ein oder zwey Gran Opium hinzu, um dadurch zu verhindern, daß ſie nicht wieder weggebrochen würden. Fand man es für nöthig, die Pillen zu wiederholen, ſo ließ man bey dem zweyten- und drittenmale die Bereitung des Opiums hernach gänzlich weg.

Faſt bey allen Patienten, die mit dieſer Krankheit befallen wurden, leiſteten die hier gedachten Mittel die verlangte Wirkung ſo, daß dadurch die Verſtopfung gehoben und offener Leib verſchaffet wurde. Unterdeſſen geſchah doch dieſes nicht durchgängig, weil es auch Fälle gab, wo ohnerachtet des Gebrauchs dieſer

Mittel

Mittel der Schmerz und die Verſtopfung des Leibes übrig blieb, ob man ſich gleich der Purgierpillen und Clyſtiere mit der größten Sorgfalt bedienet hatte. Man nahm ſodann ſeine Zuflucht zu andern noch ſtärkern Purgiermitteln. Hierher gehörete die Jalappenwurzel, das purgierende Extrakt (Extractum catharticum. Extractum Colocynthidis compoſitum Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788.) die Purgierſalze und das Ricinusöl. Es könnte ſcheinen als hätte man darinnen einen Fehler begangen, daß man einige von dieſen Purgiermitteln als z. B. die Jalappe und das purgierende Extrakt (Extractum catharticum) nicht vor der Rhabarber und Calomel verſuchet hatte, weil nach allen Erfahrungen die erſtern weit ſtärkere Purgierkräfte als die leztern beſitzen. Allein es hatten dieſe Subſtanzen ihre Kräfte dadurch, daß man ſie in einem warmen Klima aufbehalten hatte, wahrſcheinlicher Weiſe ſehr verloren, denn ſie ſchienen hier nicht ſo ſtark als in Europa zu ſeyn. Auch ſelbſt die Rhabarber iſt hier nicht ſo kräftig; allein wenn man zu derſelbigen noch etwas Calomel hinzuſetzet, ſo entſteht dadurch ein Purgiermittel, welches bey dieſer Krankheit weit häufiger, als irgend ein anderes die verlangte Wirkung zeigte. Schlug aber dieſe Verbindung der Rhabarber mit dem Calomel fehl, ſo waren die purgierenden Salze, wenn der Zuſtand des Magens nur irgend ihren Gebrauch erlaubte, unter den übrigen die wirkſamſten. Man löſete anderthalb Unzen Bitterſalz (Magneſia vitriolata Ph. Lond. 1788.) in drey Gläſern Waſſer auf, worzu man noch anderthalb Quentchen von dem zuſammengeſetzten Lavendelgeiſt (Spiritus lauendulae compoſitus) und drey oder vier Tropfen von dem deſtillirten Oel der Pfeffermünze ſetzte. Hiervon wurden alle halbe Stunden drey oder vier Eßlöffel voll gegeben. — Das Ricinusöl war auch ein bey dieſen Umſtänden ſehr

gutes

gutes Mittel, wofern es der Magen bey ſich behielt. Man gab auf einmal einen Eßlöffel voll in ein wenig Fleiſchbrühe, und wiederholte dieſes alle Stunden.

Ich muß in Anſehung der bey dieſer Krankheit gebrauchten Purgiermittel überhaupt erinnern, daß, man mochte darunter auch geben welches man wollte, man doch dabey keine Rückſicht auf die gewöhnliche Doſis dieſer Mittel nahm, als welche nicht ſtark genug geweſen ſeyn würde. Man wiederholte vielmehr die gedachten Mittel von Zeit zu Zeit ſo lange, bis ſie entweder dem Patienten ganz zuwider wurden und ſolcher ſie wieder wegbrach, oder ſie die verlangte Wirkung zeigten.

Wenn der Puls aus Heftigkeit der Schmerzen und der Größe der Krankheit, geſchwinder wurde, ſo pflegte man, wofern es ein erſter Anfall dieſer Krankheit und der Patiente blutreich und voller Säfte war, einen kleinen Aderlaß von ſechs bis acht Unzen vorzunehmen. Dieſer hatte in einigen Fällen die Wirkung, daß er die Criſis der Krankheit und die Oeffnung des Leibes beförderte.

Ein ſehr wichtiger Umſtand bey der Behandlung dieſer Art der Colik, beſteht darinnen, daß man, wenn es möglich iſt, die Entſtehung der Lähmung zu verhindern trachtet. Dieſes aber ſchien, in ſo fern die Erreichung dieſes Endzwecks möglich war, gänzlich von der geſchwinden Heilung der Colik abzuhängen; denn je heftiger dieſelbige war, und je länger ſolche anhielt, deſto größere Urſache hatte man auch die Entſtehung einer Lähmung zu befürchten. Man hat zuweilen den Mitteln, welche man gegen die Colik zu geben pfleget, den Vorwurf gemacht, daß ſolche die Lähmung hervorbrächten; allein es iſt dieſes gewiß ganz ungegründet. Die einzige Wirkung und Einfluß, den ſolche zur Verhütung oder zur Hervorbringung der Lähmung bey denen mit der Colik behafteten Patienten

zu

zu haben pflegen, kann blos davon abhängen, ob ſolche in Hebung der Colik ſich mehr oder weniger wirkſam erzeigen.

Es blieb, auch nachdem die erſte Ausleerung durch den Stuhlgang dem Patienten verſchaffet worden, und obgleich die Gewalt der Krankheit dadurch gebrochen worden war, doch noch bey vielen Patienten eine Neigung zur Verſtopfung vorhanden, die mit einem ſtärkern oder ſchwächern Schmerz im Unterleibe verknüpft war. Um dieſe Zufälle zu heben, mußte man noch von Zeit zu Zeit abführende Mittel, als zum Beyſpiel das Ricinusöl, aloetiſche Pillen, das in einer ſpirituöſen Feuchtigkeit aufgelöſete Guayakgummi, oder irgend eine andere ſolche Arzney geben, die der Kranke vertragen konnte. Durch den Gebrauch dieſer Arzneyen giengen oft Klumpen von verhärteten Excrementen und dieſes auch noch verſchiedene Tage darnach weg, nachdem die Oeffnung des Leibes ſchon völlig bewirkt zu ſeyn ſchien.

Man gab zur Stärkung des Magens bittere Mittel, als zum Beyſpiel den Aufguß von Camillenblumen, oder Enzian (den zuſammengeſetzten Aufguß von Enzian, Infuſum Gentianae compoſitum Ph. Lond. 1788.)

Die zweyte Periode oder Grad der Krankheit, von der wir hier handeln, nämlich die Lähmung, iſt allezeit eine ſehr hartnäckige Krankheit, und es erlangen in vielen Fällen die Patienten nachmals weder die Kräfte noch die Bewegung ihrer Aerme oder Hände vollkommen wieder. Die warmen Waſſer zu Bath im Sommerſetſhire ſind ſchon ſeit langer Zeit wegen ihrer Kräfte in dieſer Periode der Krankheit berühmt, und es haben durch das Baden in denſelbigen, viele dergleichen Patienten den Gebrauch ihrer Glieder wieder erhalten. (Man ſehe hierüber *Charlton* on Bath Waters).

Auch

Auch auf der Inſel Jamaika finden ſich in dem Kirchſpiel von St. Thomas gegen Oſten (St. Thoma's in the Eaſt) warme mineraliſche Waſſer, die faſt den nämlichen Grad von Wärme, als die Waſſer zu Bath in Sommerſetſhire in England haben. Es beträgt nämlich ihre Temperatur ohngefähr hundert und drey und zwanzig Grad nach dem Fahrenheitiſchen Thermometer und es ſind auch dieſe Jamaikaniſchen warmen Quellen gegen die Lähmung ſehr dienlich.

Man hat Urſache zu glauben, daß die guten Wirkungen des Bath- und anderer ähnlichen mineraliſchen Waſſer gegen die Lähmung, gänzlich von den Kräften abhängen, die ſie als ein warmes Bad beſitzen. Es iſt auch dieſe Meynung durch diejenigen Verſuche beſtätiget worden, die ich mit den warmen Bädern von gemeinem Waſſer bey der Heilung der paralytiſchen Beſchwerden habe machen können. Es waren dieſelbigen faſt eben ſo wirkſam, als die mineraliſchen Waſſer zu Bath, allein es macht die Schwierigkeit, die man hat, einen gehörigen und den nämlichen Grad der Wärme in einem künſtlichen warmen Bade eine ziemliche Zeitlang zu erhalten, daß die natürlichen warmen Bäder allemal einen entſchiedenen Vorzug vor den künſtlichen haben. Da unterdeſſen ſich der Fall ſehr oft ereignen kann, daß die Patienten ſolche warme Bäder nicht beſuchen können, ſo muß man ſodann ſeine Zuflucht zu den künſtlichen Bädern nehmen, die die Stelle der natürlichen auf eine vortrefliche Weiſe erſetzen. Der Grad der Wärme, den das Seewaſſer in Weſtindien nahe an dem Ufer zu haben pflegt, iſt zu Mittagszeit nicht geringer als von vier und achtzig Grad nach dem Fahrenheitiſchen Thermometer, und es würde das Baden in der See um dieſe Zeit wahrſcheinlicher Weiſe zu der Heilung der Lähmung eben ſo wirkſam als das Bath-Waſſer ſeyn. Allein ich konnte in dieſem Stücke nicht viel

Erfahrungen machen, weil alle die durch die Colik gelähmten Soldaten, mit andern Invaliden nach England zurückgeſchickt wurden, indem man ſchwerlich hoffen konnte, daß ſie irgend zum Soldatendienſt wieder tauglich werden würden.

Die Patienten hatten oft in den paralytiſchen Gliedern einen heftigen Schmerz, und von Zeit zu Zeit entſtand an einzelnen Theilen eine aufgetretene weiche Geſchwulſt, die eben ſo plötzlich vergieng als ſie entſtand. Dieſe beyden Zufälle wurden durch den Gebrauch der ſogenannten flüchtigen Salbe (Linimentum volatile oder Linimentum Ammoniae Pharm. Lond. der Ausgabe von 1788.) erleichtert, und wenn die Schmerzen zu heftig waren, ſo ſchafften die Opiate Milderung derſelben.

In einigen wenigen Fällen zogen die Schmerzen aus den Gedärmen plötzlich nach dem Kopf. Hierdurch ſtiegen die Leiden der armen Patienten bis auf das Höchſte, und in einem Falle erfolgte dadurch ein einige Zeit dauernder Wahnſinn. Bey dieſen Umſtänden ſchaffet nichts ſoviel Hülfe als die Blaſenpflaſter, die man nach einander und ſo wie es die Heftigkeit oder Dauer der Schmerzen erfordert, auf den Rücken, hinter die Ohren oder auf die Schläfe leget. Es leiſteten auch in dieſem Falle die Opiate zur Erleichterung der Schmerzen der Patienten einige Dienſte.

Ich will dieſe Bemerkungen über dieſe Art der Colik mit einigen Anmerkungen über die Arzneymittel beſchließen, die von andern Aerzten gewöhnlicher Weiſe gegen dieſe Krankheit empfohlen werden. Die Franzoſen, (man ſehe die Medical Tranſact. Vol. II. p. 459.) unter denen dieſe Krankheit häufig vorzukommen pfleget, bedienen ſich des Brechweinſteins, um dadurch Erbrechen zu erregen. Allein ich muß geſtehen, daß

in

in allen Fällen von dieſer Krankheit, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, das Erbrechen ein ſehr beſchwerlicher Zufall und große Verhinderung der Heilung war; daher denn auch von mir und andern alles das wovon man nur irgend erwarten konnte, daß ſolches das Erbrechen erregen möchte, ſorgfältig vermieden wurde. Es ſcheint mir daher auch die Methode dieſe Colik durch Brechmittel zu heilen, gar nicht gut zu ſeyn; da ich aber bis jetzt noch keine eignen Erfahrungen darüber habe, ſo getraue ich mich nicht dieſe Sache völlig zu entſcheiden.

Die Aerzte ſind in ihren Meynungen über den Nutzen oder die Schädlichkeit der Opiate bey dieſer Krankheit ſehr getheilet. Einige ſehr angeſehene Schriftſteller behaupten, daß man ſich bey der Heilung derſelben vorzüglich auf die gedachten Mittel verlaſſen müſſe. Sie ſchreiben ihnen die Wirkung zu, den Schmerz zu lindern, die Krämpfe der Gedärme zu heben und zu einer geſchwinden Criſis und Heilung der Colik dadurch viel beyzutragen, daß ſie die Wirkung der Purgiermittel erleichtern und unterſtützen. Auf der andern Seite aber findet man auch wieder, daß eben ſo angeſehene und berühmte Praktiker den Gebrauch der Opiate ſo lange gänzlich unterſagen, bis durch die Purgiermittel hinlängliche Oeffnung verſchaffet worden iſt. Ich muß geſtehen, daß meine eigne Erfahrung, die ich ſowohl in England, als in dem Jamaikaniſchen Klima gehabt habe, gänzlich mit der letztgedachten Meynung übereinſtimmt. Alle Erleichterung, welche die Opiate verſchafften, war ganz unbeträchtlich, ſo lange bis gehörige Oeffnung durch den Stuhlgang verſchaffet worden war, und einige von den Patienten, bey denen ich dieſe Krankheit in ihrem ſchlimmſten Grade ſahe, waren gleich vom Anfang an mit Opiaten behandelt worden. Das Verlangen, die heftigen Schmerzen der

Kranken zu erleichtern, macht, daß man ſich oft der Opiate bedient, allein der einzige Umſtand, unter welchen ich ſolche nützlich befunden habe, war der, wenn der Magen zu ſehr reizbar war; ſie wurden in dieſem Falle mit einem Purgiermittel gegeben, um dadurch zu verhindern, daß ſolches nicht wieder weggebrochen würde.

Wahrſcheinlicher Weiſe kömmt es wenig darauf an, was man für ein Purgiermittel giebt, wofern daſſelbige nur die gehörige Wirkung leiſtet. In unſern Gegenden iſt das purgierende Extrakt (Extractum catharticum oder Extractum Colocynthidis compoſitum Pharm. Lond. 1788.) mit dem verſüßten Queckſilber ſehr dienlich, worzu man noch, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, eine kleine Doſis von Mohnſaft ſetzet, und ich ziehe eine Zuſammenſetzung von dieſer Art der Rhabarber und dem verſüßten Queckſilber, deren man ſich in Jamaika bediente, weit vor. Man machte ein halbes Quentchen von dieſem Extrakt mit fünf Gran verſüßten Queckſilber und anderthalb Gran Mohnſaft zu acht Pillen, von denen man alle Stunden oder alle zwey Stunden zwey Stück, nach Beſchaffenheit des Magens, und dieſes ſo lange gab, bis ſie die verlangte Wirkung zeigten. Oft hat man nöthig, die hier gedachten Pillen noch einmal, ja ſogar zuweilen noch zum zweytenmal machen zu laſſen, ehe der Patiente gehörige Oeffnung erhält; allein es wird in ſolchen Fällen das Opium aus ſolchen gemeiniglich herausgelaſſen. In Weſtindien konnte man nicht ſoviel von dem Calomel geben, als dieſes in England möglich war, weil ſchon fünf Gran davon mehr als einmal viel Unbequemlichkeiten erregten, indem ſie einen Speichelfluß mit einer beträchtlichen Geſchwulſt, Schmerz und Entzündung in dem Mund und Hals erregten.

Es iſt der Körper in dem weſtindiſchen Klima gegen die Wirkungen des Queckſilbers ſehr empfindlich, und

und es geſchieht alſo etwas, das dem, was man, woſern die allgemein angenommene Meynung von der Wirkungsart des Queckſilbers gegründet wäre, erwarten ſollte, ganz gerade entgegen geſetzt iſt. Denn könnte, wie man es ſonſt immer zu glauben pflegt, ein größerer Trieb der Säfte gegen die Haut verhindern, daß das Queckſilber nicht auf die Speicheldrüſen wirkte und den Mund angriff, ſo müßte es in Jamaika, wo die Ausdünſtung des Körpers zu allen Zeiten ſehr ſtark zu ſeyn pflegt, ſehr ſchwer fallen einen Speichelfluß zu erregen.

Man bediente ſich bey dem trocknen Bauchgrimmen zu verſchiedenen Zeiten auch verſchiedener Arten von Clyſtieren. Clyſtiere von warmen Waſſer mit etwas Oel, erleichterten die Strangurie, die, wie wir oben geſagt haben, bey dieſer Colik zuweilen vorhanden war. Das Küchenſalz zeigte in den Clyſtieren eine ſtärkere reizendere Wirkung, als das Glauberiſche oder auch das Bitterſalz. Man machte auch einige Verſuche mit den Clyſtieren von Tabaksrauch, allein die erſchrecklichen Uebelkeiten die dadurch hervorgebracht wurden, erſchwerten die Leiden der Patienten ſo ſehr, daß man den Gebrauch derſelben bald wieder ausſetzte, und dieſes vielleicht noch ehe wir die beſte Verfahrungsart dabey ausfindig gemacht hatten.

Dritter Abſchnitt.

Von der Urſache dieſer Colik oder des trocknen Bauchgrimmens.

Man wird es nicht als nöthig anſehen, daß ich hier über dieſe Materie mich weitläuftig erklären ſoll, da ich dieſes ſchon, wie ich glaube, hinlänglich an einem

andern Orte (Medical Transact. Vol. III. p. 227. deutſche Ueberſ. S. 174.) gethan habe. *)

Daß das in dem Körper gebrachte Bley, unter allen den verſchiedenen Geſtalten, die ſolches anzunehmen fähig iſt, Coliken und Lähmungen hervorbringt, iſt eine Thatſache, deren Wahrheit ſo ſehr erwieſen iſt, als dieſes nur von irgend einer in der Phyſik geſagt werden kann. Es macht auch hierbey gar keinen weſentlichen Unterſchied, ob das Bley in Dämpfe aufgelöſet iſt, wie dieſes in den Schmelzhütten der Fall iſt: oder ob es ſich in einem metalliſchen Zuſtand befindet, wie dieſes bey den Glaſern und Bleygießern geſchieht: oder ob es in einen Kalch verwandelt iſt, wie bey den Malern und den Verfertigern des Bleyweißes; oder ob es endlich in einem ſalzigten Zuſtand in den Körper gelanget, wie ſolches alsdenn, wenn es im Wein oder Cyder aufgelöſet iſt, zu geſchehen pfleget. Es bringt vielmehr das Bley unter allen dieſen verſchiedenen Formen die Bleycolik und die darauf folgende Lähmung hervor. Die Menge des Bleyes, die zu der Hervorbringung dieſer Krankheit erforderlich wird, kann ſehr verſchieden ſeyn. Denn man hat deutliche Beweiſe, daß dieſe Krankheit von einigen wenigen Granen Bleyzucker entſtanden iſt, (dergleichen in den Medical Transact. Vol. I. p. 304. enthalten ſind,) und eben ſo gute Zeugniſſe beweiſen auch, daß zuweilen dieſes Salz in ſehr ſtarker Doſis gegeben worden iſt, ohne daß daraus

*) Es zeigt unſer Verfaſſer allda, daß weder das Waſſer, noch der Genuß der ſauern Früchte, noch die Galle, ſondern lediglich das Bley, welches in dem neuen Rum befindlich iſt, die Urſache dieſer Krankheit ſey. Wird der Rum eine Zeitlang aufbewahret, ſo ſchlägt ſich das Bley nieder. Eben dieſes aber thun auch einige Tropfen von der zu dem Rum geſetzten Vitriolſäure. A. d. Ueb.

aus die geringſten unmittelbaren übeln Folgen entſtanden wären. Allein was kann man wohl aus dergleichen Erfahrungen mehr ſchließen, als daß es einige Körper giebt, die in einer kürzern Zeit und von einer kleinen Menge dieſes Giftes leiden, als dieſes bey andern der Fall iſt? (Man ſehe hierüber die Medical Transact. Vol. I. p. 257. und Vol. II. p. 419.) Dieſes iſt eine Bemerkung die nicht nur von einem jedem Gifte, ſondern auch von einem jedem wirkſamen Arzneymittel gilt, das wir kennen.

Daß dieſe Colik oder das trockne Bauchgrimmen, die Wirkung des auf irgend eine Art in den Körper gebrachten Bleyes ſey, daran kann man vernünftiger Weiſe nicht zweifeln. Es ſind mir bis jetzt noch keine Thatſachen oder Erfahrungen bekannt geworden, welche mich bewegen könnten, die von mir (in den Medical Transact. Vol. III. p. 427.) vorgetragene Meynung zu ändern; daß nämlich der neue in unſchicklichen und Bley enthaltenden Gefäßen abgezogene Zuckerbranndtewein mir dasjenige zu ſeyn ſcheint, wodurch das Bley in den Körper gelanget. Es wäre unterdeſſen doch zu wünſchen, daß die Unterſuchung weiter fortgeſetzet würde, und daß man den Rum, ſo wie er aus der Blaſe kömmt und auch das genau unterſuchte, was in dem Bodenſatz der Gefäße und Fäſſer enthalten iſt, in welchen man den neu deſtillirten Rum einige Zeit aufbehalten hat. Es können aber dergleichen Unterſuchungen hier in England nicht ſo gut angeſtellet werden, als dieſes in den weſtindiſchen Inſeln möglich iſt.

Ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, an dieſem Ort einen Brief des berühmten Dr. Franklin zu Philadelphia, an ſeinen Freund dem Dr. Vaughan in England einzurücken, in welchem die von mir behauptete Meynung, daß blos das in dem neu deſtil-

lirten Rum befindliche Bley, die Urſache des trocknen Bauchgrimmens ſey, durch das was ſich in Neuengland zugetragen hat, erläutert und einigermaßen beſtätiget wird. Ohnerachtet verſchiedene der in beſagtem Schreiben erwähnten Thatſachen dem Publikum bereits bekannt ſind, ſo habe ich doch daſſelbige nicht abkürzen, oder das, was Franklin ſo deutlich ausgedrückt hat, mit andern Worten ſagen wollen.

Brief des Dr. Franklin an den Dr. Vaughan.

Philadelphia, den 31 Jul. 1786.

Mein theurer Freund,

„Ich erinnere mich, daß wir, da ich vor jetzt einem Jahre das Vergnügen hatte, Sie zu Southampton zu ſehen, eine Unterredung über die übeln Folgen des innerlich genommenen Bleyes hatten. Ich that Ihnen damals auf Ihr Verlangen das Verſprechen, daß ich Ihnen nach meiner Zurückkunft nach Amerika ſchriftlich eine genaue Nachricht von verſchiedenen Thatſachen zuſenden wollte, die ich Ihnen damals mündlich erzählte, und von denen Sie glaubten, daß von ihnen ein guter Gebrauch gemacht werden könnte. Ich ſuche anjetzt dieſes mein Verſprechen zu erfüllen.“

„Die erſte Sache von dieſer Art, der ich mich erinnere, war, daß man zu Boſton zu der Zeit, wo ich noch ein Knabe war, davon redete, daß man ſich aus Nordcarolina über den in Neuengland verfertigten Zuckerbranndtewein beklagte, daß ſolcher die Leute vergiftete, und daß ſolche davon das ſogenannte trockne Bauchgrimmen (dry — belly — ach) bekämen, und nach demſelben den Gebrauch ihrer Glie-

„der

„der verlören. Da man bey dieſer Gelegenheit die „Brennereyen, in denen der Rum verfertiget wurde, „genauer unterſuchte, ſo zeigte es ſich, daß verſchiede„ne Beſitzer derſelben, ſich bleyerner Helme und Röh„ren bedienten, und es waren die Aerzte der Meynung, „daß der Schaden, den der Rum anrichtete, von dieſem „Gebrauch des Bleyes zu den Deſtillirgefäßen her„rührte. Die Verſammlung von Maſſachuſets-Bay „machte daher eine Acte, zu Folge welcher der Gebrauch „von ſolchen bleyernen Gefäßen auf die Zukunft unter „verſchiedenen Strafen verboten wurde.“

„Da ich im Jahr 1724. mich zu London aufhielt, „ſo arbeitete ich in der Druckerey des Herrn Palmer „in Bartholomew-Cloſe, als ein Setzer: Ich fand „daſelbſt eine Gewohnheit, die ich nie vorher geſehen „hatte, daß man nämlich einen Kaſten mit Schriften, „die wenn ſie wieder im Kaſten gelegt werden, naß zu „ſeyn pflegen, ſchief an das Feuer ſetzte, und ſie daſelbſt „trocknen ließ. Ich fand daß außer dem Trockenwer„den der Buchſtaben, dieſes auch noch den Vortheil „hatte, daß die Schriften warm wurden, welches „denn, wenn man bey kaltem Wetter ſetzte, den Hän„den des Setzers ſehr wohl that. Dieſes machte, „daß ich meinen Schriftkaſten zuweilen auch zu einer „Zeit am Feuer erwärmte, wo die Buchſtaben keines „Trocknens bedurften. Allein ein alter Setzer, der „dieſes ſahe, erinnerte mich, dieſes ja zu unterlaſſen „und ſagte mir, ich könnte dadurch den Gebrauch von „meinen Händen verlieren, wie dieſes bey zweyen an„dern Setzern in der nämlichen Druckerey faſt geſche„hen war. Der eine davon, der ſonſt eine Guinee alle „Wochen verdiente, konnte es anjetzt nicht höher als „auf zehn Schillinge oder nicht gar die Hälfte von

„dieſer Summe bringen, und der zweyte dieſer Leute,
„welches Hände ganz baumelten, verdiente nicht mehr
„als achtehalb Schillinge. Dieſe Erinnerung und eine
„Art von einem ſtumpfen Schmerze, den ich zuweilen
„gleichſam als in den Knochen meiner Hand zu der
„Zeit empfand, wenn ich ſehr warm gemachte Buch-
„ſtaben ſetzte, bewog mich dieſes Verfahren zu unter-
„laſſen. — Da ich aber nach der Zeit mich bey einem
„gewiſſen Herrn James, einem Schriftgießer, der in
„der nämlichen Gegend wohnte, erkundigte, ob ſeine
„Leute, die über den kleinen Gießöfen mit geſchmolze-
„nem Metall arbeiteten, nicht auch dieſer Colik und
„Lähmung unterworfen wären, ſo befürchtete ſolcher
„wenig Gefahr von irgend einer Art von Ausdünſtungen
„des Bleyes; ſondern er ſchrieb die Zufälle, die bey
„Buchdruckern und Schriftgießern von dem Bley ent-
„ſtunden, vielmehr denen von faulen Arbeitsleuten
„verſchluckten Bleytheilchen zu. Er glaubte nämlich,
„daß wenn dieſelben dieſes Metall in den Händen gehabt
„hätten und ſich nicht gut die Finger abwüſchen, kleine
„Theilchen von dem Bleye ihnen an den Fingern kleben
„blieben, die ſich hernach an das Brod anhiengen und
„alſo mit hinuntergeſchluckt würden. Es ſchien mir
„dieſe Meynung zum Theil gegründet zu ſeyn, allein
„der Schmerz, den ich in meinen Händen empfunden
„hatte, machte, daß ich mich noch immer ſehr vor den
„Ausdünſtungen des Bleyes fürchtete. *)“

„Da

*) Wenn in einer Schriftgießerey kein Zug iſt, und die Bleydämpfe zurückgehalten werden, ſo leiden die Schriftgießer ſehr an der Lähmung der Hände; iſt aber ein freyer Zug, ſo bleiben ſie geſund, wie hier gemachte Erfahrungen zeigen. A. d. Ueb.

„Da ich mich nachher in Derbyſhire aufhielt, und „einige der dortigen Schmelzhütten beſah, in welchen „das Bley geſchmolzen wird, ſo ſagte man mir, daß „der Rauch in dieſen Schmelzhütten dem in der Nähe „befindlichen Gras und andern Vegetabilien ſchädlich „wäre. *) Ich erinnere mich unterdeſſen doch nicht, „ſelbſt etwas von den Wirkungen gehört zu haben, die „dergleichen Vegetabilien auf das Vieh, wenn ſie von „ſolchen genoſſen werden, zu haben pflegen. Es ver„dient aber dieſer Umſtand wohl, daß man ihn genauer „unterſucht."

„Ich habe oft in Amerika bemerket, daß wenn an „den Dächern unſrer mit Schindeln gedeckten Häuſer, „auf denen auf der gegen Norden zu gelegenen Seite „viel Mooß zu wachſen pfleget, oben auf etwas befind„lich iſt, das mit Bleyweiß angeſtrichen iſt: als zum „Beyſpiel Gegitter oder die Rähme von Dachfenſtern „u. ſ. w. jederzeit von dieſen angeſtrichenen Dingen bis „zu der Dachrinne oder Dachtraufe ein Strich hin„abgeht, auf welchen kein Moos wächſt, ſondern wo „die Schindeln von demſelbigen immer ganz rein und „frey bleiben.

„Wir trinken bey uns in Amerika ſelten Regen„waſſer, das von unſern Dächern abfällt und in Ci„ſternen geſammelt wird; und es würde auch in einem „ſolchen Falle die Menge des Bleyes, die von dergleichen „angeſtrichenen Fenſterrähmen u. ſ. w. abgienge, und „ſich dem Regenwaſſer beymiſchen könnte, zu unbe„trächtlich ſeyn, als daß ſolche eine in die Sinne fal„lende „Wirkung auf unſern Körper hervorbringen „könnte.

*) Dieſes rührt aber auch von dem Schwefel und Arſenik her, die mit verflüchtiget werden. A. d. Ueb.

„könnte. Allein man hat mir eine Begebenheit von „dieſer Art erzählt, die ſich in Europa, ich weis aber „nicht mehr eigentlich an welchem Orte, ereignet hat, „wo eine ganze Familie dadurch, daß ſie Regenwaſſer „trank, mit der ſogenannten Bleycolik oder dem trock- „nen Bauchgrimmen befallen wurde. Dieſe Familie „lebte auf einem Landgute das zu hoch gelegen war, „als daß man einen Brunnen daſelbſt hätte graben kön- „nen. Man trank alſo das Waſſer einer Ciſterne, „die ihr Waſſer von den mit Bley belegten Dächern „erhielt. Es war dieſes verſchiedene Jahre bereits „geſchehen, ohne daß man den geringſten Schaden da- „von verſpüret hätte. Allein da einige junge Bäume, „die nahe an dem Hauſe gepflanzet waren, in die „Höhe und über das Dach hinauswuchſen und ihre „Blätter auf das Dach fallen ließen, ſo hatte, wie „man glaubte, die in dieſen Blättern befindliche Säure „das Bley, welches bedecket wurde, angefreſ- „ſen und dem Waſſer, das von dem Dache in die Ci- „ſternen herabfloß, dadurch die ſchädlichen Theilchen „und Eigenſchaften des Bleyes mitgetheilet, daher „denn in der Folge von dem Genuß deſſelben die Bley- „colik entſtand."

„Da ich im Jahr 1767 mit dem verſtorbenen kö- „niglich engliſchen Leibarzt Pringle mich in Paris „aufhielt, ſo beſuchte ſolcher das daſige Hoſpital die „Charite', welches vorzüglich wegen der Heilung der „mit der Bleycolik behafteten Patienten berühmt iſt. „Er brachte aus demſelben eine kleine Schrift mit nach „Hauſe, welche ein Verzeichniß der Namen von da- „ſelbſt an dieſer Krankheit geheilten Perſonen enthielt, „und worinnen zugleich die Handwerke und Profeſſio- „nen dieſer Leute angegeben waren. Ich war ſo neu- „gierig

„gierig dieſe Liſte zu unterſuchen und fand, daß alle dieſe „Kranke von ſolchen Handwerken und Handthierun„gen waren, die auf eine oder die andre Art im „Bleye arbeiten, als Bleygießer, Glaſer, Maler u. „ſ. w. Ich bemerkte blos zweyerley Handthierungen „von denen ich mir nicht erklären konnte, wie das Bley „bey ihnen die Urſache der Colik hätte werden können, „und dieſes waren Steinmetzer und Soldaten. Da ich „aber einem Arzte des beſagten Hoſpitals dieſen meinen „Zweifel entdeckte, ſo erfuhr ich von ſolchem, daß die „Steinmetzen ſich beſtändig des geſchmolzenen Bleyes „bedienen, um die Enden eiſerner Geländer und Stan„gen damit in die Steine zu befeſtigen. Die Solda„ten aber, die man wegen der Bleycolik in das Hoſ„pital aufgenommen hatte, waren von Malern als „Handlanger gebraucht worden um Farben zu reiben.“

„Dieſes, mein theurer Freund, iſt alles, deſſen ich „mich in Anſehung dieſer Materie erinnern kann. „Sie werden aus dem, was ich Ihnen hier melde, „ſehen, daß die Meynung von den ſchädlichen Wir„kungen des Bleyes, wenigſtens über ſechzig Jahr „bereits alt iſt; und Sie werden auch zu gleicher „Zeit mit Leidweſen bemerken, wie lange oft eine „nützliche Wahrheit bekannt und vorhanden ſeyn „kann, ehe dieſelbige durchgängig erkannt und in „Ausübung gebracht wird.

„Ich bin beſtändig Ihr ergebenſter Freund

B. Franklin.

Das Geſetz, deſſen Franklin in dieſem Briefe erwähnet, verbietet den Gebrauch aller bleyernen Helme, Schnäbel und Röhren bey dem Deſtilliren des Rums, unter gehörigen Strafen. Eben ſo unterſaget es auch den Handwerksleuten, die derglei-

ter-

chen Deſtillirwerkzeuge verfertigen, in ihre Zuſammenſetzung etwas Bley zu nehmen, und es werden gewiſſe beſondere Probirer beſtellt, die alle ſolche Helme und Röhren, deren man ſich zu der Deſtillation des Zuckerbrandteweins oder anderer Brandtweine bedienet, unterſuchen, und das, was ſie bey dieſer Unterſuchung gefunden, der Obrigkeit anzeigen ſollten. Dieſe Acte wurde im Jahr 1723. gemacht.

Sech=

Sechſtes Hauptſtück.

Von offenen Schäden und Geſchwüren.

Es waren zu allen Zeiten des Jahres, und in allen den verſchiedenen Quartieren, in welchen in Jamaika Soldaten verlegt waren, offene Schäden und Geſchwüre an den Beinen ſehr gemein. Die mit ihnen und den Fiebern und der Ruhr behafteten Patienten machten neunzehn Zwanzigtheile von allen in das Hoſpital aufgenommenen Kranken aus; da hingegen alle die, mit den übrigen Krankheiten behafteten Soldaten, nicht mehr als ein Zwanzigtheil betrugen, wofern man gewiſſe beſondere Zeiten ausnimmt, wo die Colik oder auch die Blattern herrſchten. Die Anzahl der mit Geſchwüren behafteten Kranken, die in die Hoſpitäler kamen, war zwar immer beträchtlich, doch war ſie in manchem Quartier weit größer als in andern. Zu Spaniſh-Town und Kingſton machten dieſe Art von Kranken oft ein Drittheil von allen Patienten aus, zu Fort Auguſta betrugen ſie die Hälfte, und zu Stoney-Hill ſogar zwey Drittheil davon.

Es pflegen dieſe Geſchwüre in Jamaika von der allergeringſten Urſache zu entſtehen. Eine gekratzte Stelle, eine Quetſchung oder andere leichte Beſchädigung an den Beinen, ſind ſchon hinreichend ein Geſchwür hervorzubringen, das allemal ſchwer, ja zuweilen unmöglich zu heilen iſt. Auch alte Geſchwüre brechen oft auf das Neue wieder auf und werden ſodann eben ſo hartnäckig.

Eine von den Urſachen, die am öfterſten zu ſolchen Geſchwüren Gelegenheit geben, iſt ein Inſekt, das man in Jamaika Chigre nennet. (Pulex penetrans Linn. Syſt. Nat. ſiehe *Catesby* Carol. III. t. 10. f. 3.

f. 3.) Es gehört zu der Flohgattung und iſt außerordentlich klein. Es legt ſolches ſeine Eyer auf eine ganz ungewöhnliche Art in die Haut: denn man behauptet, daß es ſich ſelbſt in das Fleiſch vergräbt und zu einem Neſte ſeiner Eyer wird. Der Theil, in welchen ſich dieſes Inſekt hineingegraben hat, ſchwillt nach einiger Zeit auf, wird roth und verurſachet ein ſtarkes Jucken. Gewöhnlicher Weiſe pflegt man ſodann mit einer feinen Nadel den Sack herauszugraben, welchen der Körper des hineingedrungenen Inſekts machet, und in welchem die Eyer und Jungen enthalten ſind. Unterläßt man dieſes zu thun, ſo nimmt die Entzündung zu, es entſteht eine Vereiterung und es wird dadurch ein Geſchwür hervorgebracht. Das Inſekt, von dem hier die Rede iſt, hält ſich gemeiniglich im Staub auf dem Erdboden oder den Dielen auf. Es legt meiſtentheils ſeine Eyer in die Zehen und Füße; und es verloren wirklich unter unſern Soldaten viele eine oder mehrere von ihren Zehen durch Geſchwüre, die von dieſer Urſache ihren Urſprung genommen hatten.

Es mögen nun aber die Geſchwüre von einer Urſache entſtanden ſeyn von welcher ſie wollen, ſo breiten ſich ſolche doch immer ſehr geſchwind aus, und bilden in kurzer Zeit eine große offene und ulcerirte Oberfläche. Sie erregen wenig oder gar keinen Schmerz, welches in einem großen Grade von der Wärme der Luft herzurühren ſcheint; denn auch geſchnittene Wunden verurſachen in einem warmen Klima weit weniger Schmerz, als in einem kalten. Das Anſehen der Geſchwüre verändert ſich beſtändig. Zuweilen ſehen ſie wie ein geſundes Geſchwür aus, es wächſt junges Fleiſch häufig und lebhaft in die Höhe, und ſie fangen auch an ſich mit der Oberhaut zu überziehen; allein oft geht ſchon in einer einzigen Nacht dieſe günſtige Ausſicht wieder verloren. Die hervorgewachſenen jungen

jungen Fleiſchwärzchen, werden ganz ſchlaff, oder ſterben in manchen Theilen ganz ab, die mit Oberhaut überzogene Fläche bricht von neuen wieder auf und das Geſchwür wird größer als es jemals vorher geweſen iſt. Nach einiger Zeit bekömmt es wieder das Anſehen, als wenn es heilen wollte, und es wird zu wiederholtenmalen das hier Erzählte ſich auf das Neue wieder ereignen. Am Ende werden die Knochen von dem Knochenfraß befallen, und wenn das Glied entweder nicht abgenommen oder der Patiente von Jamaika weg und in ein kälteres Klima geſchickt wird, ſo wird derſelbe in eine Abzehrung verfallen, und nachdem er einige Zeit in dieſem Zuſtande zugebracht hat, ſo ſtirbt derſelbe endlich.

Dieſe außerordentliche Schwierigkeit ja faſt Unmöglichkeit, ein Geſchwür, das an den untern Gliedmaßen entſtanden war, ſobald daſſelbige eine gewiſſe Größe erlangt hatte, zu heilen, hatte nothwendiger Weiſe die Folge, daß ſich die Anzahl der mit dergleichen Geſchwüren behafteten Patienten in den Hoſpitälern zu Jamaika anhäufte. Man verſuchte dagegen verſchiedene Heilmethoden; ich halte es aber für hinreichend, wenn ich nur der vornehmſten darunter kürzlich Erwähnung thue, weil keine davon mit einem ſehr glücklichen Erfolg verknüpft zu ſeyn pflegte.

Im Anfange glaubte man, daß die Soldaten, da ſolche wenn ſie zu Jamaika anlangten, alle eine geraume Zeit auf der See zugebracht hatten, und auch nachdem ſie gelandet waren, noch immer eingeſalzenes Fleiſch genoſſen, etwas Scorbutiſches in einem größern oder geringern Grade an ſich haben könnten, welches an der ſo ſchweren ja faſt unmöglichen Heilung der Geſchwüre Urſache wäre. Man verordnete daher, daß ſie eine blos aus Vegetabilien beſtehende Koſt, als das beſte Mittel gegen den Scorbut, genießen ſollten. Dieſes hatte auch auf eine Zeitlang

gute Wirkungen bey einigen, ſchlug aber doch am Ende auch fehl.

Da ferner die Kräfte der ganzen Leibesbeſchaffenheit bey den Patienten augenſcheinlich gelitten hatte, ſo bildeten wir uns ein, daß dieſe Kranken durch den Gebrauch der Fieberrinde, wenn ſolche beſonders mit einer guten und nahrhaften Koſt verbunden würde, wieder hergeſtellt werden könnten. Man befolgte auch dieſen Curplan, und es bewirkte ſolcher im Anfang eine ſehr gute Veränderung in den Geſchwüren, allein am Ende war ſein Erfolg eben ſo ſchlecht, als der von dem vorherigen.

Auch gab man die Säfte verbeſſernde Mittel, als zum Beyſpiel kleine Doſes von dem Calomel, allein es thaten ſolche nicht gut. Die Veränderung, die, wie ich bereits oben erwähnt habe, in den Geſchwüren oft von freyen Stücken erfolgte, verurſachte, daß ſich der Arzt und Wundarzt eine Weile einigermaßen in Anſehung der guten Wirkung derjenigen Behandlung betrogen, deren man ſich gerade zu derſelbigen Zeit bediente. Denn da das günſtige Anſehen der Geſchwüre ſich eben zu der Zeit anfieng, wo man ſich der verordneten Arzneyen bediente, ſo erregte dieſes im Anfang eine ſehr gute Hoffnung, in der wir uns aber doch auch am Ende betrogen fanden. Ich muß unterdeſſen doch geſtehen, daß in vielen Fällen die angewendeten Mittel eine, obgleich nur kurze Zeit dauernde Beſſerung, in den Geſchwüren hervorbrachten, und bis auf einen gewiſſen Grad die Wirkungen und Bemühungen der Natur das Geſchwür zu heilen unterſtützten. Allein es war bey den Kranken, von denen ich hier rede, die Natur und die Kräfte des Körpers ſo ſchwach, daß dadurch, mit aller Hülfe und Unterſtützung die man ihnen geben konnte, doch keine Heilung bewirket zu werden vermochte. Es gieng bey allen dieſen Kranken die

die Heilung bis auf einen gewiſſen Punkt von ſtatten, allein die Geſchwüre verſchlimmerten ſich bald wieder und wurden eben ſo ſchlimm, als ſie es vorher geweſen waren.

Man verſuchte auch äußerliche Mittel von verſchiedener Art; ich muß aber von dem Nutzen derſelben eben das ſagen, was ich bereits von dem Gebrauch der innerlichen Arzneyen angeführet habe. Auch ſie nämlich brachten im Anfange ihres Gebrauchs eine günſtige Veränderung zuwege, allein es war ſolche nicht dauerhaft. Unter den verſchiedenen äußerlichen Mitteln, die man bey dieſen Geſchwüren verſuchte, waren Salben, die bald reizend, bald erweichend waren: ferner Breyumſchläge, die in Gährung begriffen waren, der gewöhnliche Breyumſchlag von Semmel und Milch, und endlich trockne Charpie.

Ich muß unterdeſſen doch noch eines äußerlichen Mittels erwähnen, das bey den Einwohnern gegen dergleichen Geſchwüre gewöhnlich iſt, weil daſſelbige zuweilen beſſere Dienſte als alle andere bisher angeführte, zu leiſten pflegte, und dieſes ſind geröſtete Limonien *).

Eine horizontale und ruhige Lage des Beins leiſtete auch hier, ſo wie es in andern Ländern zu geſchehen pflegt, gute Dienſte, und wenn dieſe Vorſicht vernachläßiget wurde, ſo griffen die Geſchwüre mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit um ſich.

Aus allen meinen Erfahrungen konnte ich den allgemeinen Schluß machen, daß alle diejenigen Geſchwüre an den untern Gliedmaßen, die bereits einige Zeit gedauert hatten, und von einer beträchtlichen

*) Man ſehe die Sammlungen auserleſ. Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte, B. XII. S. 163, und XIV. S. 390. A. d. Ueb.

Größe waren, in dem weſtindiſchen Klima, durch kein einziges uns bekanntes Mittel geheilet werden konnten. Wir pflegten auch daher, ſtatt unſere Zeit weiter mit ganz fruchtloſen Verſuchen zu zu bringen, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, die mit Geſchwüren behafteten Soldaten mit andern Invaliden, ſobald als möglich nach England zurück zu ſchicken. Dieſe Veränderung des Klima und der Luft, brachte ſehr gute Wirkungen hervor. Viele von den Geſchwüren heilten ſchon unterwegens, alle übrige von dieſen Kranken aber, wurden bald nach ihrer Zurückkunft nach England wieder hergeſtellt, wofern nicht die Knochen ſchon von dem Beinfraß angegriffen waren. Und auch von dieſen letztern wurden noch viele geheilt, nachdem ſich große Stücken der Schienbeinröhre bey ihnen abgeblättert hatten. Bey einigen davon war es aber doch noch nöthig, das kranke Glied abzunehmen. Man unternahm dieſes zwar auch einigemal in Jamaika, allein man that es doch nie anders, als nur wenn es die höchſte Noth erforderte, weil dieſe Operation hier ſelten einen glücklichen Erfolg hatte. Es rührte dieſes von dem Kinnbackenkrampf her, der gemeiniglich wenig Tage darnach entſtand und den Tod des Patientens verurſachte. Es erhellet daher aus alle dieſen Erfahrungen nothwendig, daß es ſowohl die Menſchenliebe, als der Nutzen des Dienſtes erfordert, alle mit übeln Geſchwüren behaftete Patienten, ohne weitern Zeitverluſt aus Weſtindien nach Hauſe zu ſchicken; man müßte denn ſo glücklich ſeyn eine weit wirkſamere Heilmethode dagegen zu entdecken, als alle diejenigen ſind, die wir bis jetzt kennen.

Ohnerachtet nun aber die Geſchwüre in Weſtindien ſelten geheilet werden, ſo iſt es doch oft möglich dieſelbigen zu verhindern. Die Chigren dringen in die Zehen und Füße der Soldaten alsdenn ein, wenn dieſe barfuß

barfuß gehen. Thun die Soldaten dieſes, ſo ſind ſie auch hierdurch zu gleicher Zeit Quetſchungen und andern leichten Verwundungen, Ritzen u. ſ. w. mehr ausgeſetzt, die, wenn ſie nicht ſogleich mit größter Sorgfalt behandelt werden, bald ſich in wirkliche Geſchwüre verwandeln. Trüge man Sorge, daß die Soldaten nie ohne Schuhe und Strümpfe, oder ſtatt der letzten mit langen Beinkleidern giengen, ſo würde dieſes die Entſtehung vieler Geſchwüre verhüten. Vorzüglich iſt dieſes zu Stoney-Hill nöthig, wo die Chigren ſehr häufig ſind, ohnerachtet dieſer Ort, wie wir bereits oben geſagt haben, in vielen andern Rückſichten das geſundeſte Quartier auf der ganzen Inſel iſt. Zu Fort Auguſta, Port Royal und andern nahe an der See liegenden Quartieren, pflegen die Soldaten, wenn ſie fiſchen oder zu ihrer Beluſtigung im Waſſer herumwaden, ihre Füſſe oft an den Steinen und Felſen zu beſchädigen. Hierdurch aber entſtehen leicht Geſchwüre. Es würde nicht ſchwer fallen auch dieſen Umſtand, der ſo oft zu der Entſtehung von Geſchwüren Gelegenheit giebt, durch dienliche Einrichtungen zu verhüten.

Siebentes Hauptſtück.

Von einigen andern Krankheiten denen die Soldaten in Jamaika ausgeſetzt zu ſeyn pflegen.

Die Patienten die mit den Krankheiten behaftet waren, von welchen ich im folgenden Hauptſtücke handeln werde, machten keine beträchtliche Anzahl, von denen auf den Krankenliſten befindlichen Soldaten aus. Es findet ſich auch in der Geſchichte dieſer Krankheiten und der dabey angewendeten Behandlung wenig, was dem Jamaikaniſchen Klima vorzüglich eigen iſt. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo glaubte ich doch, daß es nicht ganz unnütz ſeyn würde, wenn ich dieſer Uebel auch hier noch kürzlich erwähnte.

Erſter Abſchnitt.

Von der veneriſchen Krankheit.

Unter denenjenigen Dingen, welche dieſer Krankheit in Weſtindien vorzüglich eigen ſind, iſt der ſonderbarſte Umſtand der, daß dieſelbige in dieſen Gegenden, aus welchen ſie doch urſprünglich, wie man glaubt, herſtammt, und woher ſie nach Europa gebracht worden iſt, anjetzt weit ſeltner vorkömmt, als dieſes in irgend einem Ort oder Lande von Europa zu ſeyn pfleget. Es ſcheint dieſes, wie man leicht einſehen kann, eben kein Beweisgrund für die Meynung zu ſeyn, nach welcher die veneriſche Krankheit aus Weſtindien herſtammt. Unter dreyhundert und ein und dreyßig Kranken, die von dem zwey und neunzigſten Regiment im Hoſpital befindlich waren, hatten nur zweye veneriſche Uebel, und in den Hoſpitälern der andern Regimenter, war dieſe Krankheit nicht häufiger. Ob nun gleich aber die veneriſche Krankheit in dieſem Klima

ſeltener als in Europa iſt; ſo iſt ſie doch nicht gelinder. Im Gegentheil bemerket man hier nach Verhältniß der Anzahl weit mehrere Fälle, worinnen die Krankheit einen ſehr heftigen Grad erreicht und die Zufälle von einer großen Stärke ſind. Man muß dieſes wahrſcheinlicher Weiſe der ſchlechten Leibesbeſchaffenheit, die die meiſten Europäer in Weſtindien haben, zuſchreiben. Dieſe verurſachte nicht nur, daß es, wie wir im vorigen Hauptſtück geſehen haben, ſchwer fällt, Geſchwüre, die an den äußern Gliedmaßen, ſonderlich an den Beinen entſtehen, zu heilen, ſondern es macht auch ſolche, daß der Fortgang der Entzündung in vielen Fällen ungünſtig und langweilig iſt. Bey dem Tripper erſtrecket ſich die Entzündung der Harnröhre öfters bis zu der Blaſe, und bringt einen Harnzwang oder Strangurie und die andern Zufälle hervor, die denſelbigen gewöhnlicher Weiſe zu begleiten pflegen. Die Chankers bringen oft in dieſem Klima eine Verengerung oder Zurückziehung (Phimoſis und Paraphimoſis) der Vorhaut hervor, woraus der kalte Brand entſteht. Dieſe und andere ähnliche Zufälle aber ereignen ſich, wie die Erfahrung zeiget, in allen Ländern bey ſolchen Patienten, die eine ſchlechte Leibesbeſchaffenheit haben.

Bey einem meiner Patienten verwandelten ſich die veneriſchen Flecke in wirkliche Geſchwüre, und es entſtanden viere dergleichen von einer beträchtlichen Größe auf den Aermen und Schultern, die man durch kein einziges Mittel, das man verſuchte, zur Heilung bringen konnte. Es blieben vielmehr dieſelbigen noch immer und dieſes auch noch alsdenn offen, nachdem man alle mögliche Urſache hatte zu glauben, daß nicht die geringſte Spur von einer veneriſchen Anſteckung mehr bey dem Patienten übrig ſeyn könnte. Man ſchickte daher den Kranken nach England zurück und es war derſelbige noch nicht lange unterweges, als ſchon dieſe Geſchwüre zu heilen anfien-

anfiengen, und ehe derſelbige nach England kam, waren ſie bereits alle geſchloſſen.

Ein ſehr beträchtliches Hinderniß bey der Heilung der veneriſchen Krankheit, rührt in Weſtindien ſehr oft davon her, daß in dieſem Klima der Körper gegen die Wirkungen des Queckſilbers ſo außerordentlich reizbar und empfindlich iſt. Dieſes verurſachet, daß nicht ſelten bey veneriſchen Kranken, noch eher als man ihnen die gehörige Menge von dem Queckſilber beybringen kann, ſchon ein Speichelfluß entſteht. Wenn man unterdeſſen die Fieberrinde zu drey bis vier Quentchen des Tages den Kranken nehmen läßt, und ſich dabey der Opiate häufig bedienet, auch der Patiente ſich oft mit einem zuſammenziehenden Gurgelwaſſer gurgelt, (das wir aus einer Abkochung der Eichenrinde verfertigen ließen, zu welcher man noch etwas Alaune hinzuſetzen kann,) ſo verhindert man dadurch, daß der Mund weder ſo geſchwind, noch ſo heftig von dem Queckſilber angegriffen wird, als dieſes, wenn man dieſe Vorſicht unterläßt, zu geſchehen pflegt. Unter allen den verſchiedenen Queckſilberbereitungen, die wir verſuchten, leiſtete zu dem innerlichen Gebrauch das verkalchte Queckſilber (Mercurius oder Hydrargyrus calcinatus Pharm. Lond. 1788.) nach unſern Erfahrungen die beſten Dienſte.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gebrauch des Queckſilbers bey denen Perſonen, die ſich deſſelbigen bedienten, keinesweges die Wirkung hervorbrachte, daß ſolche dadurch zur Entſtehung der Fieber weniger geneigt wurden. Denn es wurden Patienten, die ſich des Queckſilbers bedienten, während des Gebrauchs deſſelbigen von nachlaſſenden Fiebern befallen. Unterdeſſen ſchien es aber doch nicht, daß dieſe Fieber durch das in den Körper zu dieſer Zeit befindliche Queckſilber verſchlimmert worden wären.

Zweyter Abſchnitt.

Von einigen Beſchwerden, die von Inſekten entſtehen.

Außer den Chigren (ſiehe oben) giebt es auch noch andere Inſekten, die ſehr beſchwerliche Uebel in dieſen Gegenden hervorbringen; keine Art von dieſen Thieren aber, thut ſolches vielleicht mehr als die ſogenannte Musqvitoes (Culex pipiens Linn. Syſt. Nat.) Sie pflanzen ſich im Waſſer fort und es pflegen daher dieſelbigen in niedrigen moraſtigen Gegenden und deren Nachbarſchaft vorzüglich häufig zu ſeyn. Sie pflegen des Morgens und Abends, während der Windſtille, die zwiſchen den Land- und Seewinden herrſchet, am allerbeſchwerlichſten zu ſeyn; der Wind ſelbſt iſt ihnen zuwider. Ihr Biß bringt ein heftiges Jucken und Entzündung hervor, und zuweilen entſtehen von dem Kratzen der gebiſſenen Stellen, deſſen man ſich ſchwerlich enthalten kann, Geſchwüre. (ſ. oben) Wenn man den Saugrüſſel eines ſolchen Inſektes mit Hülfe eines Vergrößerungsglaſes unterſuchet, ſo entdecket man, daß derſelbe aus einer Scheide beſtehet, die kleine ſpitzige Borſten enthält, mit welchen das Inſekt, in der Zeit, daß es ſauget, die Haut durchbohret. Wahrſcheinlicher Weiſe werden dieſe Borſten, wenn das Inſekt plötzlich, indem es ſauget, weggejagt wird, zum Theil zerbrochen, ſo daß ſie in der Haut ſtecken bleiben. Hierdurch aber tragen ſie ſehr viel zu der Hervorbringung des heftigen Juckens bey, welches die Folge des Biſſes der Musqvitoes zu ſeyn pflegt, und welches allezeit durch das Kratzen noch mehr vermehret wird.

Man pflegt die gebiſſenen Stellen gemeiniglich mit Citronen- oder Limonienſaft oder auch mit Rum zu waſchen, und es wird durch beydes auch wirklich das Jucken erleichtert. Eine Miſchung von gleichen Theilen

len Limonienſaft und Rum ſchien noch wirkſamer zu ſeyn, als wenn jedes dieſer Dinge für ſich allein genommen wurde. Es hat ein berühmter Schriftſteller über die Inſekten Reaumür in ſeinem großen Werke über dieſe Thiere (Hiſtoire des Inſectes Vol. IV. p. 624.) in welchem er die Geſchichte derſelben mit der größten Genauigkeit unterſuchet, den Vorſchlag gethan, daß man, um ſich gegen den Biß oder Stich der Mücken zu ſchützen, das Geſichte und die Hände, ſo wie andere Theile, die den Stichen dieſer Inſekten vorzüglich ausgeſetzt ſind, mit dem Safte oder der Abkochung von gewiſſen Kräutern waſchen ſollte. Er glaubt, daß wahrſcheinlicher Weiſe dieſes die Musqvitoes gänzlich verhindern könnte die Haut anzufallen. Ich bin auch ſelbſt der Meynung, daß wenn man dergleichen Verſuche mit verſchiedenen Kräutern und Spezereyen anſtellete, man am Ende ein Mittel ausfindig machen würde, welches dieſes vollkommen zu bewirken im Stande wäre. Unter den Mitteln, die Reaumür zu dieſer Abſicht vorzüglich empfiehlt und die verſucht zu werden verdienen, ſind ein Aufguß von Pfeffer, oder Wermuth oder Raute, ſcharfer Eſſig, allerley Pomaden u. ſ. w. befindlich.

Es giebt in Jamaika eine große Fliege, (oder Bremſe) die oft eine ſchreckliche Krankheit dadurch hervorbringt, daß ſie ihre Eyer in den Mund oder die Naſe leget. Es ereignet ſich dieſes öfters bey Negern und wir hatten auch unter den europäiſchen gemeinen Soldaten, davon einige Beyſpiele. Wenn dieſe Leute mit offenen Munde in freyer Luft ſchlafen, ſo legt dieſes Inſekt ſeine Eyer gewöhnlicher Weiſe in ihre Naſenlöcher, (oder Schleimhölen jedoch aber auch zuweilen in den Mund. Sind ſodann aus dieſen Eyern Maden geworden und wollen ſolche herauskriechen, ſo entſteht dadurch ein außerordentlich heftiger Schmerz und Entzün-

Entzündung, ſo daß die unglücklichen Perſonen, bey denen ſich dieſes ereignet, faſt ihren Verſtand darüber verlieren. Die Anzahl der abgehenden Maden iſt zuweilen ſehr beträchtlich und es ſind dieſelbigen ſehr groß, indem ſie faſt einen halben Zoll in der Länge haben.

Das Mittel, deſſen man ſich gewöhnlicher Weiſe in einem ſolchen Falle zu bedienen pflegt, beſteht darinnen, daß man dem Kranken den Dampf von einer ſtarken Abkochung von Tabaksblättern durch den Mund oder die Naſe, nach dem verſchiedenen Sitz der Krankheit, einziehen läßt. Dieſes ſchaffet gemeiniglich eine große Erleichterung. Man bedienet ſich des Tabaks deswegen, weil man glaubt, daß derſelbige die Maden tödtet; ich habe unterdeſſen keine hinreichende Anzahl von Fällen geſehen, um daraus beſtimmen zu können, ob die guten Wirkungen dieſes Mittels von einer ſolchen Kraft des Tabaks herrühren, oder ob ſolche blos dem warmen Dampf zu zu ſchreiben ſind. Sollten die Kräfte des Tabaks wirklich einen beträchtlichen Antheil an der Cur haben, ſo würde wahrſcheinlicher Weiſe eine ſchwächere Abkochung oder Aufguß der Tabaksblätter, wenn man ſelbige in die Naſe von Zeit zu Zeit einſpritzte, oder damit den Mund zuweilen ausſpülte, ſich zur Tödtung der Maden noch weit wirkſamer, als der bloße warme Dampf erzeigen.

Es wird nicht zu weit von dieſer Materie entfernt ſeyn, wenn ich, indem ich von den Krankheiten rede, die durch Inſekten hervorgebracht werden, auch einiger beſondern Umſtände bey der Krätze Erwähnung thue: da ſolches (nach meiner und verſchiedener andern Meynung) eine Krankheit iſt, die durch eine beſondere Art von Milben, nämlich den *Acarus Siro* des Linne' *) hervorgebracht wird. Ich weis wohl, daß viele Aerzte noch Zweifel tragen, ob die Krätze auch wirklich von einem Inſekte entſteht, ich habe aber ſelbige

bige oft mit einer Nadel aus der Haut bey krätzigen Kranken herausziehen ſehen, und ſolche mit dem Vergrößerungsglaſe unterſuchet. Bonanni (ſiehe die Phil. Transact. Vol. XXIII. p. 1296. auf das Jahr 1703 und deſſen Microgr. 113) hat dieſelbigen zuerſt beobachtet und beſchrieben, und ich finde, daß die von ihm gegebene Abbildung dieſer Inſekten ſolchen ziemlich ähnlich iſt *).

In Europa zeigt ſich die Krätze gemeiniglich zuerſt zwiſchen den Fingern, um die Fauſtgelenke und an ſolchen Theilen des Körpers, die, weil die Haut daſelbſt eine Falte oder Runzel macht, einigermaßen dadurch gegen die Wirkung der Luft geſchützet werden, und folglich wärmer als andere Theile ſind. Allein in Weſtindien iſt dieſes keinesweges der Fall. Es breitet ſich vielmehr daſelbſt der krätzigte Ausſchlag auf eine faſt einförmige Weiſe über die ganze Haut aus, welches wahrſcheinlicher Weiſe der Hitze des daſigen Klima zu zu ſchreiben iſt. In einer Hitze, die zwiſchen achtzig bis neunzig Grad des Fahrenheitiſchen Thermometers beträgt, ſieht ſich das Inſekt, welches die Krätze hervorbringt, nicht genöthigt in den Falten der Haut ſeine Zuflucht zu nehmen.

Die Krätze iſt eine Krankheit, die im Ganzen Wirkungen hervorbringt, die ohnerachtet ſie beſchwerlich und unangenehm ſind, doch ſelten als gefährlich angeſehen werden können. Ich habe unterdeſſen doch unter gewiſſen Umſtänden dieſe Krankheit beunruhigende Zufälle verurſachen ſehen, wodurch dieſelbige ſo verſteckt wurde, daß es eine geraume Zeit dauerte, ehe man es wirklich beſtimmen konnte, daß die Krankheit wirklich die Krätze wäre. Das kleine ſpitzige wäſſerigte Bläschen oder Puſtel, welches eigentlich das Daſeyn der Krätze

*) Man ſehe auch Wichmann über die Krätze. Die zweyte Ausgabe von 1792. A. d. Ueb.

Krätze bezeichnet, veränderte ſich in ein um ſich freſſendes Geſchwüre, das zum Theil die Subſtanz der Haut zerſtörte. Man konnte im Anfang gar nicht glauben, daß dergleichen Wirkungen von der Krätze hervorgebracht werden könnten; da man aber endlich bemerkte, daß dieſe Krankheit andre Perſonen anſteckte und daß dadurch bey ſolchen ſodann die gewöhnlichen Zufälle und Erſcheinungen der Krätze hervorgebracht wurden, ſo fieng man an die wahre Natur der Krankheit zu vermuthen; und es wurde dieſe Vermuthung in der Folge noch dadurch beſtärket, daß alle dieſe Zufälle ſich in kurzer Zeit durch den äußerlichen Gebrauch des Schwefels verloren.

Ich habe unterdeſſen die hier gedachten Wirkungen der Krätze nie anders, als bey Kindern und zwar bey ſolchen auch nur alsdenn geſehen, wenn ſie in den engen Zimmern und der eingeſchloſſenen Luft eines Arbeits- oder Waiſenhauſes ſich befanden, in welchen Oertern die Kinder allemal ungeſund zu ſeyn pflegen; oder wenn man es darinnen verſah, daß man die Krankheit zu lange dauern ließ, daher denn Geſchwüre entſtanden, der Schlaf verloren gieng und die Geſundheit des ganzen Körpers ſehr geſchwächt wurde. Bey allen dieſen Umſtänden aber, iſt doch die Heilung eben ſo leicht und es kann ſolche eben ſo ſicher bewirkt werden, als es bey der gewöhnlichen Krätze geſchieht. Denn wenn man ſich nur der Schwefelſalbe bedienet, ſo vergeht ſie eben ſo leicht, wenn ſie gleich mit ſo ungewöhnlichen Zufällen begleitet wird, als dieſes bey der gewöhnlichen leichten Art der Krätze geſchieht.

Drit-

Dritter Abſchnitt.

Von entzündungsartigen Krankheiten.

Es pflegen die verſchiedenen Gattungen der entzündungsartigen Krankheiten in Jamaika ziemlich ſelten vorzukommen, ob ſolche gleich, wenn ſie ſich daſelbſt zeigen, nicht jederzeit leicht, ſondern oft beſchwerlich und gefährlich zu ſeyn pflegen. Zwar ſind im Ganzen die Catarrhe, Huſten und die Entzündungen der Bruſt und Lungen ungewöhnlich; allein man trift doch in den Monaten März und April, zu welcher Zeit der gröſste Unterſchied zwiſchen der Temperatur der Luft am Tage und in der Nacht ſich findet, zuweilen dergleichen an. Dieſes ereignet ſich öfterer zu Spanish-Town als zu Kingſton.

Es wurden verſchiedene Soldaten mit Bruſtentzündungen nach einem Sturm von Wind und Regen befallen, der ſich zu Spanish-Town bey Nachtzeit ereignete, und indem er die Dächer der Barraken zerſtörte, dadurch die Soldaten der Kälte und Näſſe ausſezte. Einer von dieſen Soldaten ſtarb, und die andern erholten ſich ſehr langſam. Denn obgleich die Krankheit bald durch Aderlaſſen und die gewöhnlichen Arzneymittel bezwungen ward, ſo dauerte es doch eine geraume Zeit ehe die Perſonen, die ſolche gehabt hatten, ihre Kräfte wieder erhielten. Wahrſcheinlicher Weiſe war dieſes dem bey dieſen Patienten obgleich nothwendiger Weiſe vorgenommenen Aderläſſen zu zu ſchreiben.

Die Augentzündungen ſind in Jamaika ſehr häufig, hartnäckig und mit einer groſsen Gefahr verknüpft, weil ſie ſich öfters in eine gänzliche Verdunkelung der Hornhaut endigen. Der Glanz und die Hitze der Sonne, die von dem Erdboden, der zu gewiſſen Zeiten des Jahres ohne alles Grün iſt, zurückgeworfen

werden; ingleichen der durch die Hiße leicht und trocken gemachte Staub, der durch die, einen Theil des Tages über mit Heftigkeit wehenden Paſſatwinde, in Bewegung geſeßt und empor gehoben wird, ſind als die vorzüglichſten Urſachen der auf dieſer Inſel ſo häufigen Augenentzündungen anzuſehen.

Da die auf dieſer Inſel ſich aufhaltenden Europäer faſt durchgängig von einer ſchlechten Leibesbeſchaffenheit und ungeſund ſind, ſo werden die Augenentzündungen dadurch hartnäckig und es bringen ſolche am Ende eine Verdunkelung des Auges und einen Verluſt des Geſichts hervor. Da ich ſchon oben der ſchlechten Leibesbeſchaffenheit der europäiſchen Bewohner von Jamaika erwähnet und dieſelbige als eine Urſache angeführet habe, warum bey ihnen an den untern Gliedmaßen ſo leicht Geſchwüre entſtehen, und ſo ſchwer heilen; und da ich hier wieder es eben dieſer übeln Leibesbeſchaffenheit zuſchreibe, daß die Augenentzündungen ſo hartnäckig ſind, und daraus öfters die übelſten Folgen entſtehen; ſo kann man mit Recht die Frage aufwerfen, worinnen denn eigentlich die üble Leibesbeſchaffenheit von der ich hier rede, beſteht, damit man nicht zuviel einer Urſache zuſchreiben möge, von der wir uns nur eine ungewiſſe oder ſchlecht beſtimmte Vorſtellung machen. Ich kann dieſe Frage nicht anders beantworten, als: daß der üble Zuſtand der Leibesbeſchaffenheit ſich vorzüglich durch eine Schwäche der Kräfte der Natur in Heilung der Geſchwüre ſelbſt der leichteſten von äußerlichen Urſachen, und gleichfalls durch die Leichtigkeit zu erkennen giebt, mit welcher Entzündungen aller Art in dieſen Gegenden, eine ungünſtige Wendung anzunehmen pflegen. Die Kräfte des Lebens, von welchen die Wiedererſeßung und Unterſtüßung der einfachen feſten Theile des Körpers abhängen, ſcheinen geſchwächt zu ſeyn, ohnerachtet man im übrigen keine merkliche Verminde-

minderung der Muskelkraft oder der Kräfte der Sinne und Bewegung bemerket. Ob dieſe Schwäche von der Wärme des Klima abhängt, die im Anfang eine große Empfindung von Müdigkeit, ſelbſt bey den geringſten Bewegungen und Anſtrengungen hervorbringt, und die auch, nachdem die Zeit und Gewohnheit dieſe erſten unangenehmen Empfindungen überwunden hat, doch noch immer auf eine ſchädliche Weiſe auf den Körper wirken kann; oder ob dieſe Schwäche vielmehr von der Urſache der Fieber entſteht, (ſiehe oben) die zu allen Zeiten des Jahres, obgleich in einem ſtärkern oder ſchwächern Grade herrſchet, und daher auch auf eine unvermerkte Weiſe auf die Leibesbeſchaffenheit wirken kann, ohne doch das Fieber ſelbſt hervorzubringen, wie dieſes ſich zum Beyſpiel zuweilen bey dem anſteckenden Gefängnißfieber ereignet; (man ſehe Medical Transact. Vol. III. p. 357.) dieſes iſt noch nicht völlig ausgemacht. Man kann für und wider eine jede von den beyden letztgedachten Meynungen Thatſachen und Beobachtungen anführen, und alſo nach ſolchen auch beyde vertheidigen oder widerlegen. Mir iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß beyde Meynungen zum Theil gegründet ſeyn können. Ich will jedoch nicht länger von einer Sache reden, von der mir nicht genug Umſtände bekannt ſind, aus welchen ich mit Gewißheit Schlüſſe machen kann.

Da die Entzündungen der Augen oft einen unglücklichen Ausgang haben, ſo darf man dieſelbigen keinen Augenblick, geſetzt daß ſie auch im Anfang nur ſehr geringfügig zu ſeyn ſcheinen, vernachläßigen. Man muß daher alle diejenigen Mittel, deren man ſich gewöhnlicher Weiſe gegen ſolche Zufälle zu bedienen pflegt, ſogleich mit der äußerſten Sorgfalt und dem größten Fleiß anwenden. Es würde unnöthig ſeyn, wenn ich die Behandlung der Augenentzündungen hier

weitläuſtig beſchreiben wollte, weil ich in Jamaika nichts beſonders, das von der bey ihnen gewöhnlichen Behandlung abgeht, gelernt oder wahrgenommen habe.

Die gewöhnliche Art der Halsentzündungen (ſore throat) kömmt zuweilen vor und es pflegt dieſelbige auf dieſer Inſel allemal nur eine leichte mit keiner Gefahr verknüpfte Krankheit zu ſeyn.

Es verdient noch von mir angeführt zu werden, daß die Maſern gemeiniglich in Jamaika ſehr gutartig ſind. Sie herrſchten in den Jahren 1782 und 1783. ziemlich häufig unter dem Regimente des Herzogs von Cumberland, das aus Nordamerikanern beſtand, (ſiehe oben) von denen viele dieſe Krankheit vorher noch nicht gehabt hatten. Nur einige wenige darunter befanden ſich ſo ſchlecht, daß man ſie in das Hoſpital aufnehmen mußte, die meiſten konnten in ihren Quartieren bleiben; die in dem Hoſpital hatten aber auch das Fieber nur ſehr leichte. Kein einziger Patiente dieſer Art litt an Beſchwerden der Bruſt oder der Gedärme, die ſonſt ſo gewöhnlich bey den Maſern vorhanden zu ſeyn oder nach ſolchen zu folgen pflegen. Es ſchien dieſe Krankheit durch die Wärme des Klima ſehr gemildert zu werden, welche die Neigung zur Entzündung überhaupt und vorzüglich zu den Entzündungen in der Bruſt verminderte. Man bemerkt in England etwas Aehnliches, indem auch daſelbſt die Maſern in den wärmern Monaten des Jahres weit gelinder, und zu ſolchen Zeiten viel weniger geneigt ſind, die Bruſt auf eine gefährliche Weiſe anzugreifen, als dieſes im Winter oder Frühling geſchieht. Unterdeſſen haben aber doch einige wenige Fälle von Maſerpatienten, die aber Einwohner dieſer Inſel waren, und die ich beobachtet habe, mir gezeiget, daß doch die Maſern hier auch eine gefährliche Krankheit werden können. Es rühret dieſes aber von einer auf die Maſern folgen-

den Dyſenterie her. Die Methode, die Sydenham bey dieſen Umſtänden ſo dringend empfiehlt, nämlich das Aderlaſſen, wird jedoch in dieſem Falle ſelten, ja niemals angewendet werden können, weil bey dergleichen Kranken die Kräfte der Natur ſchon ſowohl durch die Beſchaffenheit des Klima, als die vorhergehende Krankheit erſchöpfet ſind. Der abwechſelnde Gebrauch von abführenden Mitteln und Opiaten, den ich auch oben bey der gewöhnlichen Ruhr empfohlen habe, hatte hier gleichfalls den beſten Erfolg; und man konnte auch bey dieſen Kranken ſeine Zuflucht zeitiger zu dem Gebrauch zuſammenziehender Mittel nehmen, als dieſes bey den gewöhnlichen Fällen der Ruhr möglich iſt.

Vierter Abſchnitt.

Von der Abzehrung, dem Wahnſinn und dem Rothlauf von der Hitze. (Prickly heat)

Es entſteht die Lungenſucht nur ſelten auf dieſer Inſel, allein diejenigen Perſonen, die aus England mit dem Anfang von dieſer Krankheit nach Jamaika kommen, erlangen durch die Wärme des hieſigen Klima keinen Vortheil. Im Gegentheil wird der Fortgang der Krankheit durch dieſelbige noch mehr beſchleuniget, und die Patienten ſtarben eher, als dieſes alsdenn geſchehen ſeyn würde, wenn ſie ſich beſtändig in einem temperirten Klima aufgehalten hätten. Dieſe Beobachtung wurde durch mehrere Fälle beſtärket, die ſich bey Soldaten ereigneten, die mit einem Anfang der Lungenſucht auf dieſe Inſel ankamen, die aber alle in kurzer Zeit durch dieſe Krankheit weggeraffet wurden.

Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den Soldaten auch verſchiedene wahnſinnig wurden. Bey denenjenigen Fällen dieſer Art, die ich zu beſorgen hätte,

hatte, war dieſe Krankheit augenſcheinlich dem unmäßigen Genuß ſpirituöſer Feuchtigkeiten zu zu ſchreiben. Es blieben auch unter ihnen einige, ſo lange als man ſie bewegen konnte ſich dieſer Getränke zu enthalten, größtentheils von dieſer Krankheit frey; bey andern aber dauerte dieſes traurige Uebel, nachdem ſie einmal davon befallen worden, noch Jahre lang fort.

Man erlaube mir noch ehe ich dieſen Abſchnitt beſchließe einer Krankheit, (wenn anders ein ſo leichtes Uebel mit dem Namen einer wirklichen Krankheit beleget werden kann) Erwähnung zu thun, die in Jamaika ſehr gemein iſt. Es iſt dieſes eine roſenartige Entzündung, die eine Folge der Hitze iſt und die man mit dem Namen der ſtechenden Hitze (prickly heat) zu belegen pfleget. Einige werden das ganze Jahr hindurch davon beſchweret; bey andern aber ereignet ſich dieſes nur in den wärmern Monaten des Jahres. Perſonen, die eine ſchöne und zärtliche Geſichtsfarbe und feine Haut haben, ſind dieſem Uebel mehr als andere ausgeſetzt, ſo daß ſie zu manchen Zeiten, weder bey Tag noch bey Nacht davon frey ſind. Andere aber leiden davon nur alsdenn, wenn ſie ſich der Sonnenhitze ausſetzen oder ſich ſtarke Bewegung machen.

Es beſteht dieſes Uebel aus einer kleinen roſenartigen Entzündung, die vornämlich auf demjenigen Theile der Haut zum Vorſchein kömmt, der bedecket iſt. Es ragt dieſelbige, ſoviel man ſehen kann, kaum über die Haut hervor, ob ſich gleich die Haut doch, wenn man ſie berührt, an den Stellen, wo der Ausſchlag iſt, etwas rauh anfühlet. Es iſt derſelbige mit einer unangenehmen Empfindung von einer Hitze und einem Stechen in der Haut verknüpft, welches auch der Name ſehr gut bezeigt, den man ihr gewöhnlicher Weiſe beyleget. Einige Perſonen ſehen dieſe Entzündung als eine heilſame Wirkung der Natur an, und man be-

fürchtet daher üble Folgen, wenn derſelbige verſchwindet. Allein ich kann nicht ſagen, daß ich in allen mir vorgekommenen Fällen, dieſes je durch meine Erfahrungen beſtätigt gefunden habe. Es pflegt zwar bey dem Anfang der Fieber, wenn vor demſelbigen ein Schaudern oder ein Anfall des Froſtes vorhergeht, dieſe Entzündung zu verſchwinden und hierauf bey der Hitze wieder zu kommen, allein es ſcheint nicht, daß in beyden Fällen die Krankheit entweder durch die Verſchwindung des Ausſchlags erſchwert, oder durch deſſen Wiedererſcheinung erleichtert wird.

Es hängt dieſe Entzündung wahrſcheinlicher Weiſe von einer doppelten Urſache, als nämlich erſtlich, von der reizenden Wirkung der Hitze auf die Haut, und zweytens von dem concentrirten Zuſtand der ſalzigten Theile ab, die ſich in der Materie der Ausdünſtung befinden. Es ſind die Sonnenſtralen in den heißen Ländern ſogar im Stande Blaſen auf der Haut zu ziehen, und da die Ausdünſtung und der Schweiß in dieſen Gegenden allemal ſehr heftig ſind, ſo verfliegen die dünnen wäſſerichten Theile in kurzer Zeit und es enthält alſo das, was davon auf der Haut zurückbleibt, mehr von den animaliſchen Salzen und iſt folglich auch reizender.

Dieſer Ausſchlag erfordert keine Arzney und die beſchwerlichen Folgen, die derſelbige zu haben pflegt, werden am beſten durch die Ruhe gehoben oder verhütet.

Achtes Hauptſtück.

Bemerkungen über einige Krankheiten der Negern.

Ich hatte ſelten Gelegenheit bey meinem Aufenthalt in Jamaika Krankheiten der Negern zu beobachten. Es wird daher das, was ich davon hier ſagen kann, nur ſehr kurz ſeyn, und ich thue dieſer Uebel vorzüglich in der Abſicht Erwähnung, um andere Aerzte, die Gelegenheit haben dergleichen Krankheiten zu beobachten, auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam zu machen; denn es herrſcht bis jetzt noch immer in der Arzneywiſſenſchaft in Anſehung verſchiedener Krankheiten, die in Jamaika und Weſtindien überhaupt, faſt blos auf die Negern eingeſchränkt ſind, und von denen die Europäer ſelten oder nie befallen werden, eine große Dunkelheit. Ich bin überzeugt, daß eine beſſere Kenntniß von der Geſchichte dieſer Krankheiten auch unſere pathologiſchen Kenntniſſe überhaupt ſehr erweitern und uns zuverläßig viele neue und wichtige Thatſachen in der Einrichtung des menſchlichen Körpers zeigen und lehren würde. Man hat daher viel Urſache zu bedauern, daß bis jetzt noch keiner von denen in Jamaika und in andern Gegenden von Weſtindien ſich aufhaltenden Aerzten und Wundärzten dieſen Gegenſtand bearbeitet hat, da doch unter ſolchen viele ſehr gute Beobachter befindlich ſind, die alle mögliche Fähigkeiten zu einem ſolchen Unternehmen beſitzen.

Unter den unter den Negern herrſchenden Krankheiten ſind die ſogenannten Yaws (Frambaeſia) vielleicht eine der merkwürdigſten. Sie ſind anſteckend, befallen aber dabey einen Menſchen, ſo wie die Blattern in ſeinem Leben nur ein einzigesmal. Es wird dieſe Krankheit durch die Berührung und gemeiniglich auf

auf die nämliche Weiſe fortgepflanzt, als es mit der veneriſchen Krankheit geſchieht; denn es wird ſelten ein Geſunder angeſteckt, wofern nicht eine ſehr genaue Verbindung oder innige Vereinigung mit einem Angeſteckten vorhergegangen iſt. Dieſe Krankheit wird durch eine Menge von Geſchwüren, die blos die Oberfläche der Haut angreifen und von keiner beträchtlichen Größe ſind, bezeichnet. In jedem dieſer Geſchwüre ſind kleine runde Hervorragungen befindlich, die dem Anſehen nach den Erdbeeren ähnlich ſind, daher dieſe Krankheit auch den Namen Frambaeſia bey Sauvages und andern führet. Bey ihrem erſten Ausbruch verſpürt der Patiente eine allgemeine unangenehme Empfindung und Müdigkeit, allein er iſt ohne Fieber. Das, was aus den Geſchwüren herausdringt, iſt mehr eine ſchleimichte Feuchtigkeit als ein wirkliches Eiter.

Die Dauer der Krankheit iſt ſehr verſchieden, indem ſich ſolche von vier oder fünf bis auf funfzehn oder zwanzig Monate erſtrecket. Wenn man einen Neger, der die Krankheit durch Anſteckung bekommen hat, in Umſtände verſetzet, die für ſeine Geſundheit im Ganzen vortheilhaft ſind; wenn derſelbige keine Arbeit wie andere Sklaven verrichten darf, und man ihm eine gute Nahrung giebt, und zugleich durch öfteres Waſchen und Baden reinlich erhält, ſo wird die Krankheit den ihrer Natur eignen Verlauf haben und nach einiger Zeit gänzlich wieder verſchwinden. Man kennet bis jetzt noch kein einziges Mittel, das das Gift der Yaws vernichten kann; denn obgleich die Queckſilbermittel, den weitern Fortgang der Krankheit gänzlich hemmen, ja eine jede widernatürliche und krankhafte Erſcheinung und Zufall wegſchaffen, ſo dauert dieſe vortheilhafte Veränderung doch nur einige Zeit, weil blos der Fortgang der Krankheit dadurch unterbrochen, dieſelbige aber nicht gänzlich bezwungen wird, daher ſie denn

in

in kurzer Zeit wieder kömmt. — Ohnerachtet dieſes anſcheinenden Nutzens des Queckſilbers, ſind aber doch manche der Meynung, daß es ſehr gefährlich ſey, den Fortgang dieſer Krankheit auf die hier angezeigte Art durch das Queckſilber zu hemmen. Sie glauben vielmehr, daß dieſelbige dadurch in der Folge hartnäckiger gemacht würde und daß daraus neue Krankheiten, als z. B. heftige Schmerzen in den Knochen hervorgebracht würden. Andere Aerzte hingegen erlauben den Gebrauch des Queckſilbers, jedoch mit der Einſchränkung, daß daſſelbige nicht zu zeitig in der Krankheit gegeben werden dürfte; ſie verſichern aber, daß wenn man dieſes beobachtete, die Krankheit ſodann nicht wieder käme. Der Zeitpunkt der Krankheit aber, zu welchem das Queckſilber mit Vortheil nach der Meynung der letztern gegeben werden kann, wird von denenſelben nicht mit einer zulänglichen Genauigkeit beſtimmt.

Es mangelt uns in Anſehung dieſer Krankheit noch die Kenntniß von verſchiedenen Umſtänden. So kennen wir z. B. die lokalen Wirkungen des Krankheitsgiftes nicht, die ſolches, wenn es zuerſt in den Körper gebracht wird, zu haben pflegt. Auch wiſſen wir nicht wieviel Zeit zwiſchen der Anſteckung und der erſten Erſcheinung der Krankheit auf der Haut verfließet. Beyde dieſe Umſtände würden ſehr leicht zu beſtimmen ſeyn, wenn man die Einpfropfung der Yaws unternehmen wollte. Man hat dieſe Einpfropfung ſchon zuweilen vorgeſchlagen und es ſcheint mir, daß es wohl verdiente, daß man mit derſelben bey dieſer Krankheit Verſuche machte. Eben ſo wichtig wäre es, den erſten Zeitpunkt zu beſtimmen, wo man das Queckſilber bey den Yaws mit Vortheil gebrauchen kann. Die bey dieſer Krankheit gewöhnlichen ſogenannten Knochenſchmerzen (bone ach) und andre Uebel, die die

wirklichen oder nur angenommenen Folgen der Yaws ſind, ſind auch noch nicht gehörig beſchrieben worden. — Dieſes ſind einige von den Umſtänden dieſer Krankheit, deren Unterſuchung gleich bey dem erſten Anblick nöthig zu ſeyn ſcheint.

Die Yaws ſind eine Krankheit, die nicht blos den Negern eigen iſt, weil auch verſchiedene von unſern Soldaten damit befallen wurden. *)

Eine andere Krankheit, die aber blos den Negern eigen iſt, und die unter den Europäern und deren Nachkommen, wenigſtens ſoweit als meine Erfahrungen reichen, unbekannt zu ſeyn pflegen, wird von den Negern mit dem Namen Cacabay belegt. Es nimmt dieſelbige ihren Anfang mit weißlichen Flecken auf der Haut, nahe am Ende der äußern Gliedmaßen. Dieſe Flecke verändern ſich gewöhnlicher Weiſe auf den Zehen und Fingern in Geſchwüre. Es entſteht daſelbſt eine ſtarke Geſchwulſt mit Schmerz und das kranke Gelenke fällt von ſelbſt ab, ohne daß vorher der kalte Brand darinnen entſteht. Iſt dieſes geſchehen, ſo heilt das Geſchwüre zu und bleibt Monate lang ganz wohl, allein die Krankheit kömmt nach einiger Zeit wieder und befällt das nächſte Gelenke, welches auch nach einiger Zeit abfällt. Da nun die Krankheit auf dieſe Weiſe ein Gelen-

*) Man ſehe von den Yaws vorzüglich P. M. Nielen Abhandl. in den Samml. zum Gebr. prakt. Aerzte im VII B. S. 371 u. 387. Nach ihm entſtehen ſie auch ohne vorhergegangene Anſteckung als ein erbliches Uebel. Der Name Yaws iſt ſchottiſch u. eigentlich allen Hautkrankheiten gemein. Sie befallen auch Kinder. Nielen beſtätigt im übrigen das meiſte, was unſer Verfaſſer hier ſagt. Adair hat im Londner Journal gegen die Yaws den innerlichen Gebrauch von Pillen, die Arſenik und Opium enthalten, und äußerlich eine Auflöſung von Arſenik mit Bleymitteln vorgeſchlagen. A. d. Ueb.

Gelenke nach dem andern angreiſt, ſo wird der elende Kranke endlich aller ſeiner Glieder beraubt, und es bleibt der bloße Stumpf übrig. Es dauert oft einige Jahre ehe der Tod das Leiden des Patienten endet.

Man hat bis jeʒt noch kein Mittel ausfindig gemacht, welches entweder dieſe Krankheit heilen, oder doch nur wenigſtens ihren Fortgang in einem beträchtlichen Grad hemmen kann. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Zufälle einer ſo fürchterlichen und doch ſo beſondern Krankheit, weitläuftig und genau beſchrieben werden möchten.

Die leʒte den Negerſklaven ganz eigene Krankheit, deren ich hier erwähnen will, iſt nicht weniger ſonderbar als die vorhergehende, ſie iſt jedoch weit häufiger und richtet eine größere Verwüſtung an. Sie ſcheint mehr eine Krankheit der Seele als des Körpers zu ſeyn, und zeigt ſich durch eine ſehr ſonderbare Verderbniß des Appetits, vermöge welcher die Kranken Koth eſſen. Man kann die Sklaven die dieſe widernatürliche Gewohnheit an ſich haben und die man mit dem Namen Kotheſſer (dirt eater) belegt, ſelten ja nie davon abbringen, indem, wenn ſie ſich einmal an das Kotheſſen gewöhnt haben, ihre Neigung dazu weit größer als die von Perſonen, die ſich an den Genuß ſpirituöſer Getränke gewöhnt haben, zu dem ſo ſchädlichen Brandtewein iſt. Im Anfang haben ſie eine vorzügliche Neigung zu beſondern Arten von Erden, allein am Ende eſſen ſie den Kalch von Mauern, oder Staub den ſie auf dem Fußboden ſammeln, wenn ſie zu nichts anders kommen können. Am allermeiſten lieben ſie jedoch eine Art von weißen Thon, der demjenigen ähnlich iſt, aus welchen die Tabakspfeifen verfertiget werden. Mit dieſem füllen ſie den Mund an und laſſen ihn nach und nach ſich auflöſen, wobey ſie ſoviel Vergnügen empfinden, als es der größte Liebhaber des Tabaks bey dem Rauchen deſſelben nur immer thun könnte.

könnte. Dieſe Gewohnheit iſt unter Negern von allem Alter eingeriſſen, indem ſogar ſchon Kinder, ſobald ſie entwöhnt ſind, ſich dieſes angewöhnen, weil es die Kinder von den Eltern lernen.

Man glaubet, daß die Neger, außer dem Vergnügen, das ſolche an dem Genuß erdigter Dinge, nachdem derſelbige bey ihnen zur Gewohnheit geworden iſt, zu empfinden pflegen, zu dieſem Verfahren zuerſt noch durch andre Bewegungsgründe gebracht werden, als zum Beyſpiel durch ein Mißvergnügen und einen Verdruß über ihren gegenwärtigen Zuſtand und durch den Wunſch nach dem Tode, um wie ſie glauben nach demſelbigen in ihr Vaterland zurück zu kommen, indem ihnen wohl bekannt iſt, daß dieſe üble Gewohnheit bey ihnen unausbleiblich den Tod nach ſich zieht. Einige ſtehen in der Meynung, daß ein krankhafter Zuſtand des Magens zu dieſem widernatürlichen Appetit Anlaß geben könnte, allein es mangelt an hinlänglichen Gründen zur Unterſtützung dieſer Meynung, da dieſe Gewohnheit, wie ich bereits oben bemerkt habe, mehr eine Krankheit der Seele als des Körpers zu ſeyn ſcheint. Es mögen aber die Bewegungsgründe, durch welche die Negern im Anfang zu dieſer übeln Gewohnheit gebracht werden, ſeyn welche ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſelbige, wenn ſie ſehr ſtark bey einem Neger einreißen, in kurzer Zeit den Tod deſſelbigen verurſachet. Man hat ſogar Beyſpiele, daß dergleichen Sklaven ſchon in zehn Tagen daran geſtorben ſind, allein dieſer Fall trägt ſich nur ſelten zu, indem zuweilen dieſe unglücklichen Menſchen ihr trauriges Daſeyn auf verſchiedene Monate ja auf ein bis zwey Jahr verlängern. Die Zufälle, die dieſe üble Gewohnheit hervorbringt, ſind die von einer Waſſerſucht. Der Appetit fängt an zu mangeln, das Geſicht wird aufgedunſen, die Hände und Beine ſchwellen auf, und es tritt Waſſer in das

zellichte Gewebe unter der Haut und in alle Hölungen des Körpers aus.

Wenn man den Körper der an dieſer Krankheit verſtorbenen Sklaven öffnet, ſo findet man öfters in dem Grimmdarm große Klumpen von denen erdigten Materien, die ſie verſchluckt haben, welche die Hölung des Darmes überziehen und den Durchgang durch denſelbigen faſt gänzlich verſtopfen. Die lymphatiſchen Drüſen des Gekröſes ſind allezeit aufgeſchwollen. Das Blut iſt dünn und enthält ſehr wenig rothe Bluttheilchen, ſo wie es bey waſſerſüchtigen Krankheiten gewöhnlich iſt. Außerdem aber findet man in der linken Herzkammer und der großen Schlagader (aorta) noch öfters große polypöſe Gewächſe. Es ſind ſolche ſehr ſtark und feſt, und wenn man ſie herauszieht, ſo ſieht es aus, als wenn die große Schlagader, die Schlüſſelbeinſchlagader und die Hauptſchlagader mit ihnen ausgeſpritzt und ganz angefüllt geweſen wären. Man hat, um mit Gewißheit zu entdecken, ob dieſe polypöſen Gewüchſe vor oder nach dem Tode entſtanden ſind, den Körper einige Minuten, nachdem der Patiente verſchieden war, ſchon geöffnet, und man fand, daß ſie bereits dazumal ſtark und feſt waren. Es ſind mir dieſe Beobachtungen an den Körpern der an dieſer Krankheit verſtorbenen Sklaven, von dem Dr. Thomas Clarke, mitgetheilt worden. Man ſieht aus ihnen, daß dieſe polypöſen Gewächſe ſchon vor dem Tode und ohne Zweifel zu derjenigen Zeit gebildet worden ſind, wo die Bewegung des Herzens ſchwach und matt zu werden anfängt.

Man iſt bisher noch nicht ſo glücklich geweſen irgend ein Mittel zu entdecken dieſe abſcheuliche Gewohnheit den Koth zu eſſen, wie man es in Jamaika nennt, zu verhindern, oder die dadurch hervorgebrachte Krankheit zu heilen. — Die Krankheit iſt durchgehends tödtlich

tödtlich, und man ſieht einen Neger, der damit befallen iſt, als gänzlich verloren an. Auf vielen Plantagen rührt die Hälfte der jährlich daſelbſt ſterbenden Negern, nur mäßig gerechnet, von dieſer Urſache her. Die Negern laſſen ſich, wenn ſie einmal dieſe üble Gewohnheit angenommen haben, davon durch keine Schläge, Verſprechungen oder Drohungen abhalten; es haben auch in keinem einzigen Falle magenſtärkende Mittel, die Magneſia und andere abſondirende Dinge, oder eine reichliche und nahrhafte Diät jemals einen ſolchen Kranken gerettet. Das was aber durch keins von dieſen Mitteln hervorgebracht werden konnte, iſt auf einigen Plantagen doch, wie man mir erzählt hat, dadurch bewirkt worden, daß man den todten Körpern der an dieſer übeln Gewohnheit verſtorbnen Negern, die Köpfe abgeſchnitten hat. Die Negern haben den äußerſten Abſcheu und Furcht gegen eine ſolche Behandlung ihrer todten Körper *), und die Wirkſamkeit dieſes Mittels, das doch nur blos auf die Seele wirken kann, iſt ein deutlicher Beweis, daß dieſe Krankheit in ihrem erſten Urſprung mehr eine Gemüthskrankheit als ein körperliches Uebel iſt.

*) Sie glauben, daß ſie, wenn der Körper verſtümmelt wird, nach dem Tode nicht wieder in ihr Vaterland zurückkehren. A. d. Ueb.

Neun-

Neuntes Hauptſtück.

Von der beſten Weiſe, für die kranken Soldaten in Jamaika und auf den andern weſtindiſchen Inſeln Sorge zu tragen.

Man wird aus dem, was ich in den vorhergehenden Blättern geſagt habe, einſehen, daß der größte Theil von denjenigen Uebeln und Krankheiten, denen die Soldaten in Weſtindien unterworfen zu ſeyn pflegen, von einer ſolchen Natur ſind, daß dieſelbigen eine unmittelbare Sorgfalt und Aufmerkſamkeit erfordern. Der Zeit, die darauf angewendet wird, dem Kranken eine Aufnahme in ein allgemeines Hoſpital zu verſchaffen, iſt ganz und gar und auf eine unerſetzliche Weiſe verloren. Noch ſchlimmer iſt es, wenn das Hoſpital ſich in einiger Entfernung befindet, und man die Patienten dahin erſt ſenden muß. Denn außer dem Aufſchub, den dieſes verurſachet, pflegt auch die Ermüdung und Anſtrengung, der die Patienten dabey nothwendig ausgeſetzt ſind, jederzeit die Krankheit ſehr zu erſchweren; und beyde dieſe Urſachen zuſammen vermindern in einem hohen Grade die Hoffnung zu der Wiederherſtellung des Patientens. Es müſſen daher an allen Orten, wo nur Soldaten im Quartier oder ſonſt ſich befinden, auch Gelegenheiten und Mittel vorhanden ſeyn, für die Kranken zu ſorgen, und es ſollte daher nicht nur ein jegliches Regiment, ſondern auch ein jeglicher davon abgeſonderter Haufe ein Hoſpital haben. Wenn man die in Jamaika befindlichen Truppen in die geſunden Quartiere zu Stoney-Hill und an andere Orte verlegte, die ich oben angegeben habe, ſo würde man dadurch nicht nur den Nutzen ſchaffen, daß man die Anzahl der Kranken verminderte, ſondern es würde mit dieſer Verminderung auch noch der Vor-

theil verknüpft ſeyn, daß man viel Arzneyen und eine große Anzahl Krankenwärter und Wundärzte erſparen könnte. So lange unterdeſſen als dieſes noch nicht geſchehen iſt, muß man die Hoſpitäler ſo betrachten, wie ſie ſich gegenwärtig befinden, und dem zu Folge beſtimmen, was ſie in ihrer gegenwärtigen Lage und Verfaſſung erfordern. Ich werde aber die Beobachtungen, die ich hierüber zu machen habe, in der Ordnung vortragen, daß ich zuerſt von der Wartung und mediciniſchen Beſorgung, ſodann von den Arzneyen und für die Hoſpitäler nöthigen Vorrath und endlich von der Nahrung der Patienten beſonders rede.

Meine Leſer werden oben, da ich die Auszüge aus den Krankenliſten mittheilte, bey deren Unterſuchung gefunden haben, daß die Anzahl der Patienten gemeiniglich ſich auf ein Drittheil von der ganzen Anzahl der Soldaten beläuft. Man muß daher die Einrichtung der Hoſpitäler auch nach dieſer Anzahl machen. Funfzig Patienten ſind, wenn man annimmt, daß darunter funfzehn oder zwanzig ſich im Stande der Geneſung befinden, ſoviel als eine Perſon, es ſey ein Regiments- oder Compagniewundarzt oder auch ein Hoſpitalwundarzt nur beſorgen kann. Und wenn man noch überlegt, wieviel unter funfzig Kranken auf dieſer Inſel Fieber und Ruhren haben, und wie ſorgfältige Aufſicht die Kranken von dieſer Art erfordern, ſo muß man zugeſtehen, daß eine Perſon ſehr viel Fleiß und Sorgfalt haben muß, wenn ſie dieſe ganze Anzahl beſorgen ſoll. Nach dieſem Anſchlag nun ſollte auf jede hundert und funfzig Mann, die man nach Weſtindien ſchickt, auch ein Wundarzt mitgeſendet werden. Da aber zuweilen ein Regiment mehr Kranke als das andere hat, ſo erfordert es der Nutzen des Dienſtes, daß die übercompleten oder helfenden Wundärzte, zu dem Generalſtaab und nicht zu einem beſondern Regimente gehören, damit ſie, ſo wie es die

Anzahl

Anzahl der Patienten erfordert, auch leicht von einem Ort nach dem andern verſetzt werden können.

Es muß ein Wundarzt, der ſeine Pflicht gegen die ſeiner Beſorgung anvertrauten Patienten recht beobachten will, das Hoſpital ſehr oft beſuchen; denn wenn derſelbige nicht mit größter Aufmerkſamkeit auf die Remiſſionen der Fieber Acht hat und ſich gleich unmittelbar dieſelbigen zu Nutze macht, um in ſolchen den Kranken die nöthigen Mittel zu reichen, ſo wird man nicht fähig ſeyn die Krankheit geſchwinde zu hemmen, ohne welches doch ſowohl die Geſundheit als ſelbſt das Leben der Patienten bey ſolchen Fiebern in dem hieſigen Klima in der größten Gefahr ſind. Ein Kranker, der in Jamaika drey oder vier Anfälle von einem nachlaſſenden Fieber hat, iſt in größerer Gefahr zu ſterben, als einer der nur einen oder zwey dergleichen Anfälle ausgeſtanden hat. Allein wenn man auch ſelbſt nicht auf die Gefahr des Todtes Rückſicht nimmt, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß ein Patiente bey welchem das Fieber nach dem erſten oder zweyten Anfall durch die Fieberrinde gehemmt wird, gewöhnlicher Weiſe nach wenig Tagen wieder zu ſeiner völligen Geſundheit gelanget; da hingegen, wenn der nämliche ſchon vier oder fünf Anfälle überſtanden hat, zu ſeiner völligen Wiederherſtellung und der Wiedererlangung ſeiner vorhergehenden Geſundheit nun faſt eben ſo viel Wochen erfordert werden, als in dem erſten Fall darzu Tage nöthig waren.

Es erhellet hieraus, wieviel es bey dieſen Umſtänden auf den Fleiß und die Aufmerkſamkeit des Wundarztes ankömmt. Wir hatten davon auch hier in Jamaika einen ſehr auffallenden Beweis bey einem Regiment, das ſtark war und aus zwölf Compagnien beſtand. Es hatte dieſes Regiment zwey Hoſpitäler und zwey Wundärzte, von denen ein jeder die Patienten

von

von ſechs Compagnien zu ſeiner Beſorgung übernahm. Man fand bald, daß das eine der gedachten Hoſpitäler weit mehr als das andere angefüllet war. Dieſer Unterſchied ſchien aber nicht davon herzurühren, daß eine Abtheilung der Compagnien weit mehr Patienten als die andere gehabt hatte, denn es fand ſich kein beträchtlicher Unterſchied zwiſchen der Anzahl der Patienten, die von jeder dieſer Abtheilungen in das Hoſpital geſchickt wurde, (ſondern es rührte dieſe Verſchiedenheit davon her, daß in dem einen Hoſpital die Kranken länger als in dem andern blieben.) Man nahm daher, um die Zahl der Kranken in beyden Hoſpitälern gleich zu machen, die Kranken von einer Compagnie weg und legte ſie ſo wie die von dieſer Compagnie darzu kommenden in das andere Hoſpital. Allein es waren die Kranken der fünf Compagnien doch noch immer ſo zahlreich, als die der ſieben. Man theilte daher nach kurzer Zeit die Patienten in vier und acht Compagnien, da denn die Anzahl der Patienten in beyden Hoſpitälern faſt gleich wurde und zwiſchen vierzig und ſechzig in jeglichem betrug. Man könnte annehmen, als hätte dieſer ſo große Unterſchied blos davon hergerühret, daß die Behandlungsart der Patienten in beyden Hoſpitälern ganz verſchieden geweſen ſey. Allein dieſes war keinesweges der Fall. Es war vielmehr der allgemeine Curplan in beyden Hoſpitälern faſt der nämliche, und von der Heilmethode, deren ich oben bey der Behandlung der nachlaſſenden Fieber erwähnt habe, wie man aus denen in das Hoſpitalreceptbuch verſchriebenen Recepten ſahe, nicht weſentlich verſchieden. Vielmehr war dieſe Verſchiedenheit in der Anzahl der Kranken folgender Urſache zu zu ſchreiben. Der Wundarzt des einen Hoſpitals beſuchte ſeine Patienten vier- bis fünfmal, der andere aber nur zweymal des Tages. Der erſtere ließ ſelten eine Remiſſion vorbeygehen, ohne von derſelbi-

ſelbigen ſogleich Gebrauch zu machen; der andre aber vernachläßigte dieſes oft. Eben ſo war der erſte gleich allemal bey der Hand die ſchlimmen Zufälle, als zum Beyſpiel des Erbrechen oder Purgieren, es mochten nun ſolche von den gegebenen Arzneymitteln herrühren, oder eine Folge der Krankheit ſeyn, bald zu ſtillen, allein der andere Wundarzt nahm darauf keine beſondere Rückſicht. Man ſetze noch den Umſtand hinzu, daß die Wachſamkeit und Sorgfalt des vornehmſten Wundarztes eines Hoſpitals, ſich auch auf die Bedienten und Wärter verbreitet, die derſelbige unter ſich hat. Dieſes aber macht, daß ſie auch in Reichung der Nahrung ſowohl, als der Arzneymittel weit ſorgſamer ſind. Alle dieſe Umſtände zuſammen genommen, hatten die Wirkung, daß in dem einen Hoſpital die Patienten in der Hälfte der Zeit geſund wurden, und ſich erholten, die in dem andern darzu nöthig war, und es überſtieg daher die Anzahl der Kranken in dem einen Hoſpital, wo die Leute von acht Compagnien lagen, keineswegs die Anzahl derer, die in dem Hoſpital für vier Compagnien befindlich waren.

Man hielt in jedem Hoſpital ein Buch, in welches der Name eines jeden Patientens, der in das Hoſpital kam, eingetragen und zu gleicher Zeit ſein Alter, die Zeit ſeiner Ankunft in dem Hoſpital, die Krankheit die er hatte, und die ihm täglich verordneten Mittel beygefüget wurden. Dieſe Einrichtung war, wie die Erfahrung zeigte, für die Wundärzte ſowohl, als für den Arzt und Aufſeher des Hoſpitals gleich nützlich und bequem. Aus dieſem Buche nun wurde alle Wochen eine Liſte von denen in das Hoſpital aufgenommenen, daraus entlaſſenen und noch darinnen befindlichen Patienten verfertiget.

Ich ſehe mich genöthiget hier noch zu erwähnen, daß wenn man ein Hoſpital- oder Krankenbuch oder

Regiſter auf die hier empfohlne Weiſe bey einem jeden Regiment und am Borde eines jeden Kriegsſchiffes hielte, dieſes die beſten Beweiſe von dem Fleiße und der Geſchicklichkeit der bey den Truppen oder auf den Schiffen befindlichen Wundärzte abgeben würde. Sendete man hernach dieſe Bücher nach England, an diejenigen Perſonen, die die Oberaufſicht über die Sorgfalt für die Geſundheit der Flotte und Armee haben, ſo würde dieſes die gute Wirkung haben, daß der Fleiß und Geſchicklichkeit des Wundarztes, auch wenn er noch ſo weit von England entfernt lebte, doch ſeinen Obern bekannt würde. Eine Einrichtung von dieſer Art würde überdieſes noch viel darzu beytragen unſere Kenntniß von den Krankheiten in allen den verſchiedenen Himmelsſtrichen zu verbeſſern, in welche ſich die Brittiſche Herrſchaft erſtrecket, und indem wir dadurch geſchickt gemacht würden, beſſer für die Geſundheit unſerer Matroſen und Soldaten zu ſorgen, ſo würde dieſes zu dem Vortheil der ganzen Nation gereichen.

Der Aufenthalt und die Verpflegung der Kranken in allgemeinen Hoſpitälern (General hoſpitals) pflegt allemal der Regierung, wie die Erfahrung zeigt, ſehr hoch zu kommen, allein es ſcheinen doch ſolche in einem Feldzug und im wirklichen Dienſt unvermeidlich zu ſeyn. Allein in unſern weſtindiſchen Inſeln ſind dergleichen Hoſpitäler nicht nur ganz unnöthig, ſondern ſie würden ſogar für die in Garniſon daſelbſt befindlichen Truppen ſchädlich ſeyn. Man hob daher auch in Jamaika dieſelbigen auf die Verordnung des Generalinſpectors der Hoſpitäler auf, und es hatte dieſes ſehr großen Nutzen.

Die Art und Weiſe die kranken Soldaten in Regimentshoſpitälern zu verpflegen, muß nach der Verſchiedenheit der lokalen Umſtände auch verſchieden ſeyn.

In Jamaika hatte man in dieſem Stücke ſo gute Einrichtungen getroffen, daß auf der einen Seite die Soldaten ſich über nichts zu beklagen hatten, und doch dabey die Regierung auch ſchwerlich mehr Unkoſten durch die Kranken hatte, als ihr die geſunden Soldaten koſteten. Man gab von den Rationen oder den Lebensmitteln, die man den Soldaten gewöhnlicher Weiſe reichte, den kranken Soldaten blos das Brod; ſtatt der eingeſalzenen Fleiſchſpeiſen, des Rums und anderer Dinge aber, die ſie ſonſt bekamen, erhielten ſie fünf Schilling Current-Münze *). So hoch ſchätzte die Kriegscommiſſion die andern Stücke der Verpflegung der Soldaten und ſie bezahlten ſoviel ſtatt derſelben alle Wochen. Zu dieſen wöchentlichen fünf Schillingen wurde noch ein Schilling und acht Pence Current-Münze von des Soldaten Löhnung hinzu gethan. Es hatte alſo jeder Mann zu ſeinem Unterhalt wenn er krank war, außer dem Brode noch ſechs Schillinge und acht Pence. Man wandte dieſes Geld an, um dafür friſches Fleiſch, friſche Vegetabilien, Caffee, Zucker, Milch und andere Dinge einzukaufen, die den Kranken nothwendig ſind. Das Geld reichte zu allen dieſen Dingen zu, ja ſogar zur Bezahlung guter ordentlicher Leute, die Krankenwärter abgaben, denn man hatte in den Hoſpitälern auf Jamaika wenig oder gar keine Weiber zu Krankenwärterinnen. Sie verloren ihre Geſundheit durch das Saufen und man konnte ſich auf ſie nicht ſo ſehr, als auf die männlichen Krankenwärter verlaſſen. Ueber die Anwendung des gedachten Geldes wurde in dem Hoſpital eine Rechnung gehalten, und es ſtand den Officieren des Regiments und dem Arzte oder Aufſeher des Hoſpitals frey, dieſe Rechnung zu unterſuchen. In ſo weit ko-

 ſtete

*) Fünf Pfund Sterling Engliſch, machen ſieben Pfund Currentmünze in Weſtindien.

ſtete alſo die Verpflegung eines kranken Soldatens der Regierung nicht mehr, als die eines geſunden. Es erforderte aber die Nothwendigkeit noch dem Patienten Wein und dieſes zwar in einer beträchtlichen Menge als ein Arzneymittel zu geben. Daher waren folglich der Wein und die Arzneymittel die einzigen außerordentlichen Unkoſten des Hoſpitals. Die Einwohner der Inſel gaben beträchtliche Summen zur Anſchaffung des Weins her; ſo wie ich denn überhaupt erwähnen muß, daß die General-Aſſembly zu Jamaika jederzeit ſowohl in dieſem Stücke, als in allen andern die zu der Verpflegung der Truppen gehörten, die lobenswürdigſte Neigung gezeigt hat, alles mögliche zu thun, was nur zum Wohl der Truppen gereichen konnte.

Außer den nöthigen Arzneymitteln und dem Wein, mußte man auch unter den Hoſpitalgeräthſchaften Betten, Küchenzeug und verſchiedene andre Dinge haben, die zur völligen Einrichtung eines Hoſpitals nöthig ſind. Denn die Soldaten bekommen, ſo lange ſie geſund ſind, kein Bettzeug und haben gemeiniglich in Weſtindien weiter nichts als eine Decke. Was die Arzneymittel anbelanget, ſo muß in dieſen Gegenden nothwendig die Regierung dafür ſorgen, indem das gewöhnliche Arzneygeld, was die Regimentswundärzte für jeden Mann von der Regierung erhalten, nicht zu dem Ankauf des zwanzigſten Theils der nöthigen Arzneymittel hinreichen würde. Die Fieberrinde allein würde einem Hoſpitalwundarzt vielleicht ſchon einige hundert Pfunde koſten. Sie iſt in Weſtindien ſo theuer, daß oft das Pfund für drey Pfund Sterling Currentmünze verkauft wird, und man kann, wenn man es auch nur mäßig anſchlägt, doch rechnen, daß einen Mann in dem andern gerechnet, für jeden ein Pfund Chinarinde alle

Jahr

Jahr nöthig iſt. Man kann aus dieſem einzigen Umſtand ſchon beurtheilen, wie ſehr es die Kräfte ſowohl des Wundarztes eines Kriegsſchiffes, als eines Regimentswundarztes überſteiget, die Soldaten aus ſeinem Beutel in Weſtindien mit Arzneyen zu verſorgen. Es müßten daher, wenn ſich die Regierung der Kranken nicht annähme, dieſelben vieler Dinge beraubt bleiben, die doch oft zu ihrer Erhaltung unumgänglich nöthig ſind. Man hat allemal reichlich für unſre Armee geſorgt, und man wird keine gute Urſache angeben können, warum man nicht auf gleiche Weiſe für unſre tapfern Seeleute Sorge tragen ſollte.

Man hat, indem man den Soldaten die ihnen nöthigen Arzneymittel darreichen ließ, vorzüglich Sorge getragen, den Misbrauch und die Verſchwendung der Mittel ſoviel als möglich zu verhüten. Der hohe Preis, in dem die Arzneymittel in dieſem Klima ſtehen, iſt, wie man glaubt, zuweilen für diejenigen, durch deren Hände die Arzneymittel gehen, und von denen ſie den Kranken gereicht werden, eine Verſuchung geweſen, einen Theil derſelben unterzuſchlagen. Man kann jedoch die Verſchwendung und das Stehlen der Arzneymittel ſehr gut verhüten, und man verfuhr dabey folgendermaßen. Es wurde ein genaues Verzeichniß von allen vorräthigen Arzneymitteln, Wein und andern Vorräthen gemacht und der Aufſeher über dieſes Proviant bekam den Befehl von allen dieſen Dingen nichts als nur auf eine geſchriebene Anweiſung des Hoſpitalarztes, oder der Hoſpitalaufſeher, oder einer andern Perſon auszuhändigen, die dergleichen Anweiſung ertheilen konnte. Dieſe Anweiſung und die Quittung des Regimentsfeldſcheers oder der Perſon, zu deren Gunſten dergleichen Anweiſung ausgeſtellet wurden, dienten dem Aufſeher des Magazins zu Belegen. Dieſes Mittel machte, daß

jeder Mißbrauch und Unterſchleif leicht entdecket werden mußte; und damit dieſes deſto leichter geſchehen möchte, ſo wurde vorne auf die Rechnung eine vierteljährige Liſte von allen den Arzneymitteln u. ſ. w. geſetzt, die nöthig geweſen waren. Die Befehle zu Aushändigung der Arzneymittel u. ſ. w. werden nothwendiger Weiſe von einer Perſon ausgeſtellet, es mag ſolche ein Arzt oder ein Aufſeher des Hoſpitals ſeyn, die die Kranken unter ihrer Aufſicht hat, und an welche die gewöhnlichen Krankenliſten und Rechnungen des Hoſpitals gebracht werden. Es kann daher auch ein ſolcher Mann zu allen Zeiten über die Menge der Arzneymittel ein Urtheil fällen, welche für gewiſſe Regimenter oder Detaſchements nöthig ſind, da der Zuſtand der Kranken von dieſen Regimentern u. ſ. w. ihm bekannt ſeyn muß. Kommt man auf die Vermuthung, daß einiger Unterſchleif alsdenn ſtatt findet, wenn die Arzneyen in die Hände der Wundärzte oder anderer Leute gekommen ſind, die für die Patienten Sorge tragen ſollen; ſo kann man leicht ausfindig machen, ob dieſe Vermuthungen gegründet ſind. Man braucht nämlich, nur das Hoſpitalbuch zu unterſuchen, in welchem ein Verzeichniß von allen den Patienten verordneten Arzneyen befindlich iſt. Ich würde die Geduld meiner Leſer mißbrauchen, wenn ich mich weitläuftiger und genauer über dieſe Dinge einlaſſen wollte, da man aus dem hier Geſagten ſehr leicht einſehen wird, daß die Mittel allen Unterſchleif zu verhüten oder zu entdecken, ſo einfach als wirkſam ſind.

Da ſo viele Soldaten durch wiederholte Anfälle von Fiebern, der Ruhr, der Bleycolik und durch Geſchwüre zum Dienſt untüchtig wurden, ſo häufte ſich die Anzahl der Invaliden in den Hoſpitälern und bey den Regimen-

gimen-

gimentern täglich an. Sowohl die Menſchenliebe als der Nutzen der Regierung erforderte, daß dergleichen Leute von Zeit zu Zeit nach England zurückgeſchickt wurden. Sie waren, ſo lange ſie in der Inſel blieben, eine Laſt für die Armee, ohne daß man dabey die geringſte Hoffnung hatte, daß ſie je derſelben wieder nützlich werden könnten. Wenn ſie aber nach einem kühlen und geſunden Klima geſchickt wurden, ſo wurden viele von dieſen Leuten doch noch wieder hergeſtellt. Dieſes ereignete ſich vornehmlich bey ſolchen Perſonen, die durch Fieber geſchwächt waren oder die Geſchwüre hatten.

COUNTWAY LIBRARY OF MEDICINE
RC
971
H91 G3